This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C 2.08.4

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE BEQUEST OF
JAMES WALKER
(Class of 1814)
President of Harvard College

"Preference being given to works in the Intellectual and Moral Sciences"

9912

Die Schutzheiligen.

Ein Beitrag

zur

Heiligen-Legende und zur Cultur- und Kunstgeschichte

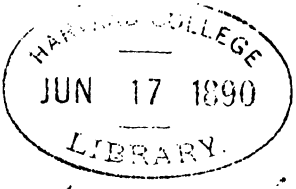
von

Dr. Heinrich Samson,
Vikar.

Mit kirchlicher Genehmigung.

Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1889.
Münster i. W., Prinzipalmarkt 1. — **Osnabrück.**

C208.4
H5905



Vorwort.

Die vorliegende Schrift handelt über die Heiligen, welche in der Christenheit als Schutzpatrone verehrt werden. In der Einleitung wurden die wichtigsten Nachrichten über die heiligen Ortsnamen und die Orts- und Kirchenpatrone zusammengestellt, dann folgt ein kurzer Rückblick auf die geschichtliche Entwickelung der Zünfte und Innungen und eine Angabe der Gründe, welche die Auswahl der Patronate in der Volksandacht veranlaßt haben. Die Abhandlungen über die einzelnen Schutzheiligen sind in alphabetischer Reihenfolge geordnet; doch wurden die Patronate der hl. Mutter Gottes, des hl. Joseph, der hl. Mutter Anna, des hl. Johannes Baptista und der drei hl. Erzengel an erster Stelle behandelt. Die Legende der betreffenden Heiligen wurde als bekannt vorausgesetzt und nur in soweit berücksichtigt, als sie zur Erklärung der Patronate mitgetheilt werden mußte. Bei Ausarbeitung der einzelnen Artikel war es ferner das Bestreben des Verfassers, die Gründe für die Auswahl der Patronate richtigzustellen und nachzuweisen. Daß eine wissenschaftliche Untersuchung dieser Art nicht überflüssig ist, bezeugt der gelehrte Jesuit Cahier in seinem umfangreichen Werke: Charactéristiques des Saints dans l'art populaire II p. 673 mit den Worten: »Qui voudra se borner a cet unique sujet, la matière ne lui manquera pas pour en faire un véritable livre.« Die culturgeschichtlich interessanten Nachrichten wurden mit Sorgfalt gesammelt und das

von der Kunſt-Symbolik dargebotene Material iſt mit größerer Ausführlichkeit behandelt worden. Die Rückſichtsnahme auf das im Mittelalter geltende bäuerliche Recht war in mehreren Fällen geeignet zur Löſung der Fragen und zur Berichtigung von Irrthümern.

Möge dieſe Schrift ihren Leſern durch die darin gebotene Sammlung der kunſt- und culturgeſchichtlichen Nachrichten einigen Nutzen bringen, und namentlich bei den Vorſtehern von Vereinen, insbeſondere den Leitern der Arbeiter- und Geſellen-Vereine, denen der Verfaſſer einen Dienſt erweiſen wollte, eine wohl wollende Aufnahme und Beurtheilung finden! Zum praktiſchen Gebrauche iſt am Schluſſe ein ausführliches Namen- und Sach-Regiſter beigefügt.

Darfeld (Weſtfalen), 1. September 1889.

Heinrich Samſon, Dr. jur. utr.

Einleitung.

Heilige Ortsnamen.

Der Gebrauch, für die einzelnen Ortschaften, Kirchen, Stände und Gewerbe einen Heiligen als Schutzpatron zu erwählen, reicht bis auf die älteste christliche Zeit zurück. So ist es auch geschehen, daß viele geographische Namen der hl. Legende entlehnt sind; es lassen sich die folgenden fünf Ursachen angeben, welche die Entstehung der heiligen Ortsnamen veranlaßt haben.

a) In vielen Fällen sind die Ortschaften entstanden aus den Niederlassungen von Glaubensboten, z. B. St. Wendel, St. Goar, St. Gallen (das einst damit verbundene Appenzell kommt von Abbatis cella), Amorbach, Solenhofen (der hl. Sola), Mangen (der hl. Magnus, im Volksmunde Mang genannt), St. Wolfgang. Andere Ortschaften haben sich um eine Wallfahrtskirche oder ein Kloster gebildet; sie nahmen dann leicht den Namen des Heiligen an, welcher der Schutzpatron des Klosters war oder dem die Kirche geweiht war, z. B. Dietramszell in Oberbayern und die meisten der auf Zell (cella, Kloster) endigenden Orte, ferner St. Hubert, Gereonsweiler, St. Florian, St. Lambert, St. Gotthard, St. Ulrich u. a. Manche Namen zeigen noch durch die Form, daß die betreffenden Orte nach einem Kloster benannt sind, z. B. Kloster Neuburg, Kloster Beuron. Namentlich lassen die vielen Ortsnamen zu Ehren der Mutter Gottes erkennen, daß diese Orte in alter Zeit die Stätten einer frommen Verehrung der heiligen Jungfrau waren, z. B. Marienfeld, Marienbad, Mariaschein, Mariazell, Magdeburg, Marienwerder, Marienburg,

Frauenburg. Die letzteren Namen beweisen, daß der deutsche Ritterorden mit Vorliebe seine Stiftungen und Niederlassungen nach seiner Patronin, der heiligen Jungfrau, nannte.

b) Die kirchlichen Orden haben in ihren Missionen die ersten Niederlassungen oft nach ihren Ordensstiftern und anderen Heiligen ihres Ordens benannt; deshalb findet man in der neuen Welt die Ortsnamen: San Franzisco, San Domingo (Dominikus), Sant Antonio u. a. Nicht minder haben die Ansiedler gern ihre Niederlassungen nach den verehrtesten Heiligen ihrer Heimath benannt, besonders nach den betreffenden Landespatronen; so finden wir in den französischen Colonien die Namen: Ludwig (St. Louis) und Karl (St. Charles), in den spanischen die Namen: Laurentius (Lorenzo), Paulus, in den englischen: Georg, Johann, Patritius. In dem den Engländern gehörenden Alpenquellande des Ganges, um nur ein Beispiel anzuführen, bilden die höchsten Bergspitzen die sogenannte Vierheiligen-Gruppe: St. Andreas, St. Georg, St. Patrick und St. David. Die Berge sind oft benannt nach dem hl. Kreuze, weil auf ihren Spitzen vielfach das Siegeszeichen der Christenheit errichtet war; oder sie tragen den Namen der hl. Anna, die im Mittelalter als die Patronin des Bergbaues galt, oder den Namen des hl. Michael, weil die christlichen Missionare auf den Bergen Kapellen zu Ehren des hl. Michael zu errichten pflegten.

c) Die Städte Mittel- und Südamerikas sind in großer Anzahl aus den Missionsstationen hervorgegangen; sie behielten die Namen der Heiligen bei, in deren Schutz und Fürbitte die Mission empfohlen war. So erklärt sich leicht die große Anzahl heiliger Ortsnamen in diesen Landestheilen. In Südamerika und Mexiko wurden die Ureinwohner für die christliche Religion und Gesittung zum großen Theile gewonnen. Daß dieses geschehen konnte trotz der Grausamkeit der spanischen Eroberer, ist ein großes Verdienst der von der Kirche entsendeten Glaubensboten.

d) Es entsprach überhaupt der Neigung einer Bevölkerung, deren christliches Bewußtsein lebhaft und kräftig entwickelt war, die Orte nach den christlichen Helden, den Heiligen, zu benennen. Das geschah namentlich bei denjenigen Heiligen, deren Verehrung

in der Christenheit ausgezeichnet war, wie bei den hl. Aposteln, den vierzehn Nothhelfern und überhaupt bei den Heiligen, deren Namen die Bibel, die älteste Heiligengeschichte, nennt. Dieselben haben dann fast alle, wie später nachgewiesen wird, bei den christlichen Ständen und Gewerben ein Patronat erlangt. So lassen sich auch fast alle Namen, welche in der Litanei von allen Heiligen genannt werden, in den Ortsnamen nachweisen.

e) Zuweilen war es auch ein besonderer äußerer Umstand, welcher die Benennung veranlaßte; z. B. die Zeit der Entdeckung des betreffenden Landes, wie Florida, welches die Spanier am Palmsonntage (pascha floridum von ihnen genannt) entdeckten, Allerheiligen-Berg, Weihnachtsland, die Heiligen-Geist-Inseln, welche zu den betreffenden Zeiten des Kirchenjahres entdeckt wurden. Die Insel Trinidad (Dreifaltigkeit) erhielt diesen Namen, weil die Entdecker aus der Ferne sie erkannten an den drei gleich hohen Bergen. Die Stadt Andreasberg hat ihren Namen erhalten von der Gestalt der daselbst gebrochenen Erze, deren Kryställisationsform einem Andreaskreuz ähnlich war. Der St. Paulsberg auf der Insel Malta hat diesen Namen, weil nach der Ueberlieferung der hl. Apostel Paulus auf seiner Reise nach Rom daselbst landete. Der berühmte Seefahrer und Entdecker Amerika's, Columbus, nannte die erste Insel, welche er entdeckte, San Salvador; weil er durch die Auffindung derselben aus der Gefahr errettet wurde, die ihm von Seiten der unzufriedenen Schiffsmannschaft drohte, so nannte er die Insel nach dem Namen des allerheiligsten Erlösers.

Orts- und Kirchenpatrone.

An den Orten, die nach Heiligen benannt sind, wird regelmäßig der betreffende Heilige als Ortspatron verehrt. Unter dem Ortspatron (patronus loci) versteht man denjenigen Heiligen, welcher als besonderer Fürsprecher bei Gott als Schutzheiliger eines Ortes rechtmäßig erwählt oder der Ueberlieferung gemäß seit unvordenklicher Zeit vom Klerus und Volk in der bezeichneten Eigenschaft verehrt wird. (Schüch, Pastoral, S. 339.) Nach einem Dekrete Urban's VIII. vom 23. März 1630 muß derselbe durch

geheime Abstimmung von Seiten des Volkes gewählt und die Wahl vom Bischof und Klerus ausdrücklich gebilligt werden. Von dem patronus loci, unter dessen Schutz ein ganzer Ort (Stadtgemeinde, Diöcese, Land) gestellt ist, wird der Kirchenpatron unterschieden, zu dessen Ehre und unter dessen Anrufung und Schutz eine Kirche gebaut und geweiht worden ist und von welchem diese ihren Namen hat. Wie nämlich jeder Mensch, so sagt Schüch a. a. O., seinen eigenen Namen trägt, so wurde von jeher jeder Kirche ein Name beigelegt. In den ältesten Zeiten erhielten manche Kirchen ihre Titel von ihren Gründern und ehemaligen Besitzern, z. B. die Kirche des Pudens, die Basiliken Konstantin's und der hl. Helena. Den Kirchenpatron stellt gewöhnlich das Bild des Hochaltars dar; auch das Pergamentblatt, welches der konsekrirende Bischof bei der Kirchweihe in die confessio des Altares legt, nennt den Namen des Kirchenpatrons.

Während zu Ortspatronen nur die Engel und Heiligen erwählt werden, kann als Titel einer Kirche auch ein Geheimniß des heiligen Glaubens genommen werden, z. B. die Kirche zur heiligsten Dreifaltigkeit, die Salvatorkirche, die heilige Geist-Kirche, die Kirche zum heiligen Kreuz u. s. w. Zu Affing bei Augsburg gibt es eine Pfarrkirche „zu den sieben Zufluchten" (die hl. Dreifaltigkeit, das hl. Altarssakrament, das hl. Kreuz, die hl. Mutter Gottes, die Engel, die Heiligen und die armen Seelen). In alter Zeit wurden die Hospitalkirchen vielfach Gott dem hl. Geist geweiht, als dem Tröster der Kranken und der Betrübten.

Sowohl Kirchen als Orte können mehr als einen Patron haben, und dann unterscheidet man den patronus principalis von dem patronus secundarius. Ein Dekret der Rituscongregation vom 22. Nov. 1664 bestimmte, daß, wo Altäre oder Kirchen unter der Anrufung mehrerer Heiligen geweiht worden, Einer unter ihnen als patronus principalis zu bezeichnen und an dessen Gedenktage das Patrocinium zu feiern sei. War z. B. eine Kirche den hl. Aposteln oder den vierzehn hl. Nothhelfern geweiht, so mußte jetzt Einer aus dem heiligen Kreise als patronus principalis ausgewählt werden.

Patrone der Stände und Gewerbe und Gründe der Auswahl der Patronate.

Dem Beispiele der Kirche folgten die Ritterorden, Kaufmannsgilden und Zünfte, sie wählten einen Heiligen als besonderen Patron, riefen ihn um seine Fürbitte an, nahmen sein Bild in ihre Wappen und Fahnen auf und hielten seinen Gedenktag feierlich beim Altare ihres Patrons. Am Feste des Schutzheiligen wurden die Lehrjungen aufgenommen und erhielten die Gesellen ihren Freibrief. Bei dem Gottesdienste wurden in der Predigt das Leben und die Tugenden des Schutzpatrons zur Nachahmung empfohlen, und, da fast alle in der hl. Schrift genannten Heiligen, wie unten nachgewiesen wird, als Patrone im Mittelalter erwählt waren, so förderte diese Feier wesentlich die Kenntniß und das Verständniß der hl. Schrift.

Die Namen, unter welchen die Innungen in den Urkunden des Mittelalters vorkommen, sind folgende: fraternitates, sodalitia, bursa, compania, Zunft, Amt, Stube, Hansa, Selschop, Gilde, Zeche, Gaffel u. a. Sie bildeten sich immer mehr zu festgeschlossenen Genossenschaften aus, die ihre Vorsteher selbst erwählten und sich wacker wehrten, wenn übermüthige Große Einzelnen oder Mehreren von ihnen Unrecht thaten. Die Vorstände besorgten den Einkauf von Rohmaterial, das von jedem Meister echt und billig bezogen werden konnte, und die neuerfundenen Werkzeuge und Maschinen, die von der Zunft zum leichteren Betriebe des Geschäftes benutzt werden konnten. Ausführliche Nachrichten über die Verfassung derselben geben Dr. Lang und Dompropst Zenotty in ihren Schriften über die „Handwerker-Patrone".

Bei den Innungen bildete sich der sog. Zunftzwang aus, kraft dessen Alle, die in einer Stadt ein bestimmtes Handwerk lernen wollten, der betreffenden Zunft beitreten und ihrer Ordnung sich unterwerfen mußten. Die Aufnahme in die Zunft konnte auch verweigert werden; immer wurde die eheliche Geburt verlangt. Zum Zeugnisse ehelicher, freier Geburt wurden bis in die neuere Zeit von den Aemtern und Gilden Briefe unter der Formel aus-

gestellt, daß des Lehrknaben Mutter seinem Vater in fliegenden Haaren angetraut worden war; diejenigen, welche nicht unbescholten waren, durften nämlich als Bräute nicht in langen Haaren erscheinen.

Die einzelnen Zünfte hatten zunächst nur in Bezug auf den Gewerbebetrieb, später auch in Streitigkeiten der Genossen unter einander ihre eigene Gerichtsbarkeit, in welche sich die weltlichen und geistlichen Gerichte nicht mischen durften. Die Eintrittspreise und die Geldbußen, die wegen Vergehen gegen die Statuten auferlegt wurden, verwendete man gewöhnlich zur Unterstützung wandernder Gesellen oder alter und bedürftiger Mitglieder. Jede Zunft hatte ihre Stube oder oft ein stattliches und schön eingerichtetes Haus, in welchem die Genossen zur Feier gemeinsamer Feste und zur Berathung über Angelegenheiten der Zunft sich versammelten. Im Laufe der Zeit geriethen die Innungen theils durch die Veränderungen der staatlichen und socialen Verhältnisse, theils durch eigene Schuld, namentlich durch die Mißbräuche, die mit dem Zunftzwange getrieben wurden, in Verfall; nur die Bruderladen der Bergknappen haben sich bis in die neueste Zeit erhalten. Daß sie aber im Mittelalter, als sie mit dem Wachsthum der Städte rasch zur Blüthe sich entwickelten, großen Segen stifteten, beweist das große Ansehen des Handwerks in der Vorzeit, als der Spruch noch Geltung hatte: „Handwerk hat einen goldenen Boden".

Zunächst gewährten sie, sagt Dr. Lang, ihren Mitgliedern den nöthigen Schutz bei der Ausübung ihres Gewerbes. Jeder angehende Meister hatte sich einer Prüfung seiner Tüchtigkeit zu unterwerfen und ein Meisterstück zu machen. Schaugerichte trugen Sorge dafür, daß nur gute, preiswürdige Arbeit geliefert wurde, und bei der innigen Verbindung, in welcher damals viele Handwerke mit der Kunst standen, zeichneten sich manche Handwerksarbeiten durch Schönheitssinn und künstliche Vollendung aus. So nahm das deutsche Handwerk im Mittelalter eine bevorzugte Stelle ein, was Schönheit und Gediegenheit der Arbeit betraf; deutsche Handwerker waren in allen Ländern gesucht und geehrt. Es ist darum das Bestreben unserer Zeit zu billigen, die alten Innungen

und Vereine wieder in Aufnahme zu bringen, um das faſt ganz verloren gegangene Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit zu beleben, die gemeinſamen Intereſſen zu ſchützen und die chriſtliche Zucht und die Standesehre zu pflegen und zu fördern.

Von Anfang an und gerade am meiſten in der Zeit ihrer Blüthe ſtanden die Zünfte in inniger Verbindung mit der Kirche; manche derſelben machten zu kirchlichen und mildthätigen Zwecken reiche Stiftungen. Beſonders ſchön und rühmenswerth war die brüderliche Sorge, welche die Mitglieder der Zünfte für einander hatten. Sie bildeten gleichſam eine große Familie; kranke und in unverſchuldete Noth gerathene Meiſter, die Wittwen und Waiſen Verſtorbener wurden reichlich unterſtützt. Alle äußere Ordnung bleibt nur eine todte Form, wenn ſie nicht belebt wird von dem chriſtlichen Geiſte der werkthätigen Liebe und der Aufopferung. Nur in ſolchen vom Geiſte des Chriſtenthums durchdrungenen Innungen wird der Handwerkerſtand die ſchon ſo lange vergeblich erhoffte und vergeblich erſtrebte Beſſerung ſeiner Lage erreichen.

Es wurde ſchon erwähnt, daß die chriſtlichen Stände, Gewerbe und Handwerker-Innungen in den früheren Jahrhunderten ſich unter den Schutz eines Heiligen zu ſtellen pflegten, deſſen Tugenden ihnen zum Vorbilde dienten und deſſen Fürbitte ſie anriefen. Gewöhnlich hat die Volksandacht dieſe Schutzheiligen erwählt; in einzelnen Fällen kann auch für das Patronat eine ausdrückliche Entſcheidung oder Billigung der Kirche angeführt werden. Für die Auswahl dieſer Patronate ſind die folgenden Gründe beſtimmend geweſen:

a) Die Legende des betreffenden Heiligen, der dem Stande angehörte oder als der Wohlthäter des Standes erſcheint, als deſſen Patron er verehrt wird. Die Legende gibt in den meiſten Fällen eine genügende Auskunft. So werden als Patrone der Aerzte der hl. Lukas (Coll. 4—14), der hl. Pantaleon, Cosmas und Damian genannt, weil ſie nach den geſchichtlichen Nachrichten die ärztliche Kunſt übten. Die Juriſten verehrten den hl. Ivo, der in ſeinem Leben ein Advokat der Armen war. Als Vorbilder und Schutzheilige der Theologen gelten die großen Gottesgelehrten St. Auguſtin und Thomas. Die hl. Katharina von

Alexandrien ist die Patronin des Lehrstandes; denn sie war im Christenthum und den weltlichen Wissenschaften so wohl unterrichtet, daß sie die heidnischen Philosophen siegreich widerlegte. Die hl. Mutter Anna wird von den Eltern angerufen und wegen ihres mütterlichen Charakters gilt sie auch als die Beschützerin der Armuth. Crispinus und Crispinianus, die als christliche Missionare das Schuhmacherhandwerk betrieben, um sich leichter Eingang bei den Heiden zu verschaffen, sind die bekannten Schutzpatrone der Schuhmacherzunft. Alexius, der in seinem elterlichen Hause unerkannt in demütiger Buße lebte, wird von Cahier als Patron der Portiers genannt. Die hl. Jungfrauen Notburga und Zitta sind die Vorbilder und Schutzheiligen der Dienstmägde; die heil. Martha und Zachäus, die den Herrn aufnahmen und ihm dienten, sind die Patrone der Gastwirthe. Der hl. Wolfgang, der mit seinem Beile selbst das Holz fällte zum Baue seines Kirchleins, wird von den Holzfällern am Wolfgangssee verehrt. In Frankreich verehren die Postboten den hl. Gabriel, den Bringer der frohen Botschaft. Der hl. Gualfardus, ein Sattler in Augsburg, wird in Süddeutschland von den Sattlern verehrt. Aus der hl. Schrift erklärt es sich, weshalb der hl. Joseph der Schutzheilige der Schreiner und Zimmerleute, der hl. Petrus Patron der Schiffer und Fischer, der hl. Paulus der Patron der Zeltmacher und Weber ist. Der große hl. Bischof Willigis von Mainz war eines Radmachers Sohn, nahm, demüthig seiner geringen Herkunft eingedenk, das Rad in sein Wappen auf und wurde von den Wagnern als Schutzpatron verehrt. Diese Beispiele lassen sich leicht vermehren; vergl. unten die Artikel Rochus, Reinhold, Antonius, Leo, Gregor, Hubert, Sebastian, Mauritius, Georg, Barbara u. s. w.

b) Die Heiligen haben auf Kirchenbildern gewöhnlich ein Abzeichen, woran man sie erkennt; dieses ist entweder ein Symbol, z. B. der Bienenkorb auf den Bildern des hl. Bernhard, Ambrosius und Chrysostomus, welcher hier ein Sinnbild der Beredsamkeit sein soll; oder es ist dieses Abzeichen ein geschichtliches Attribut, das an eine Begebenheit aus dem Leben des Heiligen erinnert. Diese traditionellen Abzeichen auf den Heiligenbildern

haben zu einer großen Zahl von Patronaten den ersten Anlaß gegeben. Das wird bewiesen durch die Beispiele der Heiligen Michael, Goar, Veronika, Barbara, Nicolaus, Bartholomäus, Blasius, Johannes Evangelista (siehe die betreffenden Artikel).

c) Der Name des Heiligen hat oft zu naiven Wortspielen Veranlassung gegeben, welche nicht ohne Einfluß geblieben sind auf die Auswahl der Schutzpatrone. Das Volk liebt die Dichtung und den Scherz; man denke nur an die zahlreichen gereimten Wetterregeln und Bauernsprüche, in denen die Namen der Heiligen genannt werden. Solche Wortspiele und Scherze können bei dem ernsten Beurtheiler leicht Anstoß erregen; wenn man aber bedenkt, daß sie einer frommen, mit den Heiligen vertrauten Zeit und der naiven Volksdichtung entstammen, so wird man nicht zu streng darüber richten. Zur Charakteristik mögen die folgenden Beispiele dienen: In Frankreich erwählten die Nagelschmiede (cloutier) den hl. Claudius (St. Cloud) als Patron; es liegt darin offenbar eine Anspielung auf den Namen des Heiligen, der dann wegen des genannten Patronates auf seinen Bildern auch Nägel, Hammer, Zange und andere Werkzeuge der Nagelschmiede als Abzeichen hat. Eine Anspielung auf den Heiligennamen ist ferner darin zu erkennen, wenn Clara (klar) und Lucia (Licht) als Patrone gegen Augenleiden, Servatius als Patron für gutes Gelingen, Serenus als Patron für heiteres Wetter genannt werden, und wenn der hl. Wolfgang von den Hirten zur Abwehr der Wölfe angerufen wurde; vergl. noch die Artikel Blasius, Paulus, die hl. Dreikönige.

d) In einigen Fällen hat auch der Gedenktag des Heiligen im Kalender ein Patronat veranlaßt. In Nordfrankreich verehrten z. B. die Erntearbeiter den hl. Petrus; die Schnitter versammelten sich an dem Feste Petrus a vinculis zum Gebete in den Kirchen; denn dieses Fest fällt auf den 1. August, welcher Monat die Erntearbeiten eröffnet. In Deutschland wird St. Gertrud als Patronin der Gärtner verehrt, weil ihr Festtag (17. März) in den Beginn der Gartenarbeiten fällt; vergl. noch den Artikel: die sog. „gestrengen Herren".

e) Mehrere Patronate können nur richtig verstanden werden, wenn man die Specialgeschichte, namentlich die Geschichte der

Zünfte und Innungen zu Rathe zieht. So hatten nach Cahier im 16. Jahrhunderte die Nadler zu Paris den hl. Sebastian, den Hauptmann der kaiserlichen Leibgarde, zum Patron, weil aus dieser Zunft vorzüglich die Soldaten der Elitetruppen geworben wurden. Die Barbiere verehrten den hl. Ludwig, weil er von den französischen Königen zuerst den früher üblichen Vollbart ablegte. Die Kutscher verehrten den hl. Fiakrius (vergl. den betreffenden Artikel). In Lüttich war der Landespatron St. Hubert auch der Schutzheilige der vornehmsten Zunft, der Metallarbeiter. In Oberitalien war der hl. Johannes der Täufer als der Patron der Sänger und Musiker bekannt; denn der alte lateinische Hymnus auf diesen Heiligen, «Ut queant laxis», verfaßt von dem longobardischen Geschichtsschreiber Paul Warnefried, erlangte großen Ruhm, da die Anfangssilben der sieben ersten Zeilen zu Benennungen der sieben Töne der Tonleiter gewählt wurden.

Namentlich ist für das Verständniß der in Deutschland üblichen Patronate die Zunftgeschichte eine ergiebige Quelle. Oft waren mehrere Handwerke zu einer Zunft vereinigt, und es erhielten dann die in einer solchen sogenannten ungeschlossenen Zunft vereinigten Gewerbe denselben Schutzpatron, den sie auch beibehielten, als sie sich trennten. So hatten die Weber die heil. Crispinus und Crispinianus zu Patronen, weil sie ehedem vielerorts mit den Schuhmachern in derselben Zunft vereinigt waren. Im Hessischen hatten die Zimmerleute den hl. Stephanus zum Patron, weil sie früher mit den Maurern eine Gilde ausmachten; die Maurer aber verehrten den hl. Stephanus, weil er auf seinen Bildern Steine als Abzeichen hat. Als Schutzheiliger der Glaser wird oft der hl. Lukas genannt; hier gibt wieder die Erforschung der Zunftgeschichte befriedigenden Aufschluß. Lukas, der nach der Legende Bilder der hl. Jungfrau malte, war von Alters her der Schutzpatron der Maler; es läßt sich aber nachweisen, daß zur Zeit der Glasmalerei die Glaser mit den Malern zu einer Zunft vereinigt waren (vergl. den Artikel St. Lukas). Die Bader hatten in Frankreich und Belgien für sich die Patrone der Aerzte, Cosmas und Damian, ausgewählt, weil sie wegen der Uebung der niederen Chirurgie darauf Anspruch erhoben. In Deutschland hatten die

Uhrmacher den hl. Petrus als Patron; denn die ersten Uhrmacher waren Kunstschlosser; der hl. Petrus war aber von Alters her der Schutzpatron der Schlosser, weil er nach der Verheißung Christi: „Dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben“ auf Kirchenbildern die Schlüssel trägt.

f) Endlich ist das altdeutsche Recht für die Auswahl der Heiligen-Patronate mehrfach bestimmend gewesen; man braucht nur das in Menzel's Symbolik unter St. Margaretha und St. Urban Gesagte nachzulesen, um zu erkennen, wie sehr auch ein so tüchtiger Forscher in die Irre geht, wenn er nicht auf den Zusammenhang der Heiligen-Patronate mit den Rechtsgewohnheiten des Volkes achtet, sondern die Patronate in einer künstlichen symbolischen Betrachtungsweise deuten will. Das deutsche Recht des Mittelalters ist im Sachsenspiegel enthalten, der aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts stammt. Weil dieses Rechtsbuch das damals geltende Gewohnheitsrecht mittheilt, so haben wir in demselben Rechtsnormen, die vielfach schon seit dem Beginne des Mittelalters in Uebung waren. Für unseren Zweck ist namentlich der Artikel 58 des 2. Buches interessant, der von dem Rechte an den verfallenen Pacht- und Lehnsnutzungen handelt. Das darin Mitgetheilte ist wohl geeignet, das Verständniß einzelner Patronate zu vermitteln und weit verbreitete Irrthümer zu berichtigen, wie das in den Artikeln St. Margaretha und St. Urban nachgewiesen werden soll.

Die Schutzheiligen.

Die allerſeligſte Jungfrau Maria.

Patronin aller chriſtlichen Stände.

Die hl. Jungfrau Maria wird verehrt als die Schutzheilige aller Stände; die Kirche nennt ſie in der Litanei „die Hilfe der Chriſten“, und die Chriſtenheit betet zu ihr vertrauensvoll: „Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir, hl. Gottesgebärerin“. Eine ſchöne Darſtellung hat dieſes Patronat auf Kirchenbildern des Mittelalters gefunden; die Mutter Gottes wurde dargeſtellt mit einem weiten Mantel, dem ſprichwörtlich gewordenen „Mantel der Liebe“, unter welchem Chriſten aller Stände Schutz ſuchen. Es hängt eine Darſtellung dieſer Art mit der Symbolik des altdeutſchen Rechtes zuſammen. Der Mantel galt als Symbol des Schutzes, beſonders der Mantel der Fürſten und Fürſtinnen. Adoptirte und legitimirte Kinder wurden unter den Mantel genommen und hießen davon Mantelkinder.

Zu allen Zeiten haben die Bekenner des Kreuzes die Mutter Gottes auch als ihre Mutter geliebt und verehrt; die größten Heiligen haben ſich an ihrem Tugendbeiſpiele begeiſtert, die größten Gelehrten ihre Wiſſenſchaft bei ihr, dem Sitze der Weisheit, geſchöpft; die Künſtler haben ihre beſten Kräfte darangeſetzt, ihr Bild zu geſtalten, und zu ihrem Preiſe ſind die herrlichſten Lieder erklungen. Und da Maria ihr irdiſches Leben in Armuth und Niedrigkeit hinbrachte, ſo gehören ihr vor Allem die Herzen der Armen und Demüthigen; ſie blicken freudig zu ihrem Bilde empor und ſchöpfen aus deſſen Betrachtung Kraft und Troſt.

Warum die Christen die Mutter Gottes so gern verehren und so innig lieben, das erklärt Hettinger (Apologie des Christenthums, II. S. 518) in folgender Weise: „Maria ist zwar „Fleisch von unserem Fleische", aber verklärt im Glanze der reichsten Gnade Gottes, die je einem Sterblichen geworden, ein sichtbares Bild der unsichtbaren Schönheit Gottes. Und darum ist sie auch so echt menschlich und uns so nahe, nicht durch eine unüberschreitbare Kluft von uns geschieden, vertrauensvoll uns zuwinkend als „Mutter der schönen Liebe", deren Liebe zu uns nur übertroffen wird durch die Liebe Gottes zu den Menschen, der an ihr den sichtbarsten Beweis der Welt vor Augen gestellt, was seine Gnade aus dem Sohne des Staubes zu bilden vermag. So ist sie der Morgenstern beim Aufgange des Lebens der Gnade, der hinführt zu Christus, und der Abendstern, wenn der Tag sich neigt, jener Tag, auf den die ewige Nacht folgt. So leuchtet sie mit dem milden Lichte des Mondes in den dunkelen, kalten Nächten dieses irdischen Lebens; aber sie selbst hat ihr Licht von Ihm, der die Sonne der Gerechtigkeit ist."

Die Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria im christlichen Volke hat ihren schönsten Ausdruck gefunden in der Feier der Muttergottesfeste. Wir geben deshalb im Folgenden eine kurze Darstellung der zu Ehren der hl. Jungfrau eingesetzten Gedenktage, indem wir der Ordnung des Kirchenjahres folgen und namentlich das hervorheben, was ein kunst- und kulturgeschichtliches Interesse hat.

a) Das Fest der unbefleckten Empfängniß Mariä wird am 8. Dezember gefeiert. Es liegt diesem Feste der Glaubenssatz zu Grunde, der zu allen Zeiten von der Kirche gebilligt und am 8. Dezember 1854 feierlich erklärt worden ist mit den Worten: „daß die allerseligste Jungfrau Maria durch einen besonderen Vorzug und durch eine besondere Gnade Gottes in Kraft der Verdienste Jesu Christi, des Erlösers des Menschengeschlechtes, von jeder Makel der Erbsünde unbefleckt bewahrt worden ist." Weil mit dem ersten Adventssonntage das Kirchenjahr beginnt, so hat dieses Fest eine hervorragende Stellung, indem es der Zeit nach das erste Fest des Kirchenjahres ist. Zugleich ist es das einzige

Fest der hl. Adventszeit, jener ernsten Zeit der Buße und der geistigen Erneuerung, der Vorbereitungszeit auf das hl. Weihnachtsfest. In diesem einzigen Feste des Advents wird am vollkommensten gelehrt, wie diese Vorbereitung beschaffen sein soll. Indem die Kirche die hl. Maria verehrt als die von allen Makeln der Sünde reine Gottesmutter, lehrt sie zugleich, daß die Christen dem Herrn die Wege bereiten sollen dadurch, daß sie ihr Herz von der Herrschaft des Bösen und der sündhaften Neigung losschälen und es für Gott heiligen.

Auch als das nächste Fest vor Weihnachten hat es einen schönen Sinn. Die hl. Maria war der Sünde nicht unterworfen, sie war die Mutter des Heilandes, der die ganze Menschheit vom Joche der Sünde befreite. So erinnert das Fest der unbefleckten Empfängniß an das Morgenroth des ersten christlichen Tages, der mit dem Weihnachtsfeste begann. Der hohe Vorzug der Gottesmutter, der in dem Festgeheimnisse gefeiert wird, ist schon angedeutet in der ersten messianischen Weissagung, die Gott den Stammeltern im Paradiese gab. Sie ist enthalten in den Worten, die Gott mit Bezug auf die hl. Jungfrau zu der Schlange sprach: „Sie wird dir den Kopf zertreten und du wirst ihrer Ferse nachstellen“ (I. Mos. 3, 15). Danach sollte die hl. Maria Siegerin sein über die Sünde und den Teufel, den Fürsten der Sünde, und durfte somit keinen Augenblick der Herrschaft der Sünde unterworfen sein. Darum preist die Kirche sie an diesem Feste mit den Worten des hohen Liedes: „Ganz schön bist du und keine Makel ist an dir“. Ferner heißt es in der Ankündigung des Erzengels Gabriel: „Gegrüßet seist du, voll der Gnade“. Das Vollmaß der Gnade, welches der Mutter Gottes zu Theil wurde, schließt auch die Befreiung von der Erbsünde ein. Endlich erinnert die Kirche daran, wie sehr es der Weisheit und Heiligkeit Gottes entsprechen mußte, diejenige von der Erbschuld auszunehmen, welche zur Mutter Gottes vorausbestimmt war. Jesus Christus, der heiligste Gott, konnte nicht von einer Mutter geboren werden, welche der Sünde und der Dienstbarkeit des Teufels unterworfen war; damit die Mutter des Sohnes würdig sei, so hat Gott wegen der Verdienste des Heilandes die hl. Jungfrau von der

Erbsünde von Anbeginn bewahrt. Dieses ist die Lehre der Kirche, welche nach den Worten des hl. Paulus „eine Säule und Grundfeste der Wahrheit“ ist, und deren Entscheidung den Glauben des Christen sichert und leitet. Darum verehrt er nach dem Vorbilde und dem Willen der Kirche die unbefleckte Empfängniß, welche der höchste Schmuck der Mutter Gottes ist. Darum nimmt er in Vertrauen und Andacht seine Zuflucht zur reinsten und heiligsten Jungfrau. Als die unbefleckt Empfangene ist Maria die Zuflucht der Sünder und sie wird es bleiben bis zum Ende der Tage. Und wenn die Erde vergeht, wird sie die auf ihre Muttergüte vertrauenden Menschen in ihre treue Obhut nehmen, wie es in einem alten Marienliede heißt, „als des letzten Sünders letzte Trösterin“.

Die weite Verbreitung der Andacht zur unbefleckt empfangenen Jungfrau Maria in alter Zeit wird durch die Werke der christlichen Kunst und die Nachrichten der Heraldik nachgewiesen. Schon früh hat die christliche Kunst bei den Darstellungen dieser Art einen durch Schönheit und gedankenreiche Beziehungen hervorragenden traditionellen Typus ausgebildet. Die hl. Jungfrau steht aufrecht auf dem Erdballe, einen Lilienstengel in ihrer Rechten haltend. Zu ihren Füßen ist der Mond abgebildet und die Schlange, den Apfel der Verführung im Rachen. Ueber ihrem Haupte erglänzt der Sonnen-Nimbus und ein Sternenkranz. So ist die Mutter Gottes unzählige Male dargestellt, z. B. zu Marienburg und in anderen Kirchen des deutschen Ordens, für welchen dieses Bild Wappen und Kennzeichen geworden ist. Als alttestamentliche Vorbilder werden zuweilen sinnreich hinzugefügt: der brennende Dornbusch, das Fell Gedeons, Judith und Esther. Der Sonnen-Nimbus hat sich auf den Bildern des 16. und 17. Jahrhunderts zu einer ovalen, die ganze Figur umgebenden Flammenglorie ausgebildet, in welcher namentlich auf Münzen oft die Gottesmutter erscheint.

Die hier genannten Attribute und Sinnbilder sind der heil. Schrift entlehnt, besonders der schon oben genannten ersten messianischen Weissagung und der geheimen Offenbarung des hl. Johannes (12, 1); es lassen dieselben leicht die Beziehung auf das

heilige Festgeheimniß erkennen. Maria steht aufrecht auf dem Erdballe, um anzudeuten, daß sie selbst zwar von dieser Erde, d. h. aus der Menschheit entsprossen, allein ihrer Heiligkeit wegen hocherhaben ist über alle Menschen. Der Lilienstengel in ihrer Rechten bezeichnet ihre Herzensreinheit, in der sie, die makellos Empfangene, sich erhielt, ohne daß je nur der Schatten einer, wenn auch noch so geringen Sünde den Glanz ihrer Tugend trübte. Der Mond, der abwechselnd zu- und abnimmt und darum das Sinnbild des Wechsels und der Wandelbarkeit geworden ist, liegt zu ihren Füßen und deutet an, daß die Mutter des Herrn erhaben ist über alles Schwanken zwischen Gut und Böse und über den Wechsel und die Veränderung, welche die Erbsünde in das Menschengeschlecht gebracht hat. Die Schlange zu ihren Füßen, welche durch den Apfel noch deutlicher als die Schlange des Paradieses angezeigt wird, ist das bekannte Symbol der Sünde. Indem die hl. Jungfrau dargestellt ist, wie sie der Schlange den Kopf zertritt, ist sie zugleich dargestellt als die über die Erbsünde Erhabene, als die unbefleckt Empfangene. Der Sonnen-Nimbus erinnert an die schöne Stelle des hohen Liedes (6, 7), welche „die Vollkommene" preist, „die schön ist wie der Mond, auserkoren wie die Sonne".

Das Symbol des Mondes ist häufig zu einem historischen Attribute umgeändert, indem der Mond seit dem Siege bei Lepanto oft als Halbmond dargestellt wurde. Der Halbmond zu den Füßen der Gottesmutter sollte an die Thatsache erinnern, daß die christlichen Waffen siegreich waren, als die Christenheit in dem hl. Rosenkranzgebete die Fürbitte der hl. Jungfrau anrief. Als die Zeiten der Noth, in denen die Türkenglocken die Stadtbewohner zum Gebete aufforderten, vorüber waren, nahm man wohl in dankbarer Erinnerung das Bild der hl. Jungfrau mit dem Attribute des Halbmondes zu ihren Füßen in städtische Wappen und Siegel auf.

Mehrere Ritterorden der alten Zeit hatten sich unter den Schutz der unbefleckt empfangenen Jungfrau gestellt. Der bayerische St. Georgsorden, welcher bis auf die Zeiten der Kreuzzüge zurückreicht und im Jahre 1729 erneuert wurde, verpflichtete seine

Mitglieder zur Vertheidigung der Lehre von der unbefleckten Empfängniß. Der höchste dänische Orden ist der sog. Elephanten-Orden, wahrscheinlich unter Canut IV. gegen 1190 gestiftet. In der ältesten Zeit wurde dieser Ritterorden „Bruderschaft der heil. Jungfrau Maria" genannt. Das Ordenszeichen war früher eine goldene Medaille, auf der einen Seite mit dem beschriebenen Bilde der unbefleckten Empfängniß; auf der anderen war ein Elephant abgebildet; später ein Halsband mit einem goldenen, weiß emaillirten Elephanten, der auf Rosen steht, mit einem thurmförmigen Castell; letzteres erinnert an den »turris eburnea« der Lauretanischen Litanei; der elfenbeinerne Thurm ist ein Symbol der Reinheit und Unbesieglichkeit (vergl. Linzer Quartalschrift 1885). Interessant ist die Thatsache, daß der Glaube an die unbefleckte Empfängniß der hl. Jungfrau schon vor Jahrhunderten durch einen eigenen Ritterorden gefeiert wurde, und das in einem von Rom, dem Centrum der Christenheit, so weit entlegenen Lande.

b) Das Geheimniß des hl. Weihnachtsfestes hat zur Verehrung der Gottesmutter viel beigetragen und namentlich der christlichen Kunst zahlreiche Motive der Darstellung dargeboten. Schon eher als die Krippendarstellungen allgemein sich verbreiteten, haben die frommen Künstler der alten Zeit es als ihr Anrecht betrachtet, die Mutter mit dem Jesuskinde darzustellen. Die heil. Maria erscheint auf den alten Kirchenbildern sitzend oder in Anbetung knieend vor der Krippe. Zuweilen erscheint die Mutter des Herrn auch in königlicher Pracht mit einer Krone auf dem Haupte. Durch diesen Gegensatz der königlichen Auszeichnung zu der ärmlichen Umgebung wollte man die Wahrheit andeuten, daß die hl. Jungfrau wegen ihrer Erniedrigung und Demuth zur Königin des Himmels erhoben worden ist. Eine charakteristische Eigenthümlichkeit der alten Weihnachtsbilder ist es, daß dieselben vielfach von Symbolen umgeben sind, welche sich auf das Festgeheimniß beziehen. Die älteste christliche Kunst war nämlich eine vorwiegend sinnbildliche, und auch in der Folgezeit liebte man es Anfangs noch, den Bildern die alten Symbole wie zur Erläuterung beizufügen. Die hier vorkommenden Sinnbilder weisen auf die Heiligkeit und Jungfräulichkeit der Gottesmutter hin; so findet

man das Einhorn, das im Alterthum vielfach angewandte Sinnbild der Reinheit und Gnade, die Palme, welche zugleich blüht und Früchte trägt, den Regenbogen, das Sinnbild des Bundes und der Verzeihung; dazu kommen noch die alttestamentlichen Vorbilder: der brennende Dornbusch des Moses, der Stab Aarons, aus dessen Holze Blüthen sproßten u. s. w.

c) Das Fest Mariä Reinigung oder Lichtmeß erinnert an zwei wichtige und lehrreiche Begebenheiten aus der hl. Geschichte, an die Darstellung und Opferung des Heilandes im Tempel zu Jerusalem und an die gesetzliche Reinigung der Mutter des Herrn. Beide Begebenheiten, innig verbunden, lehren die nothwendigste und schwerste christliche Tugend, die Demuth. Die reinste Jungfrau unterwirft sich dem Gesetze und der heiligste und ewige Priester des neuen Bundes stellt sich Gott zum Opfer dar. Das Fest erscheint zunächst als ein Fest des Herrn, weshalb auch die Meßgebete vom Introitus bis zur letzten Oration, welche auf die Mutter Gottes sich bezieht, dem Herrn gewidmet sind. Die Entstehung des Festes im Abendlande, wie auch der jetzt übliche Name lassen dasselbe aber ebenso sehr als ein Marienfest erscheinen. In der schönen und großen Geschichte der Darstellung Christi, wie sie der hl. Lukas im 2. Kapitel einem Gemälde gleich anschaulich schildert, tritt besonders die Begegnung und Weissagung Simeons hervor. Auch für die Feier des Festes ist sie einflußreich geworden, indem die schöne Liturgie der Lichterweihe daran angeknüpft hat.

In dem Cyclus der Weihnachtsfeiertage bildet das Fest Mariä Reinigung den Schlußtag. Die Präfation der hl. Messe wird noch vom Weihnachtsfeste genommen und läßt so diesen Tag als den Schluß der für die Geburt des Herrn eingesetzten Gedenktage erscheinen. Damit hängt es auch zusammen, daß die zu Weihnachten in den Kirchen aufgebauten Krippendarstellungen mit dem Feste Mariä Lichtmeß weggenommen werden.

Wie so manche christliche Feste und Gebräuche von der Kirche eingesetzt und ausgebildet wurden, um heidnische Vorstellungen zu verdrängen, so ist es auch mit diesem Feste geschehen. Im heidnischen Rom bestand der Gebrauch, im Monate Februar zu Ehren

des Pan Feste zu feiern, die mit Fackelzügen, abergläubischen Reinigungen und allerlei Ausschweifungen verbunden waren. Diesen heidnischen Lustrationen wurde die fromme Erinnerung an das von Maria dargebrachte Opfer der Reinigung, den abergläubischen Fackelzügen zu Ehren des heidnischen Pan wurde die Verherrlichung des Welterlösers entgegengesetzt, der gefeiert wird in dem Gesange des greisen Simeon als „das Licht zur Erleuchtung der Heiden". So bewährte sich auch hier die Lehrweisheit der Kirche. Die Sitten waren nicht zu verdrängen, aber sie hörten auf, schädlich zu sein, als sie von dem christlichen Geiste veredelt und verklärt wurden. — Das, was diesem Feste eigenthümlich ist und es vor anderen auszeichnet, ist die feierliche Lichterweihe und die sich daran schließende Prozession, bei welcher brennende Kerzen getragen werden. Um dieselbe recht zu würdigen, müssen wir hier auf die schöne symbolische Bedeutung der Lichter eingehen. Nicht nur im kirchlichen, sondern auch im weltlichen Gebrauche ist das Licht ein beliebtes Sinnbild des Lebens und der Freude. Es beruht das nicht auf Willkür und Uebereinkunft, sondern ist in der Natur der Sache begründet. Das Lichte und Helle erfreut, das Dunkle und Finstere aber berührt ernst und stimmt zur Trauer. So wurde das Licht und demgemäß die Farbe des Lichtes, das Weiße, ein Sinnbild der Freude, das Dunkle aber und deshalb auch die schwarze Farbe ein Ausdruck der Trauer. Wie das Licht als Sinnbild des Lebens und der Freude angesehen wird, kann man schon an manchen weltlichen Gebräuchen erkennen, z. B. der Veranstaltung von Illuminationen zum Ausdrucke der Freude.

Reicher, schöner und bedeutungsvoller ist das Sinnbild der Lichter im christlichen und kirchlichen Leben. Eine Beleuchtung durch Lampen und Kerzen liebte die Kirche von jeher in ihren Gotteshäusern, und je größer das Fest, desto größer sollte der Lichterschmuck sein. In den ersten Jahrhunderten erheischte schon die Gewohnheit der nächtlichen Versammlungen den Gebrauch der Lampen und Lichter (Apostelg. 20, 8); aber zu allen Zeiten, auch in den drei ersten Jahrhunderten, in denen die blutigen Verfolgungen vielfach die Abhaltung des Gottesdienstes in den Katakomben herbeiführten und man durch das Anzünden der Lichter

die Finsterniß verscheuchen mußte, wurde doch stets die symbolische Bedeutung der Lichter erkannt, und der hl. Hieronymus bemerkt: „In allen Kirchen des Morgenlandes werden beim Verlesen des Evangeliums selbst beim Sonnenschein Kerzen angezündet, nicht als wolle man eine Dunkelheit aufhellen, sondern um ein Zeichen der Freude zu geben". Die Lichter, welche gebraucht wurden, waren von Anfang an entweder Wachs- oder Oellichter: Oel galt als das reinste Produkt der Pflanzenwelt, Wachs als das reinste der Thierwelt.

Die symbolischen Beziehungen, welche die brennenden Kerzen darbieten, sind zahlreich und gestalten sich verschieden nach den gottesdienstlichen Handlungen, bei denen sie vorkommen. Wie alle christliche Symbolik, so wird auch die sinnbildliche Bedeutung der Lichter durch den Sprachgebrauch der hl. Schrift begründet und erklärt. Dieselbe sagt, daß Gott in einem unzugänglichen Lichte wohne, sie nennt den Heiland „Licht vom Lichte", und die Kinder Gottes heißen „Kinder des Lichtes". Das Licht ist also ein Symbol Gottes, und deshalb wählte die alte Kirchenmalerei für die Dreifaltigkeitsbilder den Goldgrund; die drei göttlichen Personen erscheinen in einer Glorie von Licht, wodurch der Himmel, das reinste Lichtelement, bezeichnet werden soll. Die brennenden Kerzen sollen, der in der hl. Schrift gegebenen Symbolik entsprechend, den in der Kirche gegenwärtigen Heiland anzeigen als das Licht der Welt, und die christliche Religion als die Erleuchtung aller Völker; sie bedeuten auch das hl. Feuer der Liebe, das der Erlöser auf Erden entzündet hat; sie weisen den Christen darauf hin, daß er nichts Anderes sein soll als ein von der Geister- und Gnadensonne Jesus Christus angezündetes Licht, welches, Anderen mit guten Werken voranleuchtend, sich selbst zu Gottes Ehre verzehrt. Je größer das Fest ist, desto reicher soll der Lichterschmuck sein, um so recht eindringlich an den Heiland, an das wahre Licht, zu erinnern. Die Zahl und Größe der Wachskerzen hängt ab von der Größe der Kirchen und von der größeren Feierlichkeit, wird auch wohl bestimmt durch die heiligen Zahlen der Dreifaltigkeit, der 7 Sakramente, der 12 Apostel u. s. w. Das Verbrennen der Kerze ist ein Sinnbild des Opfertodes Christi, daher

die Deviſe: Aliis lucens uror, inserviendo aliis consumor. (Anderen leuchtend, Anderen dienend, verzehre ich mich.)

Bei der hl. Taufe erſcheint die brennende Kerze als ein ſo weſentliches Symbol, daß davon die ganze hl. Handlung den Namen illuminatio, Erleuchtung, erhalten haben ſoll. Sehr paſſend tragen in manchen Gegenden die Communionkinder bei der Feier des weißen Sonntags brennende Kerzen in der Hand. Die ſymboliſche Bedeutung der brennenden Wachskerze in der Andacht des chriſtlichen Volkes hat der hl. Karl Borromäus in der folgenden ſchönen Weiſe erklärt: „Es werden dadurch die drei göttlichen Tugenden verſinnbildet; das Licht derſelben bedeutet den Glauben, die Wärme zeigt die Liebe an, und die ſtets aufwärts ſtrebende Flamme iſt ein Sinnbild der chriſtlichen Hoffnung, die ſtets zum Himmel ihr Verlangen erhebt, wo ihre Güter ſind.“ So werden durch die brennende Kerze die Tugenden angezeigt, deren Uebung das chriſtliche Leben ausmacht. Die Taufkerze, die Kerze bei der erſten heiligen Communion und die Sterbekerze bilden eine ſchöne Trias; ſie ſind drei glänzende Lichter auf dem Wege des chriſtlichen Lebens. Wer dem Lichte der beiden erſten folgt, der wird auch die letzte, die hinüberleuchtet zum ewigen Leben, in reiner Hand empfangen. Auch die Opferung der brennenden Kerze durch diejenigen, welche eine Weihe empfangen, an den conſekrirenden Biſchof iſt eine ſinnvolle Ceremonie, andeutend, daß ſie Alle ſein wollen und ſollen, was vom hl. Johannes dem Täufer geſchrieben ſteht: »Lucerna lucens et urens«, „eine Licht und Wäme ſpendende Leuchte“. In der griechiſchen Kirche tragen Braut und Bräutigam Kerzen, die ſie vor dem Altare an einander anzünden, nachdem der Bräutigam die ſeinige von der ewigen Lampe entzündet hat. Das bedeutet, ihre gegenſeitige Liebe ſolle die höhere Weihe von der chriſtlichen empfangen.

Das ewige Licht brennt vor dem Altare, auf welchem das hl. Sakrament aufbewahrt wird, und bekundet die Pietät gegen das größte Geheimniß des chriſtlichen Glaubens; ſchon aus dem 4. Jahrhunderte laſſen ſich für dieſen Gebrauch deutliche Zeugniſſe anführen. Die Oſterkerze bedeutet nach den Worten der Weihe die feurige Säule, die dem Volke Gottes auf dem Wege durch

das rothe Meer leuchtete und aus der ägyptischen Gefangenschaft in das gelobte Land geleitete; auch Christus führt zu Ostern aus Nacht zum Licht, aus Tod zum Leben. Es ist also die Osterkerze ein Symbol des auferstandenen Heilandes.

Die Leuchter-Ornamente haben gleichfalls häufig eine symbolische Bedeutung. Daher zeigen die vielfach an denselben vorkommenden Tatzen oder ganze Thier- und Unholdbilder am Fuße, am Schafte und an der Schale nichts Anderes an, als den Sieg des Herrn über die Macht der Finsterniß (des Bösen). Ueber die Leuchter-Ornamente ist Folgendes zu bemerken: Vor dem Altare stehend, dürfen sie das hl. Sakrament andeuten durch Aehren und Weinranken mit Trauben. In der Charwoche dürfen sie Symbole der Passion tragen. Wenn der Sieg über die Hölle gefeiert wird, dürfen sie als dämonische Karyatiden geformt werden, die das siegreiche Licht tragen müssen. Bei der Feier jungfräulicher Heiligkeit dürfen sie als Blumen aufgefaßt werden, aus denen das Licht hervorbricht.

Die hohen Sanctus-Leuchter haben häufig 7 Arme, wie der siebenarmige Leuchter im jüdischen Tempel, den Titus als Beute mitnahm und dessen Bild er in seinen Triumphbogen aufnehmen ließ. Schon der Prophet Zacharias faßt den siebenarmigen Leuchter sinnbildlich auf und nennt ihn die sieben Augen Gottes; derselbe ist das gewöhnliche Attribut des Zacharias in der Reihe der Propheten. In der geheimen Offenbarung wird derselbe auf die sieben ersten christlichen Gemeinden bezogen. Noch zu erwähnen sind die sog. Apostel-Leuchter. Um anzuzeigen, daß eine Kirche geweiht ist, pflegte man 12 Kreuze an den Wänden, möglichst gleichweit von einander entfernt, zu malen, zur Erinnerung an jene, welche der Bischof bei der Weihe an diesen Stellen mit dem hl. Chrysam gemacht hat. Der Zwölfzahl wegen heißen sie Apostelzeichen. Sehr sinnreich stellten die Alten hier eine segnende Hand dar, welche ein Kreuz hält; die Lage der Hand folgt dem Gange des weihenden Bischofs. In der Regel besteht das Weihezeichen aus einem rothen oder goldenen Kreuze in einem verzierten Kreise oder Vierpasse; in den Rand desselben sind wohl die 12 Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses geschrieben. Vor diesen Weihezeichen sind

Armleuchter angebracht, die den Namen Apostel-Leuchter führen. Am Kirchweihfeste werden oft bemalte Kerzen darauf angezündet; sie deuten an das Licht des christlichen Glaubens, das die heil. Apostel in alle Welt verbreiteten.

Die feierliche Lichterweihe am Feste Mariä Reinigung besteht schon seit den Zeiten des hl. Hieronymus in der morgenländischen und abendländischen Kirche. Unter Anwendung von Wachskerzen wurde die Begegnung des Heilandes und Simeons festlich begangen. Durch die Kerzenweihe will die Kirche daran erinnern, daß das Kind, welches Simeon auf den Armen trug, das wahre Licht gewesen ist, das in den Finsternissen leuchtet. Die Weihe selbst wird in violetter Farbe, der Farbe der Buße, vorgenommen, um anzudeuten, daß der Mensch nur durch vorausgehende Bekehrung und Buße der Gnade und des Segens Gottes theilhaftig werden kann.

d) Das Fest Mariä Verkündigung (annunciatio beatae Mariae Virginis) ist das älteste Muttergottesfest und einer der ältesten kirchlichen Gedenktage. Daß er zugleich dem Herrn selbst geweiht war, bezeugen das Officium des Tages und die früher öfter vorkommenden Namen: „Christi Verkündigung", „Anfang der Erlösung". In der griechischen und lateinischen Kirche bestand dieses Fest schon im Anfange des 5. Jahrhunderts; bei den Griechen wurde es „das Fest der frohen Botschaft" genannt. Weil dieselben in der Fastenzeit keine Feste feierten, so begingen sie diesen Gedenktag am 18. Dezember; in der lateinischen Kirche wurde dieses Fest immer neun Monate vor Weihnachten, am 25. März, gefeiert.

Die Verkündigung durch den Erzengel Gabriel ist unzählige Male auf Kirchenbildern gemalt worden, und es knüpft sich daran eine außerordentlich reiche Symbolik (vgl. den Artikel St. Gabriel). Man pflegte früher in Deutschland an manchen Orten das Jahr mit diesem Tage (25. März) zu beginnen; deshalb werden auch die Gedenktage Pauli Bekehrung (25. Januar), Markus (25. April), Urban (25. Mai), ferner der Jacobi-Tag und der St.-Katharinen-Tag so häufig in den sprichwörtlichen Wetterregeln genannt, da sie die Anfangstage eines Monats waren. Wie Reinsberg in

seinem „festlichen Jahr“ mittheilt, ist in dem protestantischen Sachsen Mariä Verkündigung das einzige Muttergottesfest, welches sich noch erhalten hat, und in den plattdeutsch redenden Gegenden Norddeutschlands gilt dieser Tag für den Zeitpunkt, wo die Abendarbeiten bei Licht aufhören; daher das Sprichwort: „Maria pustet dat Licht uth, Michel (29. Sept.) steckt et wedder an“; in Süddeutschland gibt es einen ähnlichen Spruch über den Gebrauch der Lampe bei den Arbeiten: „Am Marientag im März legt man sie nieder — am Marientag im September holt man sie wieder“. In Tyrol heißt es im Munde des Volkes: „Mariä Verkündigung — die Schwalben kehren wieder um“, was am Rhein und in Westfalen von dem St. Hermanns-Tag (7. April) behauptet wird, und wenn auch die Rückkehr derselben nicht mehr, wie ehedem in allen germanischen Ländern, festlich begangen wird, so sind sie doch gleich den Störchen als Frühlingsboten willkommene Gäste. Auch gelten sie noch immer vielfach im Volke für glückbringend; sie sind des größten Schutzes sicher, und in manchen Gegenden lassen die Leute nur deshalb Tag und Nacht die Fenster offen, um diesen Glücksvögeln nicht den Eingang zu verwehren; in Volkssagen wird vielfach ihre Anhänglichkeit und Treue gepriesen, und es heißt gar von ihnen darin, daß sie den Himmel haben bauen helfen. In den Wetterregeln wird dieses Fest oft genannt (Reinsberg, „Das Wetter im Sprichwort“): „An Mariä Verkündigung“, so heißt es, „hat das Frühjahr den Winter überwunden“, aber die Czechen sagen vorsichtiger: „Mariä Verkündigung verkündet den Frühling, jagt aber den Winter noch nicht fort“. Die Venetianer halten es für ein günstiges Vorzeichen, wenn es in der Nacht vom 25. März kalt ist, und die Mailänder fürchten wenigstens den Frost nicht mehr, wenn sie versichern: „Wenn am Marientag im März Reif fällt, thut er keinen Schaden mehr“. In Belgien behauptet man: „Ist vor Sonnenaufgang heller Himmel, so daß die Sterne schön leuchten, so ist ein gutes Wetter zu allen Dingen zu hoffen“. Die Esthen haben das malerische und anschauliche Sprichwort: „Wenn der Ochs zu Lichtmeß unter der Traufe trinken kann, so findet des Hahnes Schnabel am Mariä-Verkündigungs-Tage keinen Tropfen Wasser“, und in Süddeutschland gilt

noch der Spruch: „Wie es zu Mariä Verkündigung ist, so ist es auch zu Ostern".

Wenn das Fest „Mariä Verkündigung" in die stille Woche fällt, so wird es in der kirchlichen Feier auf den Montag nach dem weißen Sonntage verlegt.

e) Zu Ehren der schmerzhaften Mutter Gottes feiert die Kirche im Laufe des Jahres zwei Feste; das erste am Freitage der Passionswoche, welcher Tag deshalb vom Volke der schmerzhafte Freitag genannt wird, und das zweite am dritten Sonntage im September. Beide Feste haben den Zweck, die Verehrung der schmerzhaften Mutter zu fördern und die Gläubigen des reichen Segens theilhaftig zu machen, der mit dieser Verehrung verbunden ist.

Seitdem der hl. Dominikus das große Mariengebetbuch, den Rosenkranz, durch die Welt verbreitet hat, widmete sich die Andacht des Volkes mit neuem Eifer der Betrachtung des Lebens Mariä, indem man in demselben die sieben Freuden und die sieben Schmerzen unterschied. Die sieben Schmerzen sind nach Liguori (die Herrlichkeiten Mariä): 1. die Weissagung Simeons; 2. die Flucht nach Aegypten; 3. der Verlust Jesu im Tempel; 4. die Begegnung der Mutter bei dem Todesgange des kreuztragenden Sohnes; 5. der Tod Jesu; 6. der Lanzenstich; 7. das Begräbniß Jesu.

Schon die alte Christenheit hatte eine fromme Verehrung zur schmerzhaften Mutter; der hl. Anselm schreibt über die Theilnahme der heiligen Jungfrau an dem Leiden Christi: „Sie sah ihn in Banden und konnte sie nicht lösen; sie sah ihn in Wunden und konnte sie nicht verbinden; sie sah ihn mit blutendem Angesicht, und konnte es nicht trocknen." Das war der Anfang ihres Martyriums, welches sie neben dem Kreuze stehend starkmüthig vollendete. Was aber die Mutter Gottes neben dem Kreuze erduldete, das schildert eines der schönsten Kirchenlieder, das aus dem 13. Jahrhunderte stammende Stabat mater dolorosa, in der rührendsten Weise. Warum wollte der Sohn Gottes, daß seine reinste Mutter an seinem Opferleben und an seinem Opfertode einen so reichen Antheil nehme? Er wollte es unsertwegen: Ihre

Liebe zu uns sollte um so klarer hervortreten, ihre Fürsprache für uns um so mächtiger sein. „So sehr hat Maria die Menschheit geliebt", sagt der hl. Bonaventura, „daß sie ihren Sohn für sie dahingab in die Schmerzen der Kreuzigung." Was könnte also für den Christen nach dem Leiden Christi verehrungswürdiger sein, als die Schmerzen der heiligen Mutter?

Als schmerzhafte Mutter ist Maria oft unter dem Kreuze abgebildet; nach Simeons Weissagung (Lukas 2, 35) hat sie als Attribut das Schwert. Die Krone, welche sie dann auf alten Bildern wohl trägt, bezeichnet sie als die Königin der Schmerzen. Ein Bild der schmerzhaften Mutter ist auch die sog. pietà (die Mitleiderregende, weil man sich in Italien dabei den Gegensatz der Maestá, d. h. die Herrlichkeit der Allerseligsten bei ihrer Himmelfahrt und Krönung dachte). Man pflegte früher namentlich zur Vesperzeit, in welcher die Kreuzabnahme stattgefunden, die schmerzhafte Mutter mit der Leiche des göttlichen Sohnes im Schooße zu ehren, und es wird deshalb diese Darstellung auch das Vesperbild genannt. In dem Feste der schmerzhaften Mutter stellt uns die Kirche die hl. Jungfrau als „Königin der Martyrer" dar; andere Heilige tragen auf ihren Bildern ein Attribut, das ihre Tugend anzeigt; auf dem Vesperbilde hat die Königin der Martyrer als Attribut das hochwürdigste Gut, den Leib des Herrn.

f) Das Fest Mariä Heimsuchung wird am 2. Juli gefeiert, und läßt sich schon im 13. Jahrhundert nachweisen (Scherer, Bibliothek VI—534). Es hat zum Gegenstande den Bericht des hl. Lukas (1, 39), die Offenbarung der hl. Elisabeth über die Mutter-Gottes-Würde ihrer Verwandten, die Heiligung des Vorläufers Christi und den herrlichen Lobgesang der allerseligsten Jungfrau, das Magnificat. Der hl. Franz von Sales hat dem von ihm gestifteten Frauenorden den Namen „von der Heimsuchung" gegeben, da er demselben besonders die Tugenden, welche Maria bei diesem geheimnißreichen Besuche übte, als Muster des Lebens empfahl.

Eine Darstellung der Heimsuchung — Maria und Elisabeth, die einander begrüßen — fand Hack (christl. Bilderkreis, S. 216) auf einem Sarkophage. Auch Rafael hat ein in Madrid aufbe-

wahrtes Kunstwerk, die Heimsuchung darstellend, hinterlassen. Auf neueren Bildern erscheint zuweilen Maria in Begleitung des heil. Joseph vor Elisabeth und Zacharias. Benedikt XIV. verwirft diese Darstellung, da sie in dem Berichte der hl. Schrift keine Begründung hat. Auf den Bildern der Heimsuchung trägt die allerseligste Jungfrau stets den Pilgerstab. — Die hl. Elisabeth begrüßte die allerseligste Jungfrau u. a. mit den Worten: „Selig bist du, daß du geglaubt hast, denn was dir vom Herrn gesagt worden ist, wird in Erfüllung gehen". Wie der Heiland selbst so oft seine wunderbaren Gnadenerweisungen dem Glauben der Empfänger zuschrieb mit den Worten: „Dein Glaube hat dir geholfen", so wird hier die Erfüllung aller messianischen Verheißungen im letzten Grunde dem Glauben Mariä als dem Inbegriffe ihrer gesammten Würdigkeit zugeschrieben. Und diese Gläubigkeit Mariä ist stets für die ganze Ordnung des Heils von besonderer Bedeutsamkeit geblieben.

Um Maria schaaren sich die Apostel mit allen Jüngern und Jüngerinnen des Herrn, da sie im Gebete versammelt sind, um den heiligen Geist zu empfangen. Maria blieb der Hort der jungen Christengemeinde, die Stütze und die Rathgeberin der Apostel, darum als „getreue Jungfrau" und „Königin der Apostel" verehrt. Und wo immer Irrlehren auftraten, zerfielen sie, wie die Geschichte des Rosenkranzes lehrt, leichter noch durch die Seligpreisung der Herrlichkeiten Mariä als durch wissenschaftliche Unterweisungen. Darum empfiehlt die Kirche mit besonderem Vertrauen die Bekehrung der Sünder und die Rückkehr der Irrgläubigen der Fürbitte der hl. Jungfrau.

Der erhabene und liebliche Gegenstand des Festes Mariä Heimsuchung ist von der deutschen Dichtung oft besungen worden; auch die deutsche Sage verweilte mit besonderer Vorliebe bei der Betrachtung dieses Festgeheimnisses und hat der allerseligsten Jungfrau „eilige Reise über das Gebirge" mit freundlichen Bildern ausgeschmückt. Die ganze Naturwelt, welche nach dem hl. Paulus (Römerbr. 8) durch die Sünde des Menschen in den Fluch mit hinabgezogen wurde und der Erlösung entgegenseufzte, sei, so meldet die sinnige Sage, bei dem Erscheinen der gesegneten Gottesmutter

in freudige Erregung gekommen. Jubelnd hätten die Frühlingsboten, die Schwalben, sie umkreist; daher sie als „Muttergottes-Vögelein" mit einer gewissen Pietät zu achten seien. Bei einem Ungewitter und Regenguſſe hätten Bäume und Gesträuche zu beiden Seiten des Weges von freien Stücken sich herübergezogen und ein schirmendes Laubdach gebildet; daher noch die Volkssitte mancher Gegenden, am Heimsuchungstage einen grünen Zweig, gewöhnlich einen Zweig von einer Haselnußstaude, als Schutzmittel gegen Gewitter mit sich nach Hause zu nehmen. Als Maria über den hohen Anstieg des Gebirges Ephraim, welcher im Hebräischen Akebarim, d. h. die Skorpionen-Höhe, heißt, geeilt, da habe ihr, der verkündeten Schlangenbesiegerin, allerlei giftiges Gewürm nachgestellt, sei aber mit Blindheit geschlagen und in der Verfolgung gehindert worden; so sei es gekommen, daß durch die Kraft Mariä die Blindschleiche den Menschen unschädlich geworden u. s. w. (vergl. Scherer, Bibliothek VI—540).

Unstreitig liegt solchen Volkssagen nicht nur eine liebenswürdige Gemüthlichkeit, die sich mit der heiligen Geschichte vertraut weiß, zu Grunde, sondern es wird darin auch in bildlicher Sprache die vom hl. Paulus im Römerbr. Kap. 8 verkündete Wahrheit angedeutet.

g) Das Fest des reinsten Herzens Mariä wird am dritten Sonntage nach Pfingsten gefeiert. Namentlich in unserem Jahrhundert hat die Verehrung des heiligsten Herzens Mariä eine weite Verbreitung in der Christenheit gefunden, seitdem im Jahre 1837 zu Paris die „Erzbruderschaft vom heiligsten und unbefleckten Herzen Mariä" errichtet worden ist. Indeß hat auch schon das christliche Alterthum einen reichen Schatz frommer Andacht zum heiligen Herzen Mariä, das im verklärten Leibe der Gottesmutter im Himmel thront und als das Sinnbild ihrer hehren und unermeßlichen Mutterliebe mit Ehrfurcht und Vertrauen von der Christenheit betrachtet wird. Schon im Jahre 1668 erlaubte der apostolische Stuhl, öffentliche Andachten zu Ehren des unbefleckten Herzens Mariä zu feiern, und einige Jahre später wurde es gestattet, zu diesem Zwecke Bruderschaften zu errichten, die mit verschiedenen Abläſſen begnadigt wurden.

Der Pfarrer der Kirche U. L. Frau vom heiligſten Siege zu Paris wandte ſich in den erſten Tagen des Chriſtmonats 1836 während der hl. Meſſe an die Fürbitte der Mutter der Barmherzigkeit und der Zuflucht der Sünder um Abhülfe gegen die Glaubensloſigkeit und religiöſe Gleichgültigkeit ſeiner Pfarrkinder, von denen kaum der 30. Theil die hl. Sakramente empfing. Er ſtellte ſeine Pfarrei unter den Schutz des heiligen und unbefleckten Herzens Mariä, unter welchem Titel er die Erzbruderſchaft zur Bekehrung der Sünder gründete. Bald erfolgten die auffallendſten Bekehrungen, und überaus raſch verbreitete ſich dieſe Bruderſchaft, die Gott als ein wirkſames Mittel zur Belebung des Glaubens und der Frömmigkeit für unſere Zeiten aufbewahrt hat, durch die chriſtlichen Länder. Dieſe Bruderſchaft feierte Anfangs das Herz-Mariä-Feſt am zweiten Sonntage im October, als der Octav des Roſenkranzfeſtes. Nachdem dieſe Andacht eine ſo weite Verbreitung gefunden hatte, wurde im Jahre 1855 dieſem Feſte ein eigenes Officium gewidmet. Es iſt dann geſtattet worden, dasſelbe entweder am dritten Sonntage nach Pfingſten, ſomit zwei Tage nach dem Herz-Jeſu-Feſte, oder am Sonntage nach der Octav des Feſtes Mariä Himmelfahrt zu begehen. Der Grund für die Auswahl gerade dieſer zwei Feſtzeiten iſt leicht zu erkennen, da einerſeits die Verehrung der beiden heiligſten Herzen eng zuſammengehört, andererſeits das Feſt Mariä Himmelfahrt daran erinnert, daß in dieſer Andacht das glorreich verklärte Herz verehrt wird.

Die Andacht zum reinſten Herzen Mariä erweckt in den frommen Verehrern Bewunderung und Nachahmung und erfüllt ihre Seelen mit Liebe und Vertrauen. Das heilige Herz Mariä iſt durch ein Wunder der Gnade von der Makel der Erbſünde unverſehrt geblieben. Auch nicht der Schatten einer perſönlichen Sünde befleckte ſeine Reinheit, keine ungeordnete Neigung ſtörte ſeinen Frieden, keine Unvollkommenheit trübte den Glanz ſeiner Schönheit. Es iſt das auserwählte Gefäß, in das die Fülle der Gnaden ausgegoſſen iſt, das neue Paradies, in dem alle Tugenden in himmliſcher Schönheit blühen. Darum iſt es das erhabenſte Vorbild aller wahren Herzensreinheit, und ſeine Verehrung iſt ein

wirksames Schutzmittel zur Bewahrung der Taufunschuld. Maria ist unser himmlische Mutter. „Siehe deinen Sohn!“ „Siehe deine Mutter!“; in diesem Testamente des sterbenden Heilandes wurden die Christen Kinder Mariä, und Maria wurde ihre Mutter. An das Herz der Mutter wendet sich das Kind in wichtigen Angelegenheiten, und deshalb betet die Christenheit mit kindlichem Vertrauen zu dem liebevollen und erbarmungsreichen Herzen Mariä um die Bekehrung der Sünder.

Die Andacht zum reinsten Herzen Mariä hat den schönsten Ausdruck gefunden in dem Kirchengebete: „Gott der Güte! der du das heiligste und unbefleckte Herz Mariä mit den nämlichen Gefühlen des Erbarmens und der Zärtlichkeit für uns erfüllt hast, von denen das Herz Jesu Christi, deines und ihres Sohnes, immer durchdrungen war; verleihe Allen, welche dieses jungfräuliche Herz verehren, daß sie durch die Verdienste desselben eine vollkommene Uebereinstimmung der Gefühle und Neigungen mit dem heiligsten Herzen Jesu Christi erlangen und bis zu ihrem Tode bewahren. Amen.“

Bei dem Herz-Mariä-Bilde sind bedeutungsvoll die drei Sinnbilder: das Schwert, die Flammen und die Lilien; dieselben bezeichnen die Leiden, die Liebe und die Jungfräulichkeit der heiligen Mutter Gottes.

h) Gleichsam die Krone aller Gedächtnißtage, die zu Ehren der Mutter Gottes von der Kirche gefeiert werden, ist das Fest ihrer Aufnahme in den Himmel. Der Zweck desselben ist, den gottseligen Tod der hl. Jungfrau, ihre Auferstehung und ihren Triumphzug in den Himmel zu feiern. Die Himmelfahrt des Herrn wird von derjenigen der Mutter Gottes schon durch die Kirchensprache ihrem Wesen nach unterschieden. Die erstere heißt ascensio (Auffahrt), um anzuzeigen, daß Christus durch eigene Macht in den Himmel aufstieg, die letztere heißt assumptio (Aufnahme), um anzuzeigen, daß die hl. Maria durch eine besondere Gnade in den Himmel aufgenommen wurde. Die Feier dieses Festes gehört zu den ältesten und der Anfang läßt sich nicht mehr ermitteln. In den ersten Zeiten feierte die abendländische Kirche den Tod der hl. Jungfrau und den Tag ihrer Himmelfahrt jeden

besonders. Seit dem 6. Jahrhundert wird aber das Andenken an diese Ereignisse an einem Tage gefeiert, nämlich am 15. August. Diese Zeitbestimmung erscheint bedeutungsvoll. Es ist die Zeit der vollendeten Ernte. Der sich in dieser offenbarende Segen Gottes ist auf dem geistigen Gebiete ein Bild der göttlichen Gnade; die Ernte selbst ist ein Bild des göttlichen Lohnes. Gnade und Belohnung sind aber am meisten zu Theil geworden der auserwählten Mutter des Herrn, die in den Himmel aufgenommen wurde.

In den Datirungen der Urkunden des Mittelalters ist dieses Fest durch folgende Namen ausgezeichnet: Großer Frauentag, Frauentag der Scheidung, Frauentag im Schnitt, in der Ernte, Scheidungstag. Im 13. Jahrhundert, z. B. in dem dieser Zeit angehörenden Sachsenspiegel wird wegen der damals schon in Norddeutschland gebräuchlichen Kräuterweihe dieser Tag „Würzmesse" genannt; die Glosse bemerkt dazu: „dat is zu Krudemisse unser liben frawen, als sei to Himel voer". Weil nämlich die Zeit des Festes zum Danke für das Gedeihen der Pflanzenwelt einlud, so kam schon früh in manchen Gegenden Deutschlands der Gebrauch auf, Blumen und Kräuter an diesem Tage zu weihen. Diese Kräutersegnung mag auch daher stammen, daß die hl. Maria in der hl. Schrift mit Blumen und fruchtbaren Gewächsen verglichen wird, und daß nach einer alten, ehrwürdigen Ueberlieferung, deren schon Johannes Damascenus gedenkt, zur Erfüllung der Worte des Hohen Liedes (3, 6), da Maria dem Grabe entstieg, sich ein überaus wohlriechender Geruch, wie von duftenden Kräutern, verbreitete. Früher fand auf der Schneekoppe, der höchsten Spitze des schlesischen Riesengebirges, eine Kräuterweihe am 15. August statt, bei welcher sich die sog. Kräutermänner versammelten: Leute, die aus den heilsamen Kräutern des Gebirges Arzneimittel machten und weithin verkauften. Das Fest der Würzweihe kam namentlich in manchen Gegenden Bayerns auf, z. B. in Würzburg (Herbipolis), und es wird auch wohl der Name der Stadt darauf zurückgeführt. In den Wetterregeln des Volkes, die Reinsberg gesammelt hat, wird dieser hohe Festtag begreiflicher Weise oft genannt. Die Czechen sagen: „Um Mariä Himmelfahrt die ersten

Nüsse", oder „die hl. Königin des Himmels gibt die erste Nuß", während man in Oesterreich und anderen Weinländern diesen Tag als maßgebend für die Güte des Weines bezeichnet. Man sagt daselbst: „Himmelfahrt Mariä Sonnenschein — Bringt guten Wein", oder „Hat unsere Frau gut Wetter, wenn sie zu Himmel fährt — Gewiß sie guten Wein bescheert". Nach einer in Kurhessen verbreiteten Volksmeinung spinnen, wenn es auf Krautweihe regnet, die Spinnen den Bienen die Haide zu, und in der Grafschaft Mark herrscht die Ansicht: „Krutwige brenget 'et Solt in de Appeln" (Krautweihe bringt das Salz in die Aepfel).

Was die Begebenheiten betrifft, die diesem Gedächtnißtage zu Ehren der Mutter Gottes zu Grunde liegen, so werden wir über dieselben nur durch die mündliche Ueberlieferung belehrt. Die hl. Schrift erzählt nichts über die letzten Lebenstage der hl. Jungfrau nach der Himmelfahrt des Herrn. Nach der Aussage des Patriarchen Juvenalis von Jerusalem, der sich auf eine alte und zuverlässige Tradition beruft, ist die hl. Maria noch über 23 Jahre auf Erden geblieben. Es ist auch durch innere Gründe wahrscheinlich, daß die Mutter des Herrn der jungen Kirche noch durch ihr Gebet und Tugendbeispiel zur Seite stand. Als die Hülfe des Christen wurde sie für jedes Alter ein Vorbild. Die Ueberlieferung der Kirche von Jerusalem erzählt weiter, daß sie mehr aus Sehnsucht nach der Vereinigung mit ihrem göttlichen Sohne, als in Folge einer Krankheit gestorben sei. „Das Feuer der göttlichen Liebe", sagt der hl. Bernhard, „hat die Bande der Seele und des Leibes getrennt, um die Hochgebenedeite mit ihrem Sohne im Himmel zu vereinigen". Einige Tage vorher, als der Herr seine göttliche Mutter in den Himmel aufnahm, so berichtet Juvenalis, habe er den Erzengel Gabriel gesendet, der ihr den Tag und die Stunde des Todes geoffenbaret habe. Nachdem Maria diese selige Nachricht ihrer baldigen Vereinigung mit Gott empfangen hatte, benachrichtigte sie den hl. Johannes davon. Bald verbreitete sich die Kunde ihres nahen Hinscheidens in ganz Jerusalem, allgemein war die Bestürzung unter den Christen, und Alles drängte sich hinzu, um von der Mutter der Gnade noch den letzten Segen zu empfangen. Die hl. Apostel sollen wunderbarer Weise von dem

Tode der hl. Maria verständigt und aus den verschiedenen Ländern, in welche sie zur Verkündigung des Evangeliums ausgezogen waren, zurückgekehrt sein, um bei dem Tode der allerseligsten Jungfrau gegenwärtig zu sein. Diese richtete vor ihrem Hinscheiden ihre Augen auf ihre geliebten Jünger und sprach als letzten Abschied: „Seid gesegnet, nie werde ich aufhören, für euch zu beten".

Das Sterbezimmer wurde mit himmlischem Glanze erfüllt. Die Apostel trugen dann den hl. Leib 300 Schritte weg von Jerusalem, legten ihn in das zubereitete Grab und verschlossen es mit einem Steine. Nach dem Berichte des Patriarchen Juvenalis sollen dann die Apostel mit den Gläubigen drei Tage lang nicht abgelassen haben, bei dem Grabe Hymnen und Psalmen zu singen. Am dritten Tage erschien auch Thomas, der sich bei dem Tode der hl. Jungfrau nicht hatte einfinden können. Um sie noch einmal zu sehen, bat er das hl. Collegium der Apostel, das Grab zu öffnen. Man öffnete es, fand es aber leer; ein lieblicher Wohlgeruch duftete aus demselben hervor und Lilien waren da entsprossen, wo der hl. Leib gelegen hatte. So hat man schon seit der ältesten Zeit in der Christenheit angenommen, daß Gott den Leib der hl. Jungfrau vor Verwesung bewahrt und sogleich in den Himmel aufgenommen habe. Die angesehensten Theologen der katholischen Kirche haben sich zu der Meinung bekannt, daß die hl. Jungfrau nicht nur der Seele nach, sondern auch mit ihrem Leibe in den Himmel aufgenommen sei. In den verschiedenen Jahrhunderten wird dieser kirchliche Glaube bezeugt durch Ildefons von Toledo, Petrus Damiani, Thomas von Aquin u. a. Die Kirche bringt diesen Glauben zum Ausdruck, indem sie bei der Feier dieses Festes jene Homilien der hl. Väter verlesen läßt, worin die Aufnahme Mariä in den Himmel gelehrt wird. Der sel. Petrus Canisius sagt darum, daß die leibliche Aufnahme der hl. Jungfrau zwar kein Glaubensartikel sei, daß es aber eine fromme und wahrscheinliche Meinung sei, von welcher der katholische Christ nicht abweichen soll.

Das Fest der Himmelfahrt Mariä erinnert als das Schlußfest der ihrem heiligen Leben gewidmeten Gedenktage an den Schluß

des Ave Maria: „Bitte für uns arme Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes“. Deshalb sagt der hl. Alphons von Liguori: „Maria hat diese Welt verlassen und thront im Himmel. Von da blickt diese barmherzige Mutter auf uns herab, die wir uns in diesem Thränenthale befinden; und hat Mitleid mit uns und verspricht uns ihren Beistand, wenn wir desselben theilhaftig werden wollen. Bitten wir also immer, daß um der Verdienste ihres Sohnes willen sie uns einen seligen Tod erlange.“

Von der christlichen Kunst sind der Tod und die Himmelfahrt der Mutter Gottes unzählige Male dargestellt worden. Die frommen altdeutschen Maler waren bestrebt, in dem Tode der hl. Maria den schönsten und glückseligsten Tod auszudrücken. Auf den Bildern dieser Art hat die Sterbende eine brennende Kerze in der Hand, und die Apostel reichen ihr die hl. Communion. Auf vielen Kirchenbildern steht der Heiland neben der Sterbenden und nimmt ihre heilige Seele auf; letztere wird durch die Gestalt eines Kindes versinnbildet. Auf den Bildern der Himmelfahrt wird die hl. Maria gewöhnlich mit weißem Kleide und blauem Sternenmantel dargestellt, um ihre Unschuld und himmlische Herrlichkeit anzuzeigen. Ihr Fuß ruht auf einer lichten Wolke, auf beiden Seiten erscheinen zahlreiche Engelchöre, die ihre Königin begrüßen. Sehr schön ist die Himmelfahrt oft in Glasgemälden abgebildet. Oben thront die hl. Dreifaltigkeit, von welcher die Himmelskönigin die Krone empfängt; auf dem unteren Theile des Bildes gewahrt man das offene Grab mit Blumen, die wie Edelsteine funkeln.

i) Das Fest Mariä Geburt wird am 8. September gefeiert. Im Buche Ecclesiastes steht geschrieben: „Der Tag des Todes ist besser als der Tag der Geburt“. Mit dem letzteren beginnt eine ununterbrochene Reihe von Mühseligkeiten, Kämpfen und Trübsalen; mit der Makel der Erbsünde behaftet, wird der Mensch geboren. Deshalb feiert die alte katholische Sitte nicht den Geburts-, sondern den Namenstag; denn dieser erinnert an den Empfang der hl. Taufe und an die Aufnahme in die christliche Kirche. Aus einem ähnlichen Grunde feiert die Kirche das Andenken der Heiligen meist an deren Todestage; denn ihr Sterbetag

war der Geburtstag für eine glückselige Ewigkeit. Wohl aber feiert die Kirche den Geburtstag der Gottesmutter als einen hohen Festtag, weil sie ohne die Erbsünde empfangen ist, und weil mit ihrer Geburt die nahende Erlösung gekommen war. „An diesem Tage, der durch die Geburt der vornehmsten aller Jungfrauen verherrlicht ist", so sagt der hl. Augustin, „soll der ganze Erdkreis frohlocken, denn das Kind, welches an diesem Tage geboren wurde, steht jedem Christen nahe, weil es zur Mutter des Heilandes erkoren war. Maria ist uns ein Muster in jeglicher Tugend und Fürsprecherin bei Gott; um Alles mit einem Worte zu sagen: Maria ist deine Mutter, die in allen Nöthen und auch noch in der Todesstunde ihren Beistand schenkt."

Mariä Geburt gehört zu den gefeiertsten Marienfesten, den sog. Frauentagen, auf welche sich die vornehmsten Erinnerungen an ihr Leben vertheilen. Die Sänger der Muttergotteslieder, die Meister der christlichen Kunst und das Volk in seinen Gebräuchen und seiner Andacht haben mit der Kirche allezeit gewetteifert, sie zu verherrlichen und den ganzen Reichthum der geistlichen Poesie zu entfalten, der durch die allerseligste Jungfrau bedingt ist. Schon im Jahre 688 wurde dieser Festtag durch einen feierlichen Umgang begangen. Auch in Deutschland pflegten seit dem Bestehen des Christenthums an diesem Tage kirchliche Prozessionen gehalten zu werden. Im Volksmunde heißt Mariä Geburt wohl auch der kleine Frauentag, welcher den mit Mariä Himmelfahrt, dem großen Frauentage, beginnenden sogenannten Frauendreißiger schließt.

Zu den verehrtesten Gnadenbildern, welche vorzugsweise an diesem Tage besucht werden, gehört das von Maria-Zell in Steiermark. Dieser Wallfahrtsort, welcher in Oesterreich eines fast ebenso großen Rufes sich erfreut, als Loretto in Italien, eingeweiht durch die Gebete von Millionen und ehrwürdig durch reiche Gnaden, die dort erfleht wurden, verdankt seine Entstehung einem Priester des Stiftes St. Lambrecht, welcher, 1156 in jene Gegend geschickt, eine aus Lindenholz geschnitzte Statue der Mutter Gottes mit sich nahm und in seiner Bretterhütte auf einen Baumstock stellte. Seine Frömmigkeit zog bald aus der Fremde Pilger herbei,

die vor dem Bilde in der Zelle (daher der Name Maria-Zell) um Troſt und Hilfe baten. Die Wallfahrt des Markgrafen Heinrich I. von Mähren, der, krank darniederliegend, aufgefordert wurde, Maria in Zell anzurufen, und ſeine Geſundheit wiedererlangte, vermehrte den Ruhm des neuen Wallfahrtsortes. Dieſer Markgraf ließ 1200 die ſteinerne Kapelle erbauen, die noch jetzt in der Mitte der Kirche ſteht. Ludwig I. von Ungarn umgab aus Dankbarkeit für den Sieg, den er nach Anrufung der Gottesmutter errungen hatte, die Kapelle mit einem Gotteshauſe, von welchem der ſchöne gothiſche Thurm noch jetzt erhalten iſt, und ſchenkte der Gnadenſtätte ſein Schwert, ſeine Sporen und das Marienbild ſeines Hausaltars. Die meiſten Regenten aus dem Hauſe Habsburg opferten bedeutende, werthvolle Geſchenke als Andenken ihres Beſuches, ſo namentlich Karl VI., Maria Thereſia und deren Kinder, Joſepha von Bayern, die unglückliche Gemahlin Joſeph's II. (ſ. Reinsberg, feſtl. Jahr).

Bei dem Jubiläum im Jahre 1856 wurde der Gnadenort von nahezu 400 000 Pilgern beſucht; ſogar aus Preßburg kam eine große Prozeſſion, mit dem Primas von Ungarn an ihrer Spitze, nach Maria-Zell. Bei dem Einzuge der Pilger am Feſte Mariä Geburt ſingen die Pilger die Lauretaniſche Litanei, die deutſchen meiſt in Dur-, die Slaven und Magyaren in Molltönen. Im Allgemeinen rechnet man im Durchſchnitte 170—180 Prozeſſionen im Jahre und gegen 100 000 Pilger. Nach verrichtetem Gebete in der Heimathkirche beginnt der Auszug; gewöhnlich eröffnen in Steiermark weißgekleidete Jungfrauen den Zug, oft unter einem Baldachin die Statue der hl. Jungfrau tragend. Die Wallfahrer pflegen vor ihrem Weggange die 1711 erbaute Kapelle zum hl. Brunnen zu beſuchen, um von dem Waſſer zu trinken, das ſich zu beiden Seiten des Altares in Marmorbecken ergießt.

k) Der Octavtag von Mariä Geburt iſt Mariä Namensfeſt. Es wurde dasſelbe zuerſt in Spanien gefeiert. Als dann 1683 die chriſtlichen Waffen an dieſem Tage den glorreichen Sieg über die Türken vor Wien erlangten, wurde im folgenden Jahre durch Papſt Innocenz XI. dieſer kirchliche Gedenktag als ein Feſt des Dankes und des Vertrauens auf die ganze Kirche ausgedehnt.

In kirchlichen Gebeten und Bildern sind die Namen Jesus und Maria häufig miteinander verbunden. Der gottselige Thomas von Kempen bemerkt: „Die Anrufung der hl. Namen Jesus und Maria ist ein kurzes Gebet, leicht für das Gedächtniß, zugleich lieblich für die Erinnerung und mächtig, den, welcher sie gebraucht, gegen alle Feinde seines Heils zu schützen". Der Name Mariä ist auf Kirchenbildern von einer Glorie oder einem Blumenkranze umgeben. Oft knieen betende Engel zu beiden Seiten, und eine Krone schwebt über ihm, auch wohl drei Kronen, weil Maria als Tochter, als Mutter und als Gattin solche verdient hat. Von einer Glorie umgeben, schwebt dieser heilige Name wohl über dem Bilde des hl. Bernhard und anderer Verehrer der allerseligsten Jungfrau.

l) Am ersten Sonntage im October feiert die Kirche das Rosenkranzfest, auch Maria vom Siege genannt. Dasselbe hat seinen Namen von dem zweifachen Siege, welchen die Christen unter dem Papste Pius V. 1754 bei Lepanto und unter Clemens XI. bei Belgrad über die Türken durch die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau und das Gebet des hl. Rosenkranzes erlangt haben. Nach der Anordnung des hl. Vaters Papst Leo's XIII. ist der Monat October in besonderer Weise dem hl. Rosenkranzgebete geweiht. Die Zeit, in welcher dieses Muttergottesfest gefeiert wird, ist schön und bedeutungsvoll ausgewählt. Es nahen schon die letzten Feste des Kirchenjahres, Allerheiligen und Allerseelen, welche an die letzten Dinge erinnern. So erscheint das Rosenkranzgebet von der Kirche empfohlen als das wirksamste Gebet, um die Beharrlichkeit bis an das Ende zu erbitten.

Die Weise, in welcher man jetzt den Rosenkranz betet, wird auf den hl. Dominikus, den Stifter des Prediger-Ordens, zurückgeführt. Die Ordensstifter Franziskus und Dominikus, welche zu gleicher Zeit lebten und miteinander befreundet waren, haben beide dem christlichen Volke eine Andachtsübung hinterlassen, von der ein reicher Segen ausgegangen ist, der erstere die Kreuzwegsandacht, der letztere das Rosenkranzgebet. Durch die Einführung des Rosenkranzfestes hat diese Andacht eine mächtige Förderung erhalten. Dasselbe gab Gelegenheit, in den Predigten dieses große Volksgebetbuch zu erklären und zu empfehlen. In alter Zeit wurde

dieſes Gebet mit Vorliebe der Pſalter Mariä genannt weil es aus 150 Ave Maria beſteht, wie der Pſalter Davids aus 150 Pſalmen. Der Sachſenſpiegel, ein Rechtsbuch aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts, welcher das damals in Norddeutſchland geltende Gewohnheitsrecht aufzeichnet, nennt unter den Gegenſtänden, welche die Tochter von der Mutter erben ſoll, außer „frommen Büchern“ auch psaltere und tzapel; letzteres Wort (verwandt mit dem engliſchen chaplet, mittellat. chapeletus) bezeichnet den Roſenkranz. Darin liegt ein Beweis, daß ſich die Roſenkranzandacht raſch bis in das Innere Deutſchlands verbreitet hat. Mögen nach dem Beiſpiele der frommen Vorzeit auch in unſeren Tagen die chriſtlichen Jungfrauen „den Roſenkranz der Mutter“ als ein koſtbares Erbſtück in Ehren halten; die Perlen desſelben, fromm und andächtig gebraucht, mehren und ſichern ein hohes Gut — Lebensglück und Gottes Gnade.

Der Name „Roſenkranz“, wie man jetzt gewöhnlich den „Pſalter“ der Alten nennt, wird am beſten ſinnbildlich gedeutet. Wie die Roſe aus grünen Blättern, aus Dornen und der herrlichen Blume beſteht, ſo iſt auch das Roſenkranzgebet dreifach: der freudenreiche Roſenkranz, welcher die Vorbereitung und die Nähe, der ſchmerzensreiche, welcher die Vollbringung, und der glorreiche, welcher die Früchte der Erlöſung vergegenwärtigt. Die Einrichtung des Roſenkranzgebetes iſt ſinnig und vortrefflich. Dasſelbe beginnt mit dem apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſe: „Ohne Glauben iſt es nicht möglich, Gott zu gefallen“. Daran ſchließt ſich die Bitte um die Vermehrung der drei göttlichen Tugenden, deren Uebung das chriſtliche Leben ausmacht. Der Betende gedenkt dann im Kreuzzeichen des Hauptgeheimniſſes des Chriſtenthums und preiſt durch das uralte „Ehre ſei dem Vater“ mit den Engeln des Himmels den dreieinigen Gott. Dann folgt das Gebet aller Gebete, das Vaterunſer, darauf mit Einflechtung der Erlöſungsgeheimniſſe das Ave Maria. Die öftere Wiederholung derſelben heiligen Worte iſt ein Ausdruck der angelegentlichen Bitte und ſteigert die Weihe des Gemüthes und der Andacht, wie ja auch in dem Pſalm 135 die Worte: „Die Erbarmung des Herrn währet ewig“ mehr als dreißigmal wiederholt werden.

Das Rosenkranzfest ist das Hauptfest der zahlreichen Rosenkranzbruderschaften geworden, welche in der Verehrung der jungfräulichen Mutter unseres Herrn einen heiligen Wetteifer an den Tag legten; sie wurden mit kirchlichen Gnaden reich beschenkt und gehörten bald zu den bedeutendsten frommen Genossenschaften. In Deutschland war es besonders der selige Dominikaner Alanus, der sich die Verbreitung des Rosenkranzgebetes angelegen sein ließ. Mit welchem Erfolge, das erhellt u. a. aus einem Verzeichnisse des Dominikanerklosters zu Köln aus dem Jahre 1475. Dort standen in dem Bruderschaftsbuche vom heiligen Rosenkranze unserer lieben Frau eigenhändig eingeschrieben folgende Personen: Kaiser Friedrich III. mit seiner Gemahlin Eleonore von Portugal; die beiden Herzoge von Oesterreich, Maximilian und Sigismund; drei fürstliche Gebrüder Sigismund, Ernst und Rudolf von Anhalt; Christophorus, Markgraf von Baden; Ludovicus, Landgraf von Hessen; Friedrich, Markgraf von Brandenburg und viele andere fürstliche Personen. Eine große Anzahl von Klöstern und Abteien ließen sich mit allen Angehörigen und Unterthanen geistlichen und weltlichen Standes zu Köln einschreiben. Die von auswärts eingeschickten Verzeichnisse umfaßten 150 000 Namen. Die Rosenkranzbruderschaft von Kaaden in Böhmen, welche am 3. August 1653 gestiftet und am 31. Juli 1676 der Prager von St. Veit einverleibt wurde, zählte bei ihrer Aufhebung im Jahre 1785 über 20 000 Mitglieder.

Wie alles Gute in der Christenheit durch Trübsal und Verfolgung geläutert und im Kreuze vollendet wird, so ist auch das altehrwürdige Rosenkranzgebet in glaubensarmen Zeiten wiederholt verkannt und verachtet worden. So hob, um nur ein Beispiel anzuführen, Kaiser Joseph II. in Oesterreich nicht nur die Rosenkranzbruderschaften, sondern sogar das Rosenkranzfest selbst auf. Doch hat diese Maßregel einer rohen und thörichten sog. Aufklärung, die dem Unglauben zu Gefallen die christliche Frömmigkeit verfolgte, nicht lange nachgewirkt. Die Rosenkranzandacht hat gerade in neuerer Zeit einen mächtigen Aufschwung genommen, — ein Zeichen von guter Vorbedeutung für die Zukunft und ein Unterpfand für den Aufschwung des kirchlichen Lebens.

Maria als die Beschützerin der Rosenkranzandacht wird von der christlichen Kunst oft dargestellt, mit einem Kranze von weißen, rothen und goldenen Rosen zu ihren Füßen; dadurch werden die freudenreichen, schmerzensreichen und glorreichen Geheimnisse dieser Andacht angedeutet.

m) Das Fest Mariä Opferung (21. November) feiert das Gedächtniß jenes Tages, an welchem die allerseligste Jungfrau in ihrer zartesten Kindheit von ihren Eltern Joachim und Anna dem Herrn im Tempel zu Jerusalem aufgeopfert wurde, und Maria selbst durch ein Gelübde sich dem Dienste Gottes weihte; schon im 9. Jahrhundert geschieht dieses Festes Erwähnung. Dasselbe enthält schon in seinem Namen eine ernste und segensreiche Mahnung. Wie die Kindheit und das ganze Leben der Mutter des Herrn ein Leben des Opfers war, so soll und muß auch das Leben eines jeden Christen ein Leben des Opfers sein, — denn in seinem Sterben wird er nur das wahrhaft besitzen, was er in seinem Leben Gott aufgeopfert hat.

Eine alte Ueberlieferung, die schon der hl. Hieronymus erwähnt, berichtet, daß das hl. Kind Maria in Folge eines Gelübdes seiner Eltern und auf eigenes Verlangen in den Tempel gebracht worden ist und dort bis zu der Vermählung mit dem hl. Joseph vor dem Herrn gedient hat. Wegen dieses Dienstes im Tempel haben, so meinen Einige, die Wachszieher die hl. Maria als Patronin erwählt. Lang erklärt das Patronat aus symbolischen Gründen, indem er a. a. O. S. 7 schreibt: „Die Lebküchner und Lichterzieher haben sie zu ihrer Patronin erwählt, als die Mutter des Heilandes, der aller Süßigkeit Quelle und das Licht der Welt ist."

Die Aufopferung des hl. Kindes Maria ist oft von der christlichen Kunst dargestellt worden. Ein deutscher Maler, Hans Holbein der Aeltere, malte diese Aufopferung Mariä in einem berühmten Bilde. Dasselbe zeigt, wie die hl. Jungfrau von den Eltern in den Tempel geführt wurde, um dem Herrn geweiht zu werden. Ein Priester erwartet das hl. Kind, Joachim und Anna bringen es an den Stufen des Altares dar.

An dem Feste Mariä Opferung stellt die Kirche die unschuldige

Jugend und die gänzliche Hingabe an die Gnadenwirkungen des hl. Geistes vor Augen und macht auf die Tugenden aufmerksam, durch welche Maria schon als Kind ein Vorbild der Christenheit geworden ist. Ueber die Tugenden, durch welche sie schon in zartester Jugend glänzte, spricht sich der hl. Alphons, der so emsig die Aussprüche der Heiligen über Maria gesammelt hat, in folgender Weise aus: „Maria war vom ersten Augenblicke ihres Daseins an voll Dankbarkeit gegen Gott, sogleich bemüht, Alles, was in ihren Kräften stand, zu thun und mit aller Treue jenen großen Gnadenschatz, welcher ihr anvertraut war, zu benutzen. Sie war auf das Sorgfältigste bedacht, der göttlichen Güte zu gefallen und ihr Beweise ihrer Liebe zu geben; schon von jener Zeit an liebte sie Gott aus allen Kräften. Sie war, weil schon damals von der Erbsünde frei, fern von aller Anhänglichkeit an irdische Dinge, von aller ungeregelten Bewegung, von jeder Zerstreuung, von jedem Widerstande der Sinne, der sie in der Liebe ihres Gottes hätte hindern können; überdies waren alle ihre Sinne ganz vollkommen ihrem Geiste unterworfen und dienten ihr nur dazu, sie mit Gott enger zu vereinigen, so daß sich ihre schöne Seele ohne Unterlaß zu Gott emporhob, ihn immer mehr liebte und immer mehr in seiner Liebe wuchs."

In der Betrachtung auf das Fest der Opferung Mariä sagt derselbe Kirchenlehrer: „Betrachten wir, welch' ein heiliges Leben Maria im Tempel führte, wo, gleichwie ein aufgehendes Morgenroth jeden Augenblick heller wird, auch Maria immer mehr in der Vollkommenheit wuchs." In gleicher Weise betrachten der hl. Hieronymus, Anselmus und andere Kirchenlehrer mit Andacht und Freude die heilige Kindheit der allerseligsten Jungfrau und zeigen, wie dieselbe für die Christenheit eine Schule aller Tugenden und ein Vorbild der Demuth, des Stillschweigens, der Abtödtung und der Sanftmuth ist. Das große Beispiel der hl. Jungfrau soll uns lehren, daß unser Sinn stets zum Himmel gerichtet sei und daß wir nichts mit Nachlässigkeit verrichten, was das Heil der Seele betrifft.

Zu den Heiligen, welche den Mariencultus pflegten und förderten, gehört namentlich der hl. Bernhard. Er hat durch seine

Schriften Veranlassung dazu gegeben, daß der allerseligsten Jungfrau manches Symbol zugetheilt wurde, das wir noch heute auf ihren Bildern sehen. Ueber die Sternenkrone der hl. Jungfrau äußert sich dieser Heilige also: „Ganz würdig, mit Sternen gekrönt zu werden, war jenes Haupt, welches, weit heller als sie schimmernd, sie eher schmückt, als von ihnen geschmückt wird. Warum sollen nicht Sterne Jene zieren, welche von der Sonne geschmückt wird?“ Auch den Namen Mariä, welcher früher gleichbedeutend mit „Bitterkeit des Meeres“, „Herrin“, „Starke“, „Erleuchtung“ gehalten wurde, legt der hl. Bernhard durch „Meeresstern“ aus. „Sie ist“, schreibt er, „jener Stern aus Jacob (4. Mos. 24, 17), dessen Strahl die ganze Welt erhellt; sie ist der glänzende Stern, der über diesem großen und weiten Meere (Ps. 104) aufgehen mußte, glänzend durch Verdienste und erleuchtend durch ihr Vorbild.“ Die christliche Kunst hat der hl. Mutter Gottes die Sternenkrone zugetheilt, und eine ähnliche Glorie bietet auch die christliche Volksandacht der Allerseligsten dar. Den zwölf Sternen, die ihr Haupt schmücken, vergleichbar sind die zwölf Feste, an denen die Andacht des Volkes das Andenken der heiligen Mutter begeht. Licht und Segen gehen aus von diesen heiligen Gedenktagen, welche beweisen, daß die Weissagung der hl. Maria sich erfüllt hat und in jedem Kirchenjahre sich erfüllt: „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter“.

Der hl. Joseph, Nährvater des Herrn. (19. März.)

Patron der Kirche, der christlichen Familie, des Handwerkerstandes u. s. w.

Die Kirche begeht dreimal im Jahre das Fest des hl. Joseph; am 19. März das Fest seines Namens, am 23. Januar das Fest seiner Vermählung und am dritten Sonntag nach Ostern das Schutzfest des hl. Joseph. Das Fest am 19. März ist das Hauptfest dieses Heiligen geworden, und in der christlichen Andacht ist der Monat März in besonderer Weise der Verehrung des hl. Joseph geweiht.

Der hl. Joseph ist neben der allerseligsten Jungfrau Maria der volksthümlichste Heilige; er war der Bräutigam Mariä und

der Nährvater Jesu; in diesen zwei Titeln ist sein ganzes Lob begriffen. Im Laufe der Zeit war der Glanz des Davidischen Königsgeschlechtes erloschen; seine Abkömmlinge geriethen in Vergessenheit und in solche Armuth, daß sie ihren Lebensunterhalt durch Handarbeit erwerben mußten. Auch der hl. Joseph, obwohl in gerader Linie von den großen Königen Juda's und den erlauchten Patriarchen abstammend, war nach der weisen Zulassung Gottes arm an zeitlichen Gütern und erwarb sich als Zimmermann das tägliche Brod; um so reicher war er an Frömmigkeit und Tugend, denn er war, wie es in der hl. Schrift heißt, ein gerechter Mann. Er schämte sich der geringen Arbeit nicht und gibt das schönste Beispiel der Demuth. Als der Engel ihm das Wunder, durch welches Maria Mutter Gottes geworden war, offenbart, als er mit eigenen Augen im Stalle zu Bethlehem den neugeborenen Heiland der Welt sieht, da fällt er nieder und betet an; so ist er ein leuchtendes Vorbild des Glaubens, der Liebe und der Ehrfurcht. Als der grausame Herodes den Tod der unschuldigen Kinder beschlossen hatte und ein Engel dem hl. Joseph befiehlt, mit Jesus und seiner Mutter nach Aegypten zu fliehen, da folgt er noch in derselben Nacht dem harten Befehle und lehrt durch sein Beispiel Gehorsam und Ergebenheit in Gottes Willen. Mit zarter Andacht, Ehrfurcht und Liebe pflegt und schützt er das göttliche Kind und die allerseligste Jungfrau. Stets in Heiligkeit wachsend, vollbrachte er sein Tagewerk und seinen hohen Lebensberuf. Die hl. Schrift theilt uns kein Wort und keine Rede des hl. Joseph mit, sein heiliger, treuer und gottgeweihter Wandel enthält aber die lauteste und eindringlichste Mahnung zur Nachfolge.

Ohne Zweifel starb der hl. Joseph schon vor dem öffentlichen Lehramte des Herrn, da er schon auf der Hochzeit zu Cana vermißt, auch bei der Erwähnung der Mutter Jesu und Seiner „Brüder" von den Juden nicht genannt wird, überhaupt während der ganzen Dauer der Predigt Jesu nirgends erscheint. Der Heiland hat ferner am Kreuze seine heilige Mutter dem Johannes anempfohlen, was wohl nicht geschehen wäre, wenn der hl. Joseph damals noch gelebt hätte. Ehe der Heiland sein Lehramt antrat,

hatte der getreue Nährvater Christi seine Aufgabe erfüllt; daher schied er unter dem Beistande seines göttlichen Pflegesohnes und der hl. Mutter Gottes glückselig aus diesem Leben. Sein Hinscheiden ist das Beispiel eines gottseligen Todes, sein Name wurde in die Litanei pro commendatione animae, die am Sterbebette der Christgläubigen gebetet wird, aufgenommen, und der hl. Joseph wird um die Gnade eines guten Todes angerufen und als Patron der Sterbenden verehrt.

Eine Legende versetzte sein Grab in das Thal Josaphat, wo es neben dem des greisen Simeon gezeigt wurde (Stadler, Heiligen-Lexicon, III. 450). Der durch Frömmigkeit und Wissenschaft berühmte Kanzler Johannes Gerson vertheidigte vor den Vätern der Kirchenversammlung zu Constanz, unter Berufung auf ein uraltes Officium der Kirche zu Jerusalem, die fromme Lehrmeinung, daß der hl. Joseph schon vor seiner Geburt von der Erbsünde befreit worden sei, eine Gnade, die bei dem Nährvater des Erlösers umsomehr angenommen werden müsse, da sie Gott dem Vorläufer des Herrn erwiesen habe. Weil ferner von dem Leibe des Heiligen keine Reliquie vorhanden ist, so hat sich die fromme Meinung gebildet, Joseph sei bei der Himmelfahrt Christi zugleich mit Seele und Leib in den Himmel aufgenommen worden. Gerson meint, als bei dem Tode des Heilandes viele Leiber der Heiligen aufstanden und in der Stadt erschienen (Matth. 27, 52), sei auch der hl. Joseph der Mutter Gottes erschienen und habe sie getröstet. Auch der gelehrte Papst Benedikt XIV. und der hl. Kirchenlehrer Franz von Sales theilen diese Ansicht, und der hl. Bernardin von Siena bemerkt darüber: „Es sei nur billig und recht, daß Jesus, Maria und Joseph, nachdem sie auf Erden miteinander vereinigt ein mühseliges und arbeitsvolles Leben geführt haben, im Himmel dem Leibe und der Seele nach miteinander vereinigt seien und alle drei der nämlichen Unsterblichkeit sich erfreuen.“ Nach den Bollandisten wird in Rom ein Theil des Mantels des hl. Joseph und in Perugia sein Brautring aufbewahrt.

Die Verehrung des hl. Joseph im christlichen Volke wird am besten bewiesen durch die große Zahl der Patronate, die derselbe

erlangt hat; es ist daraus zu erkennen der fromme Wetteifer, mit welchem die verschiedenen christlichen Stände sich unter den Schutz dieses mächtigen und milden Heiligen stellten und seiner Fürbitte bei Gott sich empfahlen. Weil ihm das Jesuskind und die heilige Jungfrau anvertraut waren, so verehren ihn im Andenken an die heilige Familie die christlichen Familien als Schutzpatron, und die große Familie Gottes auf Erden, die christliche Kirche, hat den hl. Joseph neben dem Erzengel Michael zu ihrem Patron erwählt. Wie die Christenheit zum hl. Michael betet um Schutz und Abwendung der Gefahr, so betet sie vertrauensvoll zum hl. Joseph, dem die größten Güter anvertraut waren, daß er durch seine Fürbitte bei Gott Gnade und Segen erflehe für alle Kinder der Kirche. Der hl. Joseph wird verehrt von der Kinderwelt als der Pflegevater des göttlichen Kindes Jesus, er ist ein Vorbild der Jugend wegen seiner Unschuld und Jungfräulichkeit und ein Muster der Eheleute wegen seiner heiligen Ehe mit Maria. In dem schlichten, von der Welt wenig beachteten, von Gott aber so ausgezeichneten Handwerksmanne Joseph fühlt sich auch der Handwerkerstand erhöht und geadelt. Darum hat auch der für die sittliche und materielle Hebung des Arbeiterstandes glühende Stifter der Gesellenvereine, Adolf Kolping, seiner für das sociale Leben hochwichtigen Pflanzung den hl. Joseph zum Patron gegeben.

Namentlich verehren von den Handwerkern die Zimmerleute und Schreiner den hl. Nährvater Christi als Patron; sie führten im Wappen stahlblaues Handwerkszeug in goldenem Felde und hatten auf ihren Fahnen das Bild des hl. Joseph. Das lateinische Wort faber, wie St. Joseph bei Matthäus 13, 55 heißt, bedeutet nach Stadler überhaupt einen Handwerker, der in Holz, Metall oder Stein arbeitet. Dieses gilt auch von dem entsprechenden griechischen Worte tekton, obwohl dieses gewöhnlich einen Zimmermann bedeutet. Katharina Emmerich schaute den hl. Joseph mehrmals, wie er Matten aus Holzstäben anfertigte, die im Innern der Häuser als bewegliche Wände dienten. Nach dem heil. Martyrer Justinus hätte der hl. Joseph Pflüge und Joche verfertigt, und Jesus ihm hierbei geholfen. Als der Sophist Libanius, der von dem Siege des abtrünnigen Kaisers Julian viel

erwartete, einen Christen fragte, was er meine, daß des Zimmermanns Sohn eben thue, antwortete dieser: „Der Schöpfer aller Dinge, den du des Zimmermanns Sohn nennst, macht jetzt eben einen Sarg für Julian.“ Und wirklich starb dieser einige Tage darauf, wie Theodoret und Sozomenus erzählen.

Unter dem Namen und dem Schutze des hl. Joseph sind mehrere religiöse Genossenschaften für Erziehung der Jugend und für Krankenpflege entstanden, z. B. die Genossenschaft der Josephsschwestern; auch der hl. Franz von Sales hat den hl. Joseph zum Patron des von ihm gegründeten Ordens der „Heimsuchung Mariä“ erkoren.

In neuerer Zeit wird der hl. Joseph auch vielfach zum Kirchenpatron erwählt. Wenn in den ersten Jahrhunderten sein Andenken durch keinen eigenen Gedächtnißtag gefeiert wurde, so hängt das, wie Stadler schreibt, „mit der alten Disciplin, nur Festtage von Martyrern zu begehen, sowie mit der Besorgniß zusammen, es möchte vielleicht der hl. Joseph als der wahre Vater Jesu angesehen und so der Glaube an die Gottheit des Herrn bei dem ungebildeten Volke beeinträchtigt werden, wie auch die Bollandisten am 19. März bemerken“. Die abendländischen Martyrologien des 9. Jahrhunderts enthalten schon seinen Namen, und die Griechen begingen schon damals seinen Gedächtnißtag am Sonntage nach Weihnachten. Ein altes Zeugniß seiner Verehrung in Deutschland enthält der sog. Pestsegen, eine öffentliche Fürbitte, in welcher der Name des hl. Joseph an erster Stelle genannt wird. Dieser Segen, noch jetzt in vielen Kirchen Norddeutschlands gewöhnlich in Verbindung mit dem Donnerstags-Hochamt im Gebrauch, stammt aus dem 14. Jahrhundert, als der „schwarze“ Tod die Länder Europas heimsuchte. Damals wandte man sich in der Noth an die viel verehrten Heiligen, an erster Stelle rief man den hl. Joseph an, den Patron der Sterbenden und den Schutzherrn der christlichen Familien, deren Bestand durch die Pest bedroht wurde. Es hatte somit der hl. Joseph bei unseren Voreltern im 14. Jahrhundert schon dieselben Patronate, wie die Gegenwart sie ihm zutheilt.

Viele Heilige waren eifrige Verehrer des hl. Joseph, z. B.

der hl. Hermann, mit dem Beinamen Joseph, der hl. Josephus Calasanctus, der hl. Alphons von Liguori, und die hl. Theresia. Bemerkenswerth sind die vertrauensvollen Worte, mit denen die hl. Theresia in ihrer Selbstbiographie (cap. 6) zur Verehrung dieses Heiligen aufmuntert. „Ich erinnere mich nicht", so sagt sie, „vom hl. Joseph etwas begehrt zu haben, ohne daß ich es nicht alsogleich erlangte. Es hat den Anschein, als ob Gott den übrigen Heiligen die Macht verliehen habe, bloß in bestimmten Nöthen hilfreich zu sein; unser Heiliger dagegen, die Erfahrung lehrt es uns, hat das Vermögen, in allen Stücken zu helfen. Dadurch gibt uns der Herr zu verstehen, daß, gleichwie er hienieden ihm in allen Dingen gehorsam war, er auch im Himmel allen seinen Wünschen willfahren wolle. Da ich aus fortgesetzter Erfahrung weiß, welch' kostbare Gnade er von Gott für Diejenigen erwirkt, die sich an ihn wenden, so möchte ich Jedermann mit großer Andacht zu ihm beseelen. Ich kenne von sämmtlichen Seelen, die ihn treu verehren, keine einzige, die nicht täglich neue und rasche Fortschritte in der Vollkommenheit machte. Seit mehreren Jahren ersuche ich ihn an seinem Festtage jedesmal um eine besondere Gnade, und noch nie wurde sie mir verweigert. Wer meinen Worten nicht glauben will, den bitte ich um Gottes willen selbst den Versuch zu machen, er wird durch eigene Erfahrung zur Einsicht kommen, wie vortheilhaft es ist, sich diesem glorreichen Patriarchen anzuempfehlen und seinen eifrigen Dienern beizutreten." Bei den Bollandisten sind viele Wunder verzeichnet, die auf seine Fürbitte gewirkt wurden. Man wendet daher auf ihn häufig die Worte an, die Pharao in Bezug auf den ägyptischen Joseph sagte: „Gehet zu Joseph!"

Die Bilder des hl. Joseph kommen schon in den Katakomben vor; er hat auf denselben nach Jacob (Die Kunst im Dienste der Kirche, S. 113) das Aussehen eines einfachen, nicht mehr ganz jungen Mannes. Als die nach der seligsten Mutter Gottes erhabenste Persönlichkeit des Himmels soll seine Gestalt hohe Würde mit großer Demuth zeigen. Wird die hl. Familie dargestellt, so steht Maria rechts, Joseph links, zwischen Beiden das Christkind. Nach den Darstellungen der alten christlichen Kunst trägt St. Joseph

das Jesuskind auf dem rechten Arme, Maria dagegen trägt es auf dem linken Arme, selber zur Rechten des Sohnes gleich der Mutter des Salomon. Bilder, auf denen Christus, von seinem Nährvater in den Armen gehalten, diesem einen Kranz aufsetzt, sind nicht selten. Bei den Krippendarstellungen wird der hl. Joseph gewöhnlich in dienender, anbetender Stellung abgebildet; ebenso bei den verschiedenen anderen Scenen aus der Jugendgeschichte des Herrn. Beliebt war im Mittelalter die Darstellung der sog. Ruhe in Aegypten. Die hl. Familie ruht in Aegypten zumeist in einer Oase und bei einem Palmenbaume. Engel beten das auf dem Schooße der Mutter schlummernde Kind an. Viele Künstler malten in der Nähe des Kindes eine Quelle, anspielend auf die neue Lebensquelle, welche Christus der Menschheit eröffnete. Als Zimmermann hat St. Joseph oft den Heiland in der Werkstätte bei sich, der ihm hilft; seine Attribute sind darum auch Axt, Säge und Maßstab. Auf dem Anschütz'schen Bilde in der Garnisonkirche zu Koblenz ist er als Patron der Pioniere und des Ingenieur-Corps dargestellt; weil St. Joseph von Alters her Patron der Schreiner und Zimmerleute war und weil die Pioniere beim Brücken- und Schanzenbau eine ähnliche Arbeit wie diese verrichten, so ist ihm auch das Patronat der Pioniere zugetheilt. Als Patron der Waisenkinder steht der hl. Joseph, das Jesuskind haltend, auf einem erhöhten Orte, und kleine Kinder, vertrauensvoll zu ihm aufblickend, umgeben ihn. Der Tod des hl. Joseph ist oft von den Malern des 16. und 17. Jahrhunderts in den Kirchen und Klöstern der Karmeliter und Augustiner so dargestellt worden, daß Christus ihm den Segen ertheilt, und die heilige Jungfrau, betend mit gefalteten Händen, zuweilen auch der Evangelist Johannes neben dem Sterbebette stehen.

Im Dome zu Limburg befindet sich auf der Wand des südlichen Querschiffes eine aus dem Ende des 13. Jahrhunderts stammende Darstellung des hl. Joseph, welche ihn als Winzer behandelt. Dekan Ibach erklärt diese ganz singuläre Darstellung in folgender Weise: „Ein weiterer Umblick auf der reichen Bilderwand gibt uns die Lösung. Denn in einem anderen, ihm zur Rechten stehenden Bogenzwickel befindet sich ein schöner, romanisch stylisirter

Weinstock, der sich an einem Pfahl hinaufwindet. Da nun der Heiland selbst sich den Weinstock nennt, mit dem wir alle wie die Reben verbunden sein müssen, so wird der hl. Joseph in sehr sinnreicher Weise als der Pfleger dieses mystischen Weinstockes betrachtet, dem die natürliche Erhaltung und Pflege desselben anvertraut war." Auf dem genannten alten Bilde ist der hl. Joseph als Arbeiter dargestellt, die Lenden umgürtet, mit einem Winzerhute auf dem Haupte und einem Winzermesser in der Hand, während über seinem Haupte die deutliche Inschrift St. Joseph steht. Auf manchen Bildern steht neben dem hl. Joseph eine Palme; das ist eine sinnige Darstellung, da der hl. Nährvater Christi im Evangelium den Ehrennamen „der Gerechte" erhalten hat; im Psalm 91 heißt es aber: „Der Gerechte wird aufblühen wie eine Palme." Der blühende Stab in der Hand des Heiligen erinnert an den Bericht einer alten Legende, daß, wie einst Aaron zum Hohenpriester, so der hl. Joseph durch das Zeichen eines wunderbar aufblühenden, dürren Stabes zum Bräutigam der allerseligsten Jungfrau auserwählt wurde.

Das gewöhnlichste Attribut des hl. Joseph ist die Lilie, das Sinnbild der Reinheit; weil dieses Sinnbild auch bei anderen in dieser Schrift genannten Heiligen vorkommt, so erscheint es angemessen, hier zum Schlusse die Symbolik der Lilie genauer zu betrachten. Dieselbe wird oft genannt in den Volkssagen und ist ein vielfach angewandtes Symbol in der christlichen Kunst. Berühmt ist die Sage von der Lilie, die im Chorstuhle des Klosters Corvey gefunden wurde, wenn der Inhaber des Stuhles sterben sollte (Grimme, Deutsche Sagen, S. 263); dieselbe ist hier ein Sinnbild der jungfräulichen Reinheit des Klosterlebens und der Hoffnung einer glorreichen Auferstehung. Zahlreich sind die Volkssagen, welche erzählen, daß dem Grabe eines unschuldig Verurtheilten eine die Schuldlosigkeit des Getödteten symbolisirende Lilie entsprossen sei. Eine schöne und sinnige Volkssitte hat es eingeführt, auf die Gräber der Kinder und Jungfrauen Lilien zu pflanzen. Auch als Wappenbild wurden öfter die Lilien erwählt; am berühmtesten sind die Lilien im Wappen von Frankreich. Schon in der Mitte des 11. Jahrhunderts kommt die Lilie auf

Siegeln der französischen Könige vor; unter Ludwig VII. wurde sie in das französische Wappen eingeführt; seit Karl VI. hatte dasselbe drei blaue Lilien auf Goldgrund.

Im Hebräischen heißt die Lilie Schuschant und von ihr ist die Lilienblüthe Susanna und die Lilienstadt Susa benannt. Die morgenländische Lilie glänzt in der herrlichsten Farbenpracht und hat Aehnlichkeit mit unserer Kaiserkrone. Die hl. Schrift bedient sich oft dieses reinen und schönen Sinnbildes, und der Heiland selbst sagt im Evangelium: „Betrachtet die Lilien des Feldes!“

Die vornehmste Auszeichnung der Lilie, das makellose Weiß, ist ein Symbol der Herzensreinheit, der schönsten christlichen Tugend. Deshalb ist die Lilie das gewöhnliche Attribut der allerseligsten Jungfrau. Auch die Engel tragen auf Kirchenbildern oft Lilien zur Bezeichnung ihrer himmlischen Reinheit; so hat auf Bildern der Verkündigung der Erzengel Gabriel gewöhnlich einen weißen Lilienstengel in der Hand. Ist die Mutter Gottes als Königin der Jungfrauen dargestellt, so schwebt ihr Bild wohl in einer Lilie, und es umgeben sie heilige Jungfrauen, wie Agnes, Barbara, Ursula, Margaretha, Katharina u. a. Auf Bildern der Vermählung Mariä trägt der hl. Joseph einen Stab, dessen oberstes Ende eine Lilie zeigt. Auf den Bildern der unbefleckten Empfängniß hat die Mutter Gottes gewöhnlich die Sternenkrone auf dem Haupte und die weiße Lilie in der Hand.

Ueberhaupt ist die Lilie das regelmäßige Abzeichen der jungfräulichen Heiligen, z. B. des hl. Aloysius, der hl Gertrud und schon seit den ältesten Zeiten des hl. Joseph. Von dem Heilande heißt es in dem schönen Hymnus Jesu corona virginum — »Qui pergis inter lilia«, „der du unter Lilien wandelst“. Die hl. Kaiserin Kunigunde hat als Abzeichen eine Lilie auf einer Weltkugel. Das Bild des hl. Aegidius (St. Gilles) ist geschmückt mit drei Lilien; in seiner Legende wird nämlich erzählt, daß er durch sein Gebet drei Lilien aus dürrem Sande aufwachsen ließ und durch dieses Wunder einen Ungläubigen bekehrte.

In südlichen Ländern blühen die Lilien schon im Frühlinge; daher die merkwürdige Darstellung auf einem altchristlichen Bilde in den Katakomben, auf welchem in der Mitte Christus, der gute

Hirt, steht, in den vier Ecken aber die vier Jahreszeiten sinnbildlich dargestellt sind; hier ist nun der Frühling dargestellt als ein Knabe mit drei Lilien und einem Lämmchen, weil im Frühjahre die Lilien blühen und die Lämmer auf die Weide gehen. Die schöne Kelchform der Lilie dient auch häufig in der kirchlichen Ornamentik als Schmuck bei den Taufbecken und den Kelchen, ferner als Lichterträger und selbst als Kanzel, so zu Freiburg in Sachsen. Auf Bildern des Weltgerichtes hat Christus zuweilen zur Rechten eine Lilie, zur Linken ein Schwert, z. B. auf einem Bilde im Dome zu Ulm; die Lilie bedeutet hier die Gnade, welche die Heiligen im Gerichte finden.

Nach der mitgetheilten Symbolik bezeichnet das gewöhnliche Attribut des hl. Joseph auf Kirchenbildern seine Unschuld und Herzensreinheit, weswegen er seine Auserwählung zum Nährvater Christi und zum Bräutigam der hl. Jungfrau erlangt hat, ferner die Huld, Gnade und Glorie, die er wegen seiner Treue bei Gott gefunden hat.

Die hl. Mutter Anna. (26. Juli.)

Patronin der Eltern, der Bergleute, der Arbeiterinnen, der Seiler.

Die hl. Anna wird seit den ältesten Zeiten in der Kirche verehrt. Gott hat dieselbe in besonderer Weise ausgewählt, um die Absichten seiner Liebe zu erfüllen, indem sie gewürdigt wurde, die Mutter der hl. Maria zu werden. Deshalb wird sie vorzüglich von den christlichen Eltern angerufen, um durch ihre Fürbitte den Segen Gottes bei der Erziehung der Kinder zu erlangen, und die Kunst stellt sie am liebsten dar als ehrwürdige Mutter, welche das heilige Kind Maria im Gesetze des Herrn unterrichtet.

Nach dem hl. Bischofe Epiphanius ist der Name Anna gleichbedeutend mit „Gnade"; der hl. Johannes Damascenus schreibt: „Die Gnade gebar die Herrin; diese wird durch den Namen Maria bezeichnet; in der That wurde sie die Herrin aller Geschöpfe, als sie die Mutter des Schöpfers wurde." Ueberhaupt haben diese beiden Heiligen der alten Kirche viel über Joachim und Anna geschrieben. Schon der Kaiser Justinian ließ um das

Jahr 550 in Konstantinopel unter dem Titel der hl. Anna eine Kirche bauen. Im Jahre 710 soll der Leib der Heiligen aus Palästina nach Konstantinopel gebracht worden sein, und von der Zeit an werden in mehreren Kirchen des Abendlandes, z. B. in Rom, Düren und Wien Reliquien der hl. Anna verehrt.

Für die weite Verbreitung dieser Verehrung sprechen die vielen uns noch erhaltenen Bilder der Heiligen. Charakteristisch ist an denselben, daß die hl. Anna gewöhnlich in grünem Mantel dargestellt wird; auch die Mitglieder der alten St. Anna-Bruderschaften trugen bei feierlichen Aufzügen grüne Mäntel. Diese Farbe der Hoffnung sollte andeuten, daß mit der hl. Anna die Hoffnung der kommenden Erlösung und die Nähe des christlichen Tages erschienen waren. Sehr verbreitet waren auch die Bilder, auf welchen die hl. Anna die Mutter Gottes und diese wieder den Heiland trägt. Eine solche Darstellung hieß man Selbdritt (mettertia), und es wird in alten Schriften die heil. Anna selbst nach diesen Bildern die hl. Selbdritt genannt. Sie wird ferner, wie später die hl. Elisabeth von Thüringen, oft mit drei Kronen abgebildet, weil sie die dreifache Krone als Jungfrau, Mutter und Wittwe verdiente. Viele schöne Legenden über das Leben der hl. Anna (ihre Begegnung mit dem hl. Joachim am goldenen Thore des Tempels, ferner wie sie das dreijährige Kind Maria zum Tempel geleitet, welches dann die 15 Stufen des Tempels allein hinaufsteigt u. s. w.), die schon der hl. Hieronymus erzählt, sind auf Kirchenbildern dargestellt worden, z. B. in San Marco zu Venedig und in der Wiesenkirche zu Soest, worin das ganze Leben Mariä in Feldern abgebildet ist. Als die fünf Freuden der hl. Anna werden angegeben: 1. Die Auserwählung zur Mutter Mariä; 2. die Ankündigung des Engels; 3. die Geburt Mariä; 4. die Opferung Mariä im Tempel; 5. die Aufnahme der hl. Anna in den Himmel. Hierauf bezügliche Bilder findet man oft, z. B. in der schönen Mariahilfkirche in der Münchener Vorstadt Au.

Im kaiserlichen Palaste in Wien befindet sich eine Reliquie, die Hand der hl. Anna, welche wegen der daran befindlichen Inschriften und Darstellungen merkwürdig ist. Das Haupt der

Heiligen wird in der St. Annakirche in Düren aufbewahrt und verehrt. Bis zum Jahre 1501 war es in dem Besitze der Stiftskirche zum hl. Stephan in Mainz. Nach dem Berichte des Abtes Trithemius von Spanheim hat dann ein Steinmetz gegen das Wissen und den Willen der Stiftsherren die kostbare Reliquie mit Zurücklassung der dieselbe schmückenden Kleinodien an sich genommen, um sie nach Cornelymünster zu bringen; aber seine Mutter drang in ihn, sie zurückzubringen an den Ort, woher er sie genommen. Auf der Rückreise bot er sie dem Kloster Schwarzenbroich an, und, als man sie dort nicht annehmen wollte, trug er sie zu den Franziskanern von der strengen Observanz nach Düren. Die Bürger von Düren nahmen mit Jubel die hl. Reliquie auf und hielten sie hoch in Ehren. Die Stiftsherren der St. Stephanskirche in Mainz gaben sich anfangs, unterstützt durch die Weisungen des Kaisers Maximilian und des päpstlichen Legaten Ragemund, viele Mühe, um das heilige Haupt wiederzuerlangen; doch waren die Bürger von Düren nicht zur Nachgiebigkeit zu bewegen.

Daß die hl. Mutter Anna, wie der Volksmund sie gern nennt, in der Christenheit als die Patronin der Eltern gilt, wurde vorhin schon erwähnt. Sie ist ferner die Schutzheilige der Bergleute. Ueberall in erzreichen, namentlich aber silberreichen Gebirgen findet man St. Annenkirchen und -Kapellen, oder es sind gange Städte nach ihr benannt, z. B. Annaberg im sächsischen Erzgebirge. Die hl. Maria wird in der Schrift mit dem Monde und dem Silber, Christus mit der Sonne und dem Golde verglichen, woraus man dieses Patronat der hl. Anna erklärt. In dem Gnadenorte St Annaberg befindet sich ein altes Bild, Maria und Anna darstellend, welche das göttliche Kind zwischen sich haben. Die hl. Maria hat eine Königskrone auf dem Haupte und einen Scepter in der Hand und sitzt rechts; die hl. Anna trägt eine Lilienkrone.

Zahlreiche Volksfeste hängen mit der Feier eines kirchlichen Gedächtnißtages zusammen und verdanken derselben ihre Entstehung. So lange sie diesen Zusammenhang bewahren, erhalten sie sich gewöhnlich in einer edlen Gestalt. So wird auch der St. Anna-Tag in manchen Gegenden durch schöne Volksfeste gefeiert. Für die Bergleute in Böhmen ist der St. Annatag ein Feiertag, an

welchem jede Arbeit ruht. In Gutwasser, Birkenberg, Pilsen und anderen Orten wohnt die ganze Bergknappschaft in Festtagskleidern der hl. Messe bei, die mit Musik gehalten wird, und zieht dann in Prozession, wie sie gekommen ist, auf ihren Sammelplatz, worauf ein Festmahl gehalten und ein frohes Volksfest gefeiert wird, dadurch die dunkelen Uniformen der Bergknappen und die bunten Trachten der Frauen und Mädchen einen malerischen Anblick darbietet. In dem gewerbreichen Sachsen wurde schon im Mittelalter der St. Annatag mit besonderer Feierlichkeit begangen. Friedrich der Weise erwirkte im Jahre 1494 ein Breve, um in Sachsen den Annatag als hohen Festtag zu feiern. Eine Münze, mit dem Bildnisse der Heiligen führte den Namen Annapfennig. Auch alte Siegel und Wappen der Stadt Braunschweig, deren Patron die hl. Anna ist, zeigen das Bild der Heiligen. Bekanntlich stehen die Wappen alter Städte oft in Verbindung mit der Darstellung ihrer Schutzheiligen, deren Abzeichen gern als städtische Wappen angenommen wurden. So hat Venedig als Wappen den geflügelten Löwen des hl. Marcus, seines Schutzpatrons, Warendorf den Rost des hl. Laurentius.

Wegen ihres mütterlichen Charakters wird die hl. Anna als die Beschützerin der Armuth angesehen und als Helferin in der Noth angerufen. Gerade die armen Stände haben sie zur Patronin erwählt, so in vielen Gegenden die Dienstboten und Arbeiterinnen. In Vlämisch-Belgien wird der St. Anna-Tag fröhlich gefeiert von den armen Spitzenklöpplerinnen. Das ganze Jahr hindurch wird in den Näh- und Spitzenklöppelschulen von jeder Schülerin eine wöchentliche kleine Einlage gegeben, um die Kosten für diesen Tag leichter bestreiten zu können, und im Limburgischen, wo auch die Vornehmen ihre Töchter in die Werkstätten der Schneiderinnen schicken, um sie im Nähen unterrichten zu lassen, hat man die Einrichtung getroffen, für jede Vergeßlichkeit und jedes Versehen, wie das Zerbrechen oder Fallenlassen von Utensilien und dergl. Geldstrafen festzusetzen, deren Erlös am Patronstage zu einem gemeinsamen Ausfluge verwendet wird. Gewöhnlich fährt man des Morgens in großen offenen Wagen, die mit Kränzen und Laubgewinden geschmückt sind, reich versehen mit Vorräthen

aller Art, unter Musikbegleitung und Gesang hinaus auf einen benachbarten Ort, um den Tag froh im Freien zu verleben. Die in neuerer Zeit errichteten Arbeiterinnen-Hospize erhalten vielfach den Namen St. Anna-Stift, ein Beweis, daß das Verständniß des der hl. Anna beigelegten Patronates noch fortlebt.

In Oesterreich, so erzählt v. Reinsberg in seinem „festl. Jahr", finden zu Ehren der zahlreichen Frauen, welche am Annafeste ihren Namenstag feiern, überall gemeinschaftliche Feste statt, die fast regelmäßig mit Illumination und Feuerwerk endigen, und in manchen Provinzen, wie in Kärnthen, sind zu Geschenken Sträuße aus rothen Nelken, rothen Rosen und sogenannten Schleierblumen üblich, welche unter dem Namen „Annasträuße" auf den Straßen feilgeboten werden.

In England kommen bis zum heutigen Tage auf dem St. Ann's-hill, dem St. Annenhügel, am Abende des Festtages, altem Herkommen gemäß, die Umwohner zu einem Volksfeste zusammen, und in Newbury wird noch alljährlich am Montage nach dem Annatage die humoristische Wahl eines major of Bartlemas vorgenommen (Reinsberg a. a. O.). Schöner als diese etwas ins Rohe fallende Majorsfahrt war der Zug, welcher früher am Feste der hl. Anna in Friedungen die Wanderung der 12 Apostel darstellte. Die ganze Schaar fuhr auf einem Wagen zu der Kapelle, die vor dem Städtchen jenseits der Donau liegt, und führte unterwegs allerlei biblische Scenen auf.

Auch von den Schiffern wird die hl. Anna in vielen Gegenden als Nothhelferin verehrt; in den zu ihrer Ehre erbauten Annakapellen, die darum häufig in der Nähe der Landungsplätze liegen, beteten die Schiffer um eine glückliche Fahrt und um Abwendung der Gefahr. Da die hl. Anna besonders als die Beschützerin der Lieblinge Gottes, der Armen, im Volke angesehen wird, so hat ihre Verehrung in den weitesten Volkskreisen sich eingebürgert; namentlich nehmen arme Wittwen im Gebete ihre Zuflucht zu der Fürbitte der hl. Anna, von welcher, um ihren mütterlichen Sinn zu preisen, eine liebliche Sage erzählt, daß sie nach dem Bethlehemitischen Kindermorde die Leichen der Kinder bestattet habe. In diesen Gebräuchen und Volksfesten ist ein reicher Schatz schöner

Poesie und wahrer Volksfreude geborgen; wer sie zerstört, macht das Volksleben ärmer und freudeloser.

„Im christlichen Handwerke", so schreibt Lang (die Handwerker-Patrone S. 10) „gilt die hl. Anna als die Patronin der Seiler; warum, weiß ich nicht anzugeben". Als Grund für die Auswahl dieses Patronates kann wohl nur die Sitte der Vorzeit angegeben werden, nach welcher man mit Vorliebe die in der hl. Schrift genannten, namentlich die der hl. Familie nahestehenden Personen zu Schutzheiligen erwählte. Die Seiler führten im Wappen Handwerkszeug in silbernem Felde.

Der hl. Johannes der Täufer. (24. Juni.)

Patron der Kürschner, Schneider, Maurer und Musiker.

Die große Verehrung, welche der Vorläufer des Herrn in der christlichen Welt gefunden hat, ist noch zu erkennen in der Thatsache, daß so viele Länder und Städte ihn zu ihrem Schutzpatron erwählt haben. Die Stadt Breslau, deren Patron St. Johannes ist, führte in ihrem Wappen das Haupt desselben. Außerdem ist er noch Patron von Ingolstadt, Lübeck, Leipzig, Lüneburg, Nördlingen, Oppenheim, Florenz, Wesel, Cleve, Genua, Neapel, Utrecht und vieler anderer Städte; in Rom ist ihm die älteste Kirche, der Lateran, geweiht. Ferner ist der hl. Johannes der Patron der Kürschner und Schneider, weil er sich sein Kleid aus Fellen machte, und der Maurer, wie Menzel erklärt, weil er die ersten Steine zum Bau der Kirche herbeitrug, indem er seine Jünger zu Christus führte. Die Freimaurer, welche von den unter dem Patronate des hl. Johannes stehenden, alten englischen Maurergilden ihren Ursprung ableiten, machen noch jetzt aus dem St. Johannistag viel Wesens; der Brauch ist nur eine alte christliche Reminiscenz. In Oberitalien und Süddeutschland wurde der hl. Johannes auch als der Patron der Sänger und Musiker verehrt; denn der lateinische Hymnus auf den Täufer »Ut queant laxis«, verfaßt von dem bekannten longobardischen Geschichtsschreiber Paul Warnefried, erlangte großen Ruhm, weil die Anfangssilben der sieben ersten Zeilen zu Benennungen der sieben Töne der

Tonleiter gewählt wurden (ut — re — mi — fa — sol — la — sa). Der Hymnus lautet:

Ut queant laxis	Daß deine Diener
Resonare fibris	Mit beredtem Munde
Mira gestorum	Verbreiten deiner
Famuli tuorum	Wunderthaten Kunde,
Solve polluti	Johannes, lös die Zunge,
Labii reatum	So beladen
Sancte Joannes	Von Sündenschuld.

Die Kirche feiert drei Feste zu Ehren des großen Vorläufers des Herrn: seine Empfängniß (24. Sept.), seine Geburt (24. Juni) und seine Enthauptung (29. August). Auf den Kirchenbildern wird der Heilige, der, schon vor seiner Geburt durch den hl. Geist geheiligt, in der Wüste Buße predigte und am Jordan taufte, ganz nach den Angaben des Evangeliums dargestellt. Sein Kleid war von Kameelhaaren (Matth. 4, 4), die Lenden umgürtete ein lederner Gürtel. Er bahnte die Wege des Herrn und verkündete, daß die Axt schon an der Wurzel liege. Er ist das Ende des alten und der Anfang des neuen Bundes, der Täufer des Lammes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt. Sein Bildniß wird deshalb nach der Weisung der Kirche passend an den Taufsteinen angebracht, und er ist regelmäßig der Schutzpatron der alten Taufkapellen.

Die Kürschner führten im Wappen einen Hermelinstreifen in rothem Felde. Da im Mittelalter der Gebrauch des Pelzwerkes allgemeiner war, so waren die tüchtigen Meister dieses Handwerkes angesehen. Von einem Nürnberger Kürschner Stephan Neudörfer, der im 15. Jahrhunderte lebte, wird erzählt, er habe einen Zobelpelz so fein zugerichtet, daß man ihn durch einen Wappenring ziehen konnte. Als Patron der Maurer nennt Dr. Lang noch den hl. Marinus, der im 4. Jahrhunderte als Maurer und Steinmetz an der Erbauung von Rimini mitarbeitete; sie führten im Wappen goldenes Handwerkszeug (Kelle, Zirkel und Winkelmaß) in goldenem Felde. Das Gewerbe der Schneider war nach Dr. Lang in Deutschland bereits im 12. Jahrhunderte zünftig; sie hießen bald Gewandschneider, bald Taliere (vom französischen tailleur),

bald Mentler und Schröter; besondere Abtheilungen bildeten die Leinhösler und Seidennater. Im Wappen führten sie Scheere und Fingerhut in grünem oder rothem Felde. In Italien und Frankreich wird neben dem hl. Johannes Baptista auch der hl. Homobonus († 1197) als Patron derselben verehrt.

Abgebildet wird der hl. Johannes der Täufer in härenem Gewande, mit dem Lamme im Arme oder das Lamm auf dem Buche tragend. Das Lamm aber, das Sinnbild des Heilandes, hat den dreistrahligen Nimbus und die Herolds- oder Kreuzesfahne. Statt des Lammes gab die alte Zeit ihm zuweilen auch die Lilie der Jungfräulichkeit zur Seite oder in die Hand; die Axt, in der Wurzel des Baumes steckend, wird wohl hinzugefügt. Ein charakteristisches Kennzeichen des hl. Johannes ist es, daß er mit dem Finger auf den Heiland zeigt.

Es wurde schon erwähnt, daß so viele Städte und Länder den hl. Johannes zum Schutzpatron erwählt haben. Es lag ja nahe, daß die ersten christlichen Glaubensboten die Andacht zum Vorläufer des Herrn mit besonderer Vorliebe beförderten, der die Herzen der Menschen auf die Ankunft Christi vorbereitete. Zudem war die Sommer-Sonnenwende eine Zeit heidnischer Feste, und in den christlichen Vorstellungen von Johannes dem Täufer als der Leuchte der Menschheit (»lucerna lucens et urens« nennt ihn der Heiland) lagen passende Anhaltspunkte, um an die Stelle des heidnischen Aberglaubens eine christliche Verehrung einzuführen. In den Volkssitten haben sich jedoch noch manche Erinnerungen an die vorchristliche Zeit erhalten, z. B. die Johannis-Feuer, das Johannis-Bad, das Nothfeuer und die dabei vorkommenden abergläubischen Meinungen, die Reinsberg in seinem „festl. Jahr“ beschreibt.

Schöner und reiner sind die an diesen Tag geknüpften Volkssitten, welche der christlichen Zeit entstammen. Johanni ist ein Fest der Blumen geworden, namentlich an den Orten, wo der Heilige zum Patron erwählt war, z. B. in Leipzig. Allerdings hängt hier nicht mehr, wie vor Jahrzehnten, sobald der Johannis-Morgen anbricht, in den Vorstädten über jeder Hausthür ein Kranz mit bunten Papierbändern, aber das Johannis-Thal mit

seinen zahlreichen Gärten wird mit Blumengewinden und Kränzen reich geschmückt, und die Kirchhöfe der Stadt verwandeln sich an diesem Tage in wirkliche Blumengärten. Schon am Abende vorher strömen Tausende hinaus auf den alten und den neuen Friedhof, um die Gräber ihrer Angehörigen zu schmücken, und die ganze Dresdener Straße entlang bis zur Johannis-Kirche stehen Verkäuferinnen mit Blumen und Kränzen. Denn es würde herzlos erscheinen, eine Familiengruft ungeschmückt zu lassen, und selbst der Aermste sucht sich Feld- und Wiesenblumen zu verschaffen zu dem genannten Zwecke. Nach dem Besuche der Gräber ist es üblich, das im Hofe des Johannis-Spital ausgestellte sog. Johannis-Männchen in Augenschein zu nehmen, eine kleine Figur, welche Jahrhunderte lang für ein Palladium der Stadt gehalten wurde (Reinsberg a. a. O.). Diese Leipziger Johannis-Feier hat ihren Ursprung in der alten, katholischen Zeit, in der St. Johannes als der Patron des Kirchhofes verehrt wurde, und das genannte Bild stellt den Heiligen dar. Trotz der Glaubenstrennung blieb der Johannis-Tag, der schon in der ersten christlichen Zeit erwähnt wird, in Leipzig lange Zeit hindurch ein Feiertag, und wenn er auch jetzt ein Werktag geworden ist und die Handwerker arbeiten und die Handelsgewölbe offen stehen, so mahnen doch die Fahnen, welche mit Anbruch des Tages vom Thurme der Johannis-Kirche herabwehen, an die frühere Zeit, in welcher Johanni nicht nur als Volksfest, sondern auch mit kirchlichem Verständnisse gefeiert wurde. — In Schlesien, besonders in den Gebirgsdörfern, werden am Abende vor Johanni auf den Höhen Feuer angezündet. Dazu sammeln die Knaben oft schon Wochen lang vorher so viele alte Besen, als sie nur erhalten können. Je näher dieser Abend herankommt, desto mehr werden den Hausfrauen alle Besen abgepreßt, die auch nur mit alten Aehnlichkeit haben. Sie werden dann am Abende vor Johanni angezündet und brennend geschwungen. Deshalb sagt man dort sprüchwörtlich von einer Waare, die leicht verkauft wird: „Es geht ab, wie alte Besen vor Johanni.“ Wahrscheinlich stammen diese Johannis-Feuer von einer heidnischen Volkssitte ab. Einige hielten sie nach Stadler für eine Erinnerung daran, daß die Gebeine des hl. Johannes in Sebaste verbrannt

worden sind. Da das Feuer auch Sonnenwenden-Feuer heißt, so bezog sich sein Anzünden ursprünglich wohl vorzüglich auf die Sonne, die zu dieser Zeit am höchsten steht. Das von da an beginnende Abnehmen der Tage, die erst um Weihnachten wieder wachsen, giebt eine schöne Beziehung auf die Worte des hl. Johannes: „Ich muß abnehmen, Er aber wachsen“ (Joh. 3, 30). Man hat diese Worte übrigens auch sinnbildlich auf die Erhöhung Christi am Kreuze und auf die Enthauptung des Täufers gedeutet.

Nach dem hl. Johannes sind benannt der Johannis-Brodbaum, die Johannis-Beere und das Johannis-Würmchen, über welche die Volkssage sinnige Dichtungen mittheilt. Der Johannis-Brodbaum soll seinen Namen davon empfangen haben, weil aus dem vorher unfruchtbaren Baume plötzlich eßbare Schoten wuchsen, um Johannes in der Wüste zu nähren. Desgleichen die Johannis-Beeren, weil sie wuchsen, als der hl. Johannes einmal auf Dornen eingeschlafen war und den Dorn mit seinem Blute geröthet hatte. Der Name kommt wohl daher, weil die Johannis-Beere um Johanni reif wird und sich an Hecken gern zur Christbeere gesellt, wie Johannes zu Christus. In den Volksdialekten sind die Namen: Johannis-Beere und Christbeere oft so verändert, daß man sie kaum wieder erkennt. So heißen sie im westfälischen Dialekte: Kasebitten und Krisebitten. Das Johannis-Würmchen soll nach der Volkssage leuchtend geworden sein, nachdem es der Täufer einmal in der Wüste in die Hand genommen und auf eine Blume gesetzt hatte, damit es nicht zertreten würde.

Erwähnen wir noch zum Schlusse einer reizenden Dichtung des Heinz von Constanz. Zwei Nonnen, so erzählt er, stritten darüber, welcher der beiden Heiligen, Johannes der Täufer oder Johannes der Evangelist, der größere sei. Nachdem sie alle Tugenden derselben auseinandergesetzt und jede den Sieg behauptete, erschien im Traume einer jeden derselben ihr Heiliger und belehrte sie, der andere sei der größere. Nun kamen sie des Morgens wieder zusammen und baten einander ihren Irrthum ab.

Der hl. Erzengel Michael. (29. Sept.)

Patron der Soldaten, Kaufleute und der kirchlichen Vereine.

Michael ist der Erzengel, der das Schwert Gottes führt und die Waage der Gerechtigkeit trägt, der Führer der himmlischen Heerschaaren im Kampfe mit dem Teufel, der Wächter des Himmels und der Schutzengel der hl. Kirche. Der Name „Michael" bedeutet: „Wer ist wie Gott?" Schon der Name deutet darauf hin, daß dieser mächtige Engel, als der stolze Lucifer sich gegen Gott auflehnte und Gott gleich sein wollte, erzürnt über einen solchen Frevel, von heiligem Eifer glühend gleichsam ausrief: „Wer ist wie Gott?" d. h. ist wohl Jemand so hochmüthig, so vermessen, daß er es wagt, sich mit Gott zu vergleichen? Wie die glorreichste unter den Menschenkindern, die allerseligste Jungfrau Maria, sich das Wohlgefallen Gottes erwarb durch ihre Demuth, so strahlt auch der Engel, welcher der vornehmste Streiter im Kampfe für Gott geworden ist, am meisten in dem Glanze dieser Tugend; denn als Lucifer sich gegen die Allmacht Gottes auflehnte, betete Michael mit den Engeln Gottes in Demuth den Allmächtigen an.

Wie der hl. Michael für den dreieinigen Gott Zeugniß ablegt, so legt auch die hl. Schrift, das erste und schönste Leben der Heiligen, mehrmals für ihn Zeugniß ab. In dem Briefe des hl. Judas wird er der Erzengel genannt, der mit dem Teufel kämpfte. Während der Teufel die Menschen anklagt, vertheidigt Michael dieselben. Im alten Testamente wird Michael dann der Engelfürst genannt, der zu Daniel kam, jenem treuen Diener Israels, und ihn aufrichtete und stärkte. Von seinem Eifer für das Wohl der Menschen und seiner Treue gegen Gott erzählt der hl. Johannes in seiner geheimen Offenbarung; es wird der hl. Michael auch den sieben Engeln beigezählt, die an dem Throne Gottes stehen und zu besonderen Ausspendern der göttlichen Gnade berufen sind. Es ist in der hl. Schrift auch das Wort seiner Fürbitte angegeben: »Ignosce hominibus!« „Verzeihe den Menschen!" Um die Verzeihung, die der Sohn Gottes am Kreuze verdiente, bittet Gottes Engel. Von dem Kampfe des Erzengels mit Lucifer

heißt es: „Ein Theil der Engel mit Lucifer empörte ſich gegen Gott; ſie wollten ſein wie Gott. Michael und die treuen Engel kämpften mit dem Drachen und ſeinem Anhange; es entſtand Stillſchweigen im Himmel, als Michael mit dem Drachen kämpfte. Und der Drache und ſein Anhang wurde hinausgeſtoßen aus dem Himmel."

So bezeugt die hl. Schrift die Treue und die Macht des hl. Michael, der für Gott Zeugniß ablegte. Es iſt demſelben eine dreifache Ehre zu Theil geworden, in der triumphirenden, ſtreitenden und leidenden Kirche. Im Himmel iſt er erhöht worden; denn die hl. Schrift nennt ihn den Fürſten der Engel. Und weil er es war, der die untreuen Engel aus dem Himmel vertrieb, ſo iſt er auch berufen, die Seelen zu Gott zu führen, welche treu geblieben ſind bis an das Ende. Nach dem Briefe des hl. Judas ſtritt er mit dem Teufel um den Körper des Moſes, und in der hl. Meſſe für Verſtorbene betet die Kirche: „Befreie, o Herr Jeſus Chriſtus, die Seelen der abgeſchiedenen Gläubigen! Der Bannerträger St Michael geleite ſie hin zum ewigen Lichte!" Wie der hl. Michael im alten Bunde der Schutzengel des Volkes Gottes war, ſo iſt er auch im neuen Bunde der Schutzpatron der Kirche Chriſti geworden. Weil er zuerſt den Streit beſtand mit dem Fürſten der Sünde, ſo war es angemeſſen, daß er der Schutzengel der ſtreitenden Kirche wurde. Darum nennt die Kirche oft ſeinen Namen in ihren gottesdienſtlichen Gebeten. In dem Gebete, welches der Prieſter in dem Hochamte bei der dreimaligen Schwingung des Rauchfaſſes ſpricht, iſt die Erwähnung des Erzengels Michael eine ſinnige Mahnung an die Gerechtigkeit und Stärke Gottes im Hinblicke auf das Opfer am Kreuze. In den ſchönen kirchlichen Hymnen des Michaelsfeſtes heißt es u. a.: „Michael hält als ſiegreicher Bannerträger das Kreuz des Heils. Der Engel des Friedens, Michael, möge vom Himmel her zu uns kommen, um als Urheber des Friedens die Leiden bringenden Kriege fern zu halten. Laßt uns dieſem Fürſten folgen im Kampfe gegen den Führer des Stolzes, damit uns am Throne des Lammes die Krone der Glorie zu Theil werde."

Darum pflegen auch die Chriſten unter ſeinem Schutze in

Vereinen zuſammenzutreten, wenn ſie für die bedrängte Kirche oder deren Oberhaupt beten wollen. Das chriſtliche Ritterthum hatte ſich gleichfalls den ſiegreichen Erzengel zum Patron erwählt. Die tapferen Deutſchen, welche unter dem Kaiſer Heinrich I. den großen Sieg bei Merſeburg über die heidniſchen Ungarn errangen, führten das Bild des hl. Michael mit großen, goldenen Flügeln auf ihren Fahnen; deshalb glaubten die Heiden, „der Gott mit den goldenen Flügeln“ habe den Deutſchen geholfen, und ſie machten ihren Götzen auch goldene Flügel, damit ſie jenem an Macht gleich kämen.

Als Beſieger des Teufels iſt Michael von der chriſtlichen Kunſt unzählige Male dargeſtellt worden, wie er ihn mit der Lanze durchſticht, mit dem Fuße auf ihn tritt oder ihn feſſelt und in den Abgrund wirft. Berühmt ſind zwei Bilder dieſer Art von Rafael. Auf dem einen tritt Michael dem Teufel auf den Hals, auf dem anderen ſtößt er ihn mit der Lanze in den Abgrund. Mit der himmliſchen Ruhe in Michaels Antlitz, die ſich auch in der ſtärkſten Aeußerung der Kraft und des wachſenden Zornes nicht verleugnet, contraſtirt auf dieſen Bildern die häßliche Leidenſchaft des Teufels. Hohen Ruhm haben auch die großen Bilder des Engelſturzes von Rubens in München (Menzel Symbolik II, S. 130).

Auf den Bildern des Weltgerichtes iſt Michael gewöhnlich dargeſtellt als eine rieſenhafte Figur. Er trägt einen goldenen Harniſch und ein langes Schwert, das Symbol der göttlichen Macht, und die Waage, das Symbol der Gerechtigkeit und des Gerichtes. Er wurde deshalb, wie der gelehrte Jeſuit Cahier in ſeinem großen illuſtrirten Werke »Characteristiques des Saints« nachweiſt, in Frankreich von den Kaufleuten, den Aichbeamten, den Waage- und Gewichtmachern als Patron verehrt.

In der Zeitbeſtimmung des St. Michaelstages liegt gleichfalls ein Hinweis auf das Weltgericht. Denn der Michaelstag (29. Sept.) liegt nahezu in der herbſtlichen Tage- und Nachtgleiche unter dem Himmelszeichen der Waage. Die Ernte iſt vollendet und der Landmann ſcheidet die Spreu von dem Weizen. Herbſtzeit und Ernte ſind Bilder des Todes und der Zeit des Gerichtes.

Weil Michael in den Gebeten der Kirche vielfach in Beziehung zu den Verstorbenen gedacht wird, so wird er auch als Patron der Kirchhöfe angesehen, die oft nach ihm benannt sind, z. B. der Michaelshof in Straßburg. Ferner haben die Engelsbrücke und die Engelsburg in Rom von diesem Erzengel ihren Namen erhalten. Während einer Pest erschien er nämlich dem Papste Gregor dem Großen, indem er sein Schwert in die Scheide steckte, um anzudeuten, daß die Pest jetzt enden sollte. Zum Andenken daran baute Papst Gregor die Engelsbrücke und setzte auf der Engelsburg das große Standbild des hl. Engels, der sein Schwert in die Scheide steckt.

Die Verehrung des hl. Michael in der christlichen Kirche reicht bis in die ältesten Zeiten zurück. Die noch erhaltenen St. Michaels-Kapellen auf den Bergen legen Zeugniß ab für die weite Verbreitung und das Alter dieser Andacht. In alter Zeit und auch noch in unseren Tagen stellt die christliche Andacht ihre Heiligthümer gern auf die Spitzen der Höhen. König Stephan II., um einige Beispiele anzuführen, stiftete nach einem erfochtenen Siege das Kloster „zum heiligen Berge", noch jetzt in Ungarn unter dem Namen „Erzabtei" bekannt. Erzherzog Johann ließ auf der höchsten Kuppe des Erzgebirges in Steyermark ein kolossales Kreuz aus Gußeisen errichten; daselbst feiern die Bergleute alljährlich ein Dankfest für den reichen Segen des Bergwerkes. Votiv-Kapellen erbaute man gern auf den Bergen, z. B. die Rochus-Kapelle bei Bingen, die Mariahilf-Kapelle bei Trier u. a. Sinnig stellte dabei die fromme Andacht des Volkes auf dem Wege zum Heiligthume die Stationen des Leidens auf. Der Friede und die selige Ruhe thronen auf dem Gipfel, und die Stationen der Mühen und Leiden führen den Berg hinan.

In Deutschland sind die Kirchen und Kapellen auf den Bergen namentlich dem hl. Michael geweiht. Bourassé, der diese Sitte auch für Frankreich nachweist, sagt darüber: „Die auf Bergen und Höhenzügen erbauten Gotteshäuser wurden mit Vorliebe dem hl. Michael geweiht. Dieser himmlische Held, der den Satan überwand, wurde auf die Höhen hingestellt, damit seine Verehrung die Christenheit schütze gegen die Angriffe der Mächte der Finsterniß, welche die Luft erfüllen, wie der Apostel sagt."

Von berühmten Michaels-Kirchen auf den Höhen sind erwähnenswerth der Michaelsberg bei Fulda, die Michaelskirche bei Amöneburg in Hessen, der Michaelsberg zu Siegburg bei Bonn, die Michaelskirche auf dem Michaelsberge bei Untergrombach, der Michaelsberg bei Heidelberg und die Kapelle auf dem Michaelsberge in Siebenbürgen. Zu Köln standen einst mehrere Michaels-Kapellen über Stadtthoren, zu Xanten ist noch die Michaelskapelle, wenn sie auch nicht mehr zum Gottesdienste gebraucht wird, über dem Thore am Eingange zum Dome. Papst Bonifatius erbaute ebenfalls eine Michaelskirche auf der Höhe; eine solche lag auf dem Berge zu Toul, auf dem Heiligenberge zu Bamberg, auf dem Godesberge am Rhein und vielen anderen Höhen; schon das alte von Karl dem Großen erbaute Straßburger Münster hatte einen Michaels-Altar. Im Jahre 493 feierte man das Fest dieses Erzengels im Königreiche Neapel, wo er nach der Legende auf dem Berge Gargano erschienen war.

Vorherrschend war nach Menzel der Gedanke, daß die steilen Bergspitzen dem Himmel am nächsten erscheinen, und die Beziehung auf die Worte des Propheten Nahum: „Auf den Bergen kommen Füße eines guten Boten"; der daran liegende Abgrund erinnerte an den Sieg des Erzengels Michael über den Teufel, den er in den Abgrund stürzte. Dieses so häufige Vorkommen der Michaelskirchen auf den Höhen in Deutschland ist auch dadurch zu erklären, daß vom hl. Bonifatius und den anderen Glaubensboten die Stätten eines alten heidnischen Cultus oft in christliche Kirchen verwandelt wurden. In der germanischen Mythologie werden nämlich mehrfach Berge erwähnt, an welche sich ein heidnischer Cultus knüpfte. Der Berg galt als der einem Gotte geweihte Ort, in seinem Innern war nach der abergläubischen Meinung des Volkes ein Schatz geborgen (das Wort „bergen" stammt ja von Berg), zu dem eine Wunderblume, die Schlüsselblume, die Springwurzel, das Vergißmeinnicht u. a. den Weg bahnten; auf der Spitze des Berges war gewöhnlich eine der heidnischen Gottheit geweihte Cultusstätte. Deshalb wurden auch in dem Aberglauben späterer Jahrhunderte, z. B. dem Hexenglauben, der aus der heidnischen Vorzeit stammt, so oft Berge genannt, wie der

Brocken, der Blocksberg, des Harzes höchste Spitze; fast alle Hexenberge waren altheidnische Opferberge (Mahlberge, Salzberge). — Da nun nach der christlichen Lehre das Heidenthum mit seinen Greueln eine Folge der Sünde und ein Werk des Teufels ist (wie ja der hl. Paulus die Götter der Heiden geradezu Dämonen nennt), so lag es nahe, daß die christlichen Glaubensboten, welche die Finsterniß des Heidenthums durch das Licht der Wahrheit erhellten und dem wahren Gotte Altäre errichteten, an den altverehrten heidnischen Opferstätten christliche Kirchen erbauten zu Ehren des Erzengels Michael, der zuerst den Sieg über den Teufel errungen und verkündet hat.

Der hl. Erzengel Gabriel. (24. März.)

Patron der Boten und Postbeamten.

Gabriel, der Engel der frohen Botschaft, wird vom hl. Ambrosius „die Stärke Gottes" genannt; sein Festtag fällt auf den Tag vor Maria Verkündigung. Die Verkündigung durch den Erzengel Gabriel ist sehr oft auf Kirchenbildern gemalt worden, und es knüpft sich daran eine außerordentlich reiche Symbolik. Nach einem sinnigen Gebrauche der Alten wurde diese Darstellung oft an den Kirchenportalen, gewöhnlich im Tympanon über der Thür angebracht; im Sanctuarium (Chor) waren dann Bilder der Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn. Diese Anordnung ist nicht ohne symbolischen Grund; das Geheimniß, mit welchem das christliche Heil begann, wurde an dem Eingange der Kirche dargestellt. Die hl. Jungfrau erscheint auf den Bildern der Verkündigung meistens in betender Stellung; ihr Kleid ist blau (Farbe des Himmels) oder weiß, so auf dem berühmten Genter Altare, um sie als die reine Jungfrau zu bezeichnen, oder grün, die Hoffnung der Welt verkündend. Ein besonderes Attribut der heiligen Jungfrau auf den Verkündigungsbildern ist die Lilie im durchsichtigen Glase; herkömmlich werden auch alttestamentliche Vorbilder der Menschwerdung Christi mit den Bildern der Verkündigung in Verbindung gebracht; auf einem Bilde der Verkündigung von J. van Eyck sieht man den verschlossenen Garten

(Hohelied 4, 12) im Hintergrunde. Zu Kentheim im Schwarzwalde steht ein Baum mit drei Aesten als Sinnbild der hl. Dreifaltigkeit neben der Scene der Verkündigung.

Gabriel, der Engel der frohen Botschaft, der von Gott zum Propheten Daniel gesandt wurde und der hl. Maria das christliche Heil verkündigte, indem er das erste Ave sprach, ist auf diesen Bildern gewöhnlich angethan mit einem priesterlichen Gewande und hält in der Hand die Lilie, das Sinnbild der Reinheit. Wie Thomas von Kempis (soliloq. anim. III. 3) will, soll er bei der Botschaft der Menschwerdung des Sohnes Gottes das Knie beugen, und also thaten auch die alten Künstler. Nach diesem hl. Erzengel wurden wohl Angelus-Glocken benannt; so ließ im Jahre 1641 das Kapitel von Paris auf eine Aveglocke die Inschrift setzen: »Je fus nommé Gabrielle. Qui porta bonne nouvelle.« Weil Gabriel der Engel der frohen Botschaft ist, so verehrten nach Cahier (Caractéristiques des Saints dans l'art populaire) in Frankreich die Postbeamten und Zeitungsträger diesen hl. Erzengel als Schutzpatron und feierten als ihren besonderen Festtag das Fest Maria Verkündigung.

Andere Namen dieses kirchlichen Gedenktages sind: „Christi Verkündigung", „der Erlösung Anfang", „Maria Engelgruß"; so noch jetzt in Schwaben. Man pflegte früher in Deutschland, namentlich im Trier'schen, das Jahr mit diesem Tage zu beginnen. Die Verkündigung wurde ehedem in vielen Kirchen Belgiens bildlich dargestellt und war besonders in Löwen für die Kinder eine mit Ungeduld erwartete Festlichkeit. Sie durften dann die Eltern in die schöne Peterskirche begleiten, wo das Bild der hl. Jungfrau im Chore aufgestellt war. Ein Chorknabe stellte den Erzengel Gabriel dar und wurde aus der im Gewölbe der Kirche befindlichen Oeffnung herabgelassen. Während die Kinder dann unverwandt nach dem herabschwebenden Engel schauten, wurden sie unvermerkt von den Eltern mit kleinen Geschenken beglückt. Im Jahre 1750 ist diese Festlichkeit, weil sich dabei ein Unglücksfall ereignete, von der kirchlichen Obrigkeit verboten worden.

Das Fest Maria Verkündigung ist das älteste Muttergottesfest, und es hat die Darstellung dieses Geheimnisses schon früh

den Gebrauch der Engelbilder befördert. Es hat übrigens die christliche Kunst bei den Engeldarstellungen schon in der Kunst des alten Bundes ihre Vorgängerin und ihr Vorbild gehabt. Wie die Engelbilder das Allerheiligste des jüdischen Tempels schmückten, so wurden sie auch, und zwar schon in der ältesten christlichen Zeit, ein beliebter Schmuck der christlichen Kirchen. Für die frühe Aufnahme und schnelle Verbreitung der Engeldarstellungen mögen die beiden folgenden Gründe bestimmend gewesen sein. Die heil. Schrift erzählt an vielen Stellen von Erscheinungen der Engel; besonders an den großen Geheimnissen der Erlösung nahmen sie sie regen Antheil. Indem nun die christliche Kunst jene Geheimnisse darstellte, wurde sie auch veranlaßt, auf diesen Bildern die Engel abzubilden: z. B., wie erwähnt, den Engel der Verkündigung bei der Berufung der hl. Jungfrau zur Mutter Gottes, die lobsingenden Engel bei der Geburt des Heilandes, die Engel, welche in der Wüste ihm dienten, den Engel, welcher bei der Todesangst ihn stärkte, und Engel als Wächter des Grabes. Nicht minder mußte auch die Lehre der Kirche selbst, welche die Engel preist als Diener Gottes und Schützer der Menschen, zu bildlichen Darstellungen drängen, indem mit der kirchlichen Lehre zugleich eine reiche Auswahl von Motiven der künstlerischen Darstellung gegeben war. Man wählte Engel zu Patronen der Kirchen und schmückte diese mit ihren Bildern. Namentlich ist die tröstliche christliche Lehre über die Schutzengel stets für die Kunst ergiebig gewesen. Wie aus einer reichen Quelle schöpfte sie aus dieser Lehre und stellte oft in neuen Bildern die alte Wahrheit zur andächtigen Betrachtung dar.

Das hohe Alter und die zahlreiche Verbreitung der Engelbilder in der christlichen Kirche wird von der Geschichte bezeugt. Veranlaßt durch die Wirren der Bilderstürmerei, hat das zweite Nicänische Concil (Art. 5) die Abbildung der Engel ausdrücklich für erlaubt erklärt, da dieselben öfter in Menschengestalt erschienen sind. Weil die Engel reine Geister sind, so kann ihre Abbildung nur eine sinnbildliche sein; schon die erste im alten Testamente erwähnte Darstellung hat diesen symbolischen Charakter. Die Cherubim an der Arche waren nämlich mit Flügeln abgebildet;

dieſe ſind ein Sinnbild, welches die gedankenſchnelle Bewegung der Geiſter bezeichnen und andeuten will, daß die Engel himmliſchen Urſprunges ſind und mit großer Geſchwindigkeit Gottes Befehle ausführen. Die Engeldarſtellung an der Arche des Bundes iſt von der chriſtlichen Kunſt nachgeahmt worden, indem dieſelbe zwei an den Seiten des Tabernakels knieende Engel auf dem Altare abbildete. Die Bundeslade, in welcher außer den Tafeln des Geſetzes ein Gomor Manna aufbewahrt wurde, war nämlich ein Vorbild des chriſtlichen Tabernakels, in welchem das Brod des neuen Bundes aufbewahrt wird. Paſſend iſt von der chriſtlichen Kunſt für deſſen Schmuck jener des alten Vorbildes beibehalten. Dieſe Abbildung der zu beiden Seiten des Tabernakels knieenden Engel iſt neben den Bildern der Verkündigung die am meiſten verbreitete Engeldarſtellung; ſie erinnert einmal an das altteſtamentliche Vorbild und will ferner die Chriſten ermahnen, daß ſie das hl. Sacrament in Ehrfucht und Demuth anbeten ſollen. Die weite Verbreitung dieſer Darſtellung wird durch die Lehre der Kirche und die Andacht des chriſtlichen Volkes weſentlich gefördert, welche die Engel gern in Beziehung zum hl. Sacramente ſetzen. Daſſelbe wird ja in der Kirchenſprache „Brod der Engel“ genannt; die hl. Meſſe am Donnerstage zu Ehren des hl. Sacramentes heißt in der Volksſprache „Engelamt“, und ſchon die erſten chriſtlichen Lehrer dachten ſich das hl. Sacrament von unſichtbaren anbetenden Engeln umgeben. Kein Wunder alſo, daß auch die Kunſt dieſer chriſtlichen Vorſtellung Ausdruck verlieh in den geflügelten Engeln zu den Seiten des Tabernakels. Die Flügel der Engel ſind meiſtens von weißer Farbe; doch haben ältere Meiſter, z. B. der fromme Fieſole, denſelben auch wohl bunte Flügel gegeben. Außer dem Bedürfniſſe der Polychromie ſcheint hierbei auch die Farbenſymbolik von Einfluß geweſen zu ſein; denn es finden ſich öfter die Farben blau, grün und roth vereint, welche die drei göttlichen Tugenden ſymboliſiren.

Der hl. Erzengel Raphael. (24. October.)

Patron der Pilger, Apotheker, Bergknappen und Dachdecker.

Der hl. Erzengel Raphael wird im Buche Tobias genannt; er begleitet den jungen Tobias als Schutzengel auf dessen gefährlicher Reise und bringt dem blinden Vater die Heilung; sein Name bedeutet medicina Dei, die Heilung Gottes. Darum gilt er seit alter Zeit als der Patron der Pilger neben den hl. Dreikönigen; die Namen beider werden auch im Itinerarium der Priester genannt, welches im Römischen Brevier steht; es hat somit dieses Patronat eine Anerkennung der Kirche gefunden. Dargestellt wird er als Pilger mit Wanderstab und Kürbisflasche, auch mit dem heilenden Fische, der bei den alten Christen ein Sinnbild des Heilandes war. Raphael steht allen anderen Schutzengeln voran, wie Michael als Streiter Gottes den Engeln des Schwertes und Gabriel als Bote und Engel der Verkündigung den himmlischen Herolden.

Weil der hl. Raphael dem blinden Tobias Heilung brachte, so wurde er auch von den Apothekern zum Schutzpatron erwählt; darum kommt im Wappenbilde der Apotheken ebenso wie auf den Wirthshausschildern noch häufig der Titel „zum goldenen Engel" vor. Auch das Einhorn findet sich oft im Wappen der Apotheken; es war ein Sinnbild des hl. Kreuzes, und von ihm erzählte die Sage, daß es alle Wunden heile. Ueber die Geschichte der Apotheken ist Folgendes zu bemerken: Das Wort ist griechisch und bedeutet „Niederlage". Die alten Römer nahmen das Wort auf und sie legten in ihrer apotheca den Tischwein nieder. Als Niederlagen von Arzneimitteln kamen die Apotheken zuerst bei den Arabern vor; Bagdad besaß eine Apotheke dieser Art schon im 8. Jahrhundert. Großen Ruhm erlangten im Mittelalter die Apotheken zu Salerno, wo sich eine blühende Schule der Arzneiwissenschaft befand, die für die Mediciner eine ähnliche Bedeutung erlangte, wie Bologna für die Juristen. Frankreich, England und Deutschland erhielten die Apotheken im 14. und 15. Jahrhundert; Augsburg und Prag im Jahre 1342, Nürnberg 1404, Leipzig 1409, Berlin 1488. Die erste Apothekerordnung kam in Paris

auf im Jahre 1484 und wurde dann auch in anderen Ländern aufgenommen; sie enthielt Bestimmungen über Prüfung und Beeidigung der Apotheker, Revision der Apotheken und Preise der Arzneimittel. Paracelsus schrieb 1530 das erste pharmaceutische Lehrbuch.

Die Darstellung des hl. Raphael als Schutzengel des frommen Tobias ist das Vorbild für einen ganzen Cyclus von Bildern geworden. Bei den Schutzengelbildern zeigt auch noch die neuere Kunst eine reiche Erfindung. Der Schutzengel behütet die Unschuld, warnt vor der Sünde, schützt in Gefahren. Und so vielgestaltig die letzteren sind, so mannigfaltig sind auch die Darstellungen des Schutzengels geworden. Bald erscheint derselbe, wie er ein schlafendes Kind bewacht und segnet oder ein gestorbenes zum Himmel trägt. Bald schreitet er, die Kreuzesfahne tragend, dem Menschenkinde voran, mit der Hand zum Himmel weisend, bald hält er es zurück an einem Abgrunde, daß es nicht falle, oder bewahrt es vor der meistens durch eine Schlange symbolisirten Sünde. Die weite Verbreitung der Schutzengelbilder wird schon durch die eine Thatsache bewiesen, daß sie selbst in solche Kreise Eingang finden, in welchen man sonst den Werth religiöser Bilder nicht zu schätzen weiß. Weil der hl. Raphael den Schutzengeln vorsteht, so wurde er von den Gewerben als Schutzpatron erwählt, deren Arbeiten mit Gefahr verbunden sind, so von den Bergknappen und den Dachdeckern; von den letzteren sagt ja der Volksspruch, daß sie immer das Todtenhemd tragen.

Die Engel, und so auch der hl. Raphael, werden abgebildet als Jünglinge, um anzudeuten, daß sie als selige Geister in ungetrübter, ewiger Jugend der himmlischen Freuden theilhaftig sind. Sie erscheinen immer barfuß, weil sie nicht Erdenpilger sind, sondern dem Himmel angehören. Ihr weißes Gewand und ihr goldener Gürtel bezeichnen die fleckenlose Reinheit und die Lauterkeit ihrer geistigen Natur. Mit unbedecktem Haupte, niedergeschlagenen Augen, mit aufgehobenen, gefalteten Händen und in knieender Haltung wurden sie dargestellt, um die heilige Ehrfurcht und Anbetung anzuzeigen, welche sie Gott dem Allerhöchsten erweisen. Attribute der Engel sind, wie bei Raphael, der Stab des Boten,

der Lilienstengel als Sinnbild der jungfräulichen Reinheit, die Palme, das Siegeszeichen, welches sie den Martyrern und allen Heiligen reichen, die Harfe oder andere musikalische Instrumente, um auszudrücken, daß sie immer Gott loben und verherrlichen. Ein Rauchfaß in ihrer Hand soll veranschaulichen, daß sie die Gebete und guten Werke der Menschen als ein kostbares Rauchwerk vor den Thron Gottes bringen. Im Kampfe mit den bösen Geistern, oder wenn sie Strafen Gottes vollziehen, tragen sie ein Schwert, oft ein flammendes. Mit einem Kreuze auf der Stirn werden sie dargestellt zum Zeichen, daß sie Christus den Gekreuzigten anbeten und sich freuen über die den Menschen zu Theil gewordene Erlösung. Zuweilen, namentlich auf den Bildern, die sich auf die Passion, die Erlösung und das Gericht beziehen, tragen sie die Werkzeuge des Leidens Christi in ihren Händen. So stehen auf den Pfeilern der Brücke St. Angelo in Rom rechts und links Engel von übermenschlicher Größe, deren jeder eines der Leidenswerkzeuge in der Hand hat. Auf einem Bilde von Rafael, die drei Erzengel darstellend, erscheint der Engel, dessen Name der Meister hatte, gleichfalls als Schutzengel. Alle drei Engel blicken zum Christuskind empor, Gabriel verkündend, Michael auf den Drachen tretend und Raphael mit einem Kinde, das er fürbittend dem Heilande empfiehlt.

Der hl. Achatius. (31. März.)

Einer der 14 Nothhelfer, Patron in Verfolgungen.

Der hl. Achatius war Bischof von Antiochien unter Kaiser Decius; er wurde auch Agathangelus, d. i. guter Engel, genannt. In der Verfolgung ermunterte er seine Heerde zu einem treuen und standhaften Bekenntnisse. Auf den Martyrertod gefaßt, wurde er vor den heidnischen Richter geladen und setzte diesem mit ebensoviel Weisheit als Muth die Thorheit des Götzendienstes, die Ehrfurcht und den Gehorsam der Christen gegen den Kaiser und die Wahrheit der christlichen Religion auseinander. „Du hast das Glück", so redete der Richter ihn an, „unter römischen Gesetzen zu leben, also auch die Verpflichtung, den Kaiser als Schutzherrn

zu ehren und zu lieben". Achatius erwiderte: „Von allen Unterthanen des Reiches ehren die Christen am meisten den Kaiser; wir bitten immerdar Gott in unseren Gebeten, er möge ihm ein langes, thatenreiches und glückliches Leben schenken und ihm den Geist der Gerechtigkeit und Weisheit verleihen, auf daß er seine Völker gut regiere." Der heidnische Richter lobte das, forderte aber zum Götzenopfer auf, um sich von seinem Gehorsam gegen den Kaiser zu überzeugen. Eine solche Forderung mußte der Bischof verweigern. Als dem Kaiser Decius über die Untersuchung Bericht erstattet war, wurde dem hl. Achatius das Leben und die Freiheit geschenkt. Abgebildet wird er als Bischof mit Inful und Stola, auch mit Kirchengefäßen, die er zur Unterstützung der Armen verkaufte. Bisweilen hält er in der Hand einen Baumzweig, aus welchem ein Kreuz hervorragt. Seine Darstellung als Ritter, ein Kreuz und Dornen in der Hand, ist sinnbildlich zu deuten auf seinen christlichen Muth in den Leiden und in der Verfolgung.

Nach einigen Hagiographen gehört der hl. Martyrer Achatius, dessen Fest am 8. Mai gefeiert wird, zu den 14 Nothhelfern. Er war Hauptmann im kaiserlichen Heere zur Zeit Maximinians und wurde am 8. Mai 307 in Constantinopel enthauptet. Der Richter hatte ihn den grausamsten Qualen unterworfen und ließ ihn sieben Tage lang im Kerker liegen ohne alle Pflege und ohne jeden menschlichen Trost; aber seine Standhaftigkeit blieb unbesiegt. In Constantinopel wurde ihm bald nach seinem glorreichen Tode von dem ersten christlichen Kaiser Constantin eine Kirche erbaut, welche von Justinian restaurirt wurde. Dargestellt wird er als Krieger, einen Dornenzweig in der Hand, mit welchem er gegeißelt wurde. Ein anderes Attribut desselben ist der Palmzweig; die Palme ist das gewöhnliche Abzeichen der hl. Martyrer, und es verdient deshalb die Symbolik der Palme eine genauere Erklärung.

Schon in der vorchristlichen Zeit hat man die Palme zum Zeichen des Sieges genommen; mit Palmzweigen wurde in Rom der heimkehrende Sieger empfangen und begleitet. Die Palme, die immer grünen und nach der Ansicht der Alten wie der Vogel

Phönix, aus ihrer Asche wieder erstehen soll, bedeutete den Ruhm des Siegers, der sich einen unsterblichen Namen erworben. Palme und Phönix sind deshalb auch in der alten Kunst so oft vereint; man findet sie am Fuße des Kreuzes und auf den Gräbern der Martyrer abgebildet. Auch später nahmen wohl Klöster, die niedergebrannt waren und wieder aufgebaut wurden, sie mitunter in ihre Wappen auf.

Der Palmbaum wird von dem Naturforscher Linné „der Fürst der Bäume" genannt; denn er ist der schönste und edelste Baum des Morgenlandes, die herrlichste Zierde der Pflanzenwelt. Das Leben der Heiligen in seiner Schwäche, in seiner siegenden Kraft und Stärke und in seinem fruchtbaren Segen für die Menschheit wird schön versinnbildet durch die Palme; daher heißt es im Psalm 91: „der Gerechte wird aufblühen wie die Palme", und Johannes sah die grünen Palmen in den Händen der Heiligen wehen. Palmen in den Händen der Engel und Martyrer kommen auf christlichen Bildern unzählige Male vor; sie drücken den Sieg des Heiligen über das Irdische aus und erinnern an die schöne Stelle der geheimen Offenbarung des hl. Johannes (7—9): „Ich sah eine große Schaar, welche Niemand zählen konnte, aus allen Nationen und Völkern und Stämmen und Sprachen, sie standen vor dem Throne und vor dem Lamme, angethan mit weißen Kleidern, und hatten Palmen in den Händen."

Auf Katakombenbildern hat Christus oft den Palmbaum als Abzeichen, und in einem Hymnus des hl. Augustinus heißt der Heiland palma bellatorum, „die Palme der Streiter". Zwei in Kreuzesform übereinander gelegte Palmzweige bezeichnen das heil. Kreuz als das große Siegeszeichen der Welt. Als Sinnbilder auf Grabdenkmälern zeigen sie an, daß der Verstorbene den guten Kampf ausgekämpft und die Krone der Gerechtigkeit erlangt hat. Auf den Grabdenkmälern in den Katakomben ist, wie erwähnt, das Sinnbild des Phönix, des sagenhaften Vogels, der nach der Meinung der Alten sich stets verjüngt, oft mit dem Zeichen der Palme verbunden. Die ersten Christen wollten durch diese Darstellung die Wahrheit ausdrücken, daß durch das Opfer des zeitlichen Lebens im Martyrium der Sieg über den Tod errungen und das ewige

Leben gewonnen werde. Auf Siegeln und Münzen des Mittelalters findet man zuweilen Bischöfe und Aebte abgebildet, die eine Palme in der Hand tragen; die Palme ist hier ein Sinnbild der Gerichtsbarkeit und der friedlichen Regierung und bezeichnet das geistliche Lehen im Gegensatze zu dem weltlichen Lehen, welches mit dem Zeichen der Fahne übertragen wurde und deshalb im Sachsenspiegel vanlen heißt.

Ein kleiner Palmbaum mit einem daran gehefteten Christusbilde ist das Abzeichen des heiligen Bruno von Köln, des Stifters des Karthäuser-Ordens; weil dieser Orden nie einer Reform bedurfte, so hat sein Stifter als Abzeichen die immer grüne Palme. Auch in der kirchlichen Festordnung und in den Sitten des Volkes kommt die Symbolik der Palme zum Ausdruck. Der Gebrauch, am Palmsonntage in der Kirche grünende Zweige zu weihen und unter das Volk zu vertheilen, hat ein sehr hohes Alter. Die unzertrennliche Verbindung mit knospendem, sprießendem Grün verleiht dem ganzen Feste einen gewissen warmen Frühlingshauch, und so haben auch die verschiedenen anmuthigen Volksgebräuche an diesem Tage meist eine sinnreiche Beziehung zum wiederkehrenden Frühling. Das Fest macht den Sieg der grünen Vegetation über den unfruchtbaren Winter zum Vorbild eines höheren, geistigen Sieges. Deshalb findet in manchen Gegenden die Felderweihe statt; die gesegneten Palmen werden an den Marksteinen in die Felder gesteckt und über der Thür an den Wohnhäusern angebracht: eine sinnbildliche Handlung, welche die Bitte um Gottes Segen ausspricht. In Niederbayern hat man noch aus alter Zeit dramatische Umzüge der sog. Pueribuben (benannt nach dem Festgesange Pueri Hebraeorum), deren Lieder, der sog. Puerigesang, schlicht und naiv, aber sinnreich und fromm sind. Am Niederrhein herrscht an einzelnen Orten der schöne Gebrauch, die geweihten Palmen auf die Gräber zu stecken, welche dadurch am Palmsonntage festlich geschmückt erscheinen. Diese Sitte ist veranlaßt durch die erwähnte schöne Stelle aus der geheimen Offenbarung (7, 9), nach welcher der hl. Johannes die seligen Himmelsbewohner schaute „angethan mit weißen Kleidern und Palmen in den Händen haltend“. Deshalb hatten schon die ersten Christen

den ſinnigen Gebrauch, ihre Todten in weißen Kleidern zu beſtatten. Die weißen Kleider der Todten und die auf die Gräber geſteckten Palmen verkünden dieſelbe Wahrheit: die Hoffnung auf den Himmel.

Der hl. Aegidius. (1. September.)

Patron der Schleiferzunft.

Der hl. Aegidius (St. Gilles), aus Athen gebürtig, lebte in Südfrankreich an der Mündung der Rhone und wurde von einer Hirſchkuh ernährt. Später ließ er ſich in einem dichten Walde im Bisthum Nimes nieder, wo er als Einſiedler mehrere Jahre nur dem Gebete und der Betrachtung lebte. Kräuter und die Milch der Hirſchkuh, welche regelmäßig zu beſtimmten Stunden bei ihm ſich einfand, waren ſeine Nahrung. Der Gothenkönig Flavius ſchoß einſt dieſe Hirſchkuh, verfolgte ſie weiter und gelangte zu dem Heiligen. Aegidius konnte nicht durch die dringendſten Bitten bewogen werden, daß er ſeine ihm lieb gewordene Einſamkeit verlaſſe. Dagegen geſtattete er, daß einige Jünger ſich ihm anſchloſſen, mit welchen er nach der Regel des hl. Benedictus lebte. So entſtand ein Kloſter (ſpäter Collegiatſtift), deſſen erſter Abt der Heilige war; um daſſelbe bildete ſich eine Stadt, die nach ihm St. Gilles genannt wurde. Eine Sage bringt den Heiligen mit Karl Martell in Verbindung, dem er durch Gebet und Auflegung der Hände die Gnade erlangte, eine verborgene Sünde zu bekennen.

Großen Ruhm erlangte der hl. Aegidius in Frankreich, wo ihn, wie Cahier mittheilt, früher die Schleiferzunft zum Schutzpatron erwählte. Viele Kirchen und Klöſter wurden in Frankreich, Deutſchland, Ungarn und Polen zu ſeiner Ehre errichtet, zumal er in den Kreis der vom Volk hochverehrten 14 Nothhelfer aufgenommen wurde. Seine Reliquien ruhen in Toulouſe in der Abtei von St. Serain und wurden um die Mitte des 11. Jahrhunderts das Ziel vieler Wallfahrten. Weil er in Folge göttlicher Erleuchtung dem genannten Fürſten eine in der Beichte verſchwiegene Sünde geoffenbart haben ſoll, ſo wurde er beſonders zur Ablegung einer guten Beichte angerufen, auch um Eheſegen, weil er ſolchen für die Gemahlin Karl Martell's nach der Legende erfleht hat.

Der hl. Aegidius iſt Patron von Edinburgh, Jülich, Osna-

brück und Toulouse. Nach ihm sind benannt die Orte St. Egyd in Oesterreich, St. Egidien in Sachsen, St. Egidio in Italien, St. Gilgen und St. Gilles, das häufig in Frankreich und Belgien vorkommt. Dargestellt wird der Heilige als Einsiedler; neben ihm die von einem Pfeile verwundete Hirschkuh. Den Einsiedlern werden häufig Thiere als Abzeichen auf ihren Bildern beigegeben; vom hl. Johannes dem Täufer in der Wüste sagt ja die Schrift: „Er war bei den Thieren". Die Thiere sind auf den bildlichen Darstellungen Sinnbilder der Einsamkeit, z. B. der Löwe bei dem hl. Hieronymus, das Einhorn bei dem hl. Sturmius, der Schwan beim hl. Hugo u. s. w. Dürer stellte auf einem Bilde (Britisch Museum) den hl. Aegidius dar mit einem Buche in der Rechten, mit der Linken die Hirschkuh schützend.

Professor Uhrig schreibt in einem gelehrten Aufsatze über die 14 Nothhelfer (Tübinger Theol. Quartalschrift 1888, Heft 1), daß die Provence in alten Urkunden „provincia S. Aegidii" genannt werde. Er nimmt an, daß die Verehrung der sog. Vierzehnheiligen bis in das 9. Jahrhundert hinaufreiche, und nennt als altchristliches Pendant dieser Gruppe die 14 Auferstehungszeugen (die 11 Jünger und die 3 Marien). Nach dem Vorgange Bonifaz' IV., der das antike Pantheon in eine christliche Kirche in honorem B. Mariae ad martyres verwandelte, seien seit dem 9. Jahrhunderte mehrfach auch in germanischen Ländern heidnische Tempel in christliche Kirchen umgewandelt und, wie sie ehedem mit 14 Götterbildern versehen waren, dann mit 14 Heiligenbildern geschmückt worden. Der Gedanke, die heidnischen Tempel nicht einzureißen, sondern sie vielmehr zum christlichen Gebrauche einzuweihen und an die Stelle der heidnischen Götterfiguren christliche Symbole und Bilder zu setzen, war vom Papste Gregor dem Großen ausgegangen, der in dieser Richtung den hl. Augustin, den Apostel der Angelsachsen, instruirte (St. Gregor. Epistol. liber I XI. 24. pag. 1176). Aus dem Umstande, daß der hl. Aegidius der einzige Nichtmartyrer in dem Nothhelferkreise ist, meint Uhrig folgern zu können, daß das Kloster, von dem die Andacht zu den Vierzehnheiligen ausgegangen sei, den hl. Aegidius als Schutzpatron verehrt habe.

Die hl. Agatha. (5. Februar.)

Patronin der Glockengießer, der Gürtler und gegen Feuersbrunst.

Die hl. Agatha, eine edle christliche Jungfrau aus Catanea in Sicilien, erlitt den Martertod im J. 251; der Landpfleger Quintianus zog sie als Christin vor seinen Richterstuhl, ließ sie in einen Kerker werfen, foltern, mit glühendem Blech brennen, die Brüste abschneiden, kurz die grausamsten Martern an ihr vollziehen. Während dieser Peinigung entstand ein Erdbeben, und da der Richter einen Aufstand des Volkes befürchtete, so ließ er die hl. Jungfrau in ihren Kerker zurückführen, in welchem sie starb. Die alte Kunst gibt ihr auf Kirchenbildern die Zange in die Hand, zur Seite das glühende Kohlenbecken. Wegen dieser Darstellung haben die Glockengießer sie zur Schutzpatronin erwählt. In der ihr geweihten Kirche zu Aschaffenburg hat sie Ketten, ein Kohlenbecken, eine Scheere und ein Büschel Ruthen als Abzeichen.

Nach ihrem Tode wurde sie durch Wunder verherrlicht; ihr Schleier wurde in Prozession getragen bei den Ausbrüchen des Aetna, und man rief Gott durch die Fürbitte dieser hl. Martyrerin zur Zeit der Gefahr an, daß er die am Fuße des Aetna liegende Stadt Catanea verschonen möge. Es wurde ihr das Patronat gegen Feuersbrunst beigelegt, und sie trägt deshalb auf ihren Bildern oft eine brennende Kerze; ihr Bild wurde darum auch an Schornsteinen angebracht. Die Malteserritter schrieben der Fürbitte der hl. Agatha, ihrer Patronin, die Befreiung ihrer Insel von den Türken im Jahre 1551 zu. — Die Gürtler führten im Wappen eine goldene Spange im blauen Felde; die Glockengießer eine goldene Glocke in rothem Felde. Im Mittelalter war Nürnberg die hohe Schule der Gießkunst (vergl. das goldene Ehrenbuch der Gewerbe und Zünfte. Nürnberg 1834). Das Gewerbe der Rothschmiede und Gelbgießer theilte sich vor Jahren in neun verschiedene Arbeiten: Former, Gießer, Wagmacher, Dreher, Gewicht-, Leuchter-, Rollen-, Hahnen- und Ringmacher.

Die größeren Glocken hießen früher campanae, die kleineren nolae, und man erinnert zur Erklärung dieser Wörter daran, daß Nola in Campanien eine berühmte Stätte des Glockenguſſes

im Alterthume war. Im 12. Jahrhunderte kam die Sitte auf, an den Glocken Inſchriften und bildliche Darſtellungen anzubringen. Auf den älteſten Glocken ſind die Buchſtaben vertieft in das Metall geſchnitten; dann finden ſich, wie Otte in ſeiner „Glockenkunde" nachweiſt, nach der Mitte des 14. Jahrhunderts erhabene Aufſchriften und Reliefs in bloßen Umriſſen, welche auf die innere Seite des Mantels eingeritzt wurden; dieſes mußte links geſchehen, wenn das Bild im Abguſſe rechts erſcheinen ſollte. Oft iſt es aber aus Unkunde oder wohl auch mit Abſicht nicht beobachtet, weshalb dergleichen Inſchriften im Spiegelbilde geleſen werden müſſen.

Im 14. Jahrhunderte finden ſich ſchon verzierte Inſchriften im flachen Relief von bandartigem Querſchnitt; gleichzeitig kam dann das noch jetzt gebräuchliche Verfahren auf mit in Wachs boſſirten, dem Hemde der Glocken aufgeklebten Buchſtaben mit erhabenem Relief. Um Glocken-Inſchriften zu leſen, empfiehlt ſich in den meiſten Fällen die Anfertigung von Papier-Abdrücken, da bloße Abzeichnungen gewöhnlich ungenau ſind. Die mittelalterlichen Glocken-Inſchriften ſind bis in das 14. Jahrhundert in lateiniſcher Sprache abgefaßt; von dieſer Zeit an kommen auch Inſchriften in der Landesſprache vor; dieſelben ſtehen gewöhnlich rund um den Hals oder den Kranz der Glocke. Nach der Mitte des 16. Jahrhunderts war es üblich, die ganze Fläche der Glocke mit Inſchriften zu bedecken, die, wie Otte richtig bemerkt, vielfach ebenſo weitſchweifig wie abgeſchmackt ſind, wogegen die mittelalterlichen größtentheils kurz, kraftvoll, wohlklingend und ſchön waren. Ihrem Inhalte nach ſind die Glocken-Inſchriften entweder Gebetsformeln oder Ausſprüche, die auf die Beſtimmung der Glocken ſich beziehen, oder geſchichtliche Notizen.

Die figürlichen Darſtellungen, mit denen man ſeit dem Ende des 13. Jahrhunderts die Glocken häufig geſchmückt hat, theilt Otte der Technik nach in zwei Klaſſen: erſtens ſolche ältere, bis in das 16. Jahrhundert vorkommende, bei denen bloße Umriſſe in den Mantel der Glocke eingeritzt ſind. Hierbei geſchah es häufig, daß man das Bild nicht von der Gegenſeite zeichnete, weshalb im Abguſſe die Figuren verkehrt erſcheinen, und z. B.

Ritter das Schwert an der rechten Seite tragen und in der linken Hand die Lanze führen. Die zweite Klasse bilden solche, die über Wachsmodellen in flachem oder erhabenem Relief abgeformt sind. In Betreff des bildnerischen Schmuckes der Glocken hat die neue Zeit große Fortschritte gemacht; es fragt sich aber, ob die sehr stark erhabenen Reliefs, in deren tadelfreiem Gusse einzelne berühmte Gießer der Gegenwart ihren Ruhm suchen, nicht unter gewissen Umständen nachtheilig auf den Klang der Glocken einwirken müssen, da es keineswegs gleichgültig ist, ob die Wandung der Glocke an einzelnen Stellen so bedeutend verstärkt wird. Was den Inhalt der Darstellungen, deren Kunstwerth höchst verschieden ist, anbetrifft, so findet sich im Mittelalter am häufigsten das Crucifix mit Maria und Johannes zu den Seiten des Kreuzes; auch das Salvatorbild zwischen dem Alpha und dem Omega, das Veronikatuch, das Gotteslamm und die hl. Jungfrau mit dem Jesuskinde kommen schon frühzeitig vor, sodann die Titelheiligen der betreffenden Kirchen, die Schutzheiligen der Donatoren u. s. w.; doch stets nur einzelne Figuren, niemals zusammenhängende Darstellungen. Seit dem 15. Jahrhunderte werden auch häufig die Wappen weltlicher und geistlicher Personen und Corporationen in Relief angebracht.

Die hl. Agnes. (21. Januar.)

Patronin der christlichen Jungfrauen.

Die hl. Agnes, eine römische Jungfrau aus edelstem Geschlechte, welche, noch dem Kindesalter nahe, muthig für den Glauben litt und starb, wird unter allen christlichen Heldinnen von den heil. Vätern am meisten gepriesen. Wegen ihres Reichthums und ihrer Schönheit wurde sie von dem Sohne des römischen Prätors zur Ehe begehrt, gab aber zur Antwort, sie sei schon einem Herrn verbunden, dessen Macht und Schönheit von Sonne und Mond angestaunt würden. Der abgewiesene Bewerber klagte sie aus Rache als Christin an. Der Richter bot alles auf, um die Jungfrau vom christlichen Glauben abwendig zu machen. Als seine Worte keinen Erfolg hatten, zeigte er ihr die Marterwerkzeuge,

womit sie, wenn sie ihren Sinn nicht änderte, gefoltert werden würde. Da verklärte sich das Angesicht der Heiligen und aus ihren Augen leuchtete eine himmlische Freude hervor. Sie wurde vor ein Götzenbild geschleppt, um zu opfern, suchte und fand jedoch in dem hl. Kreuzzeichen Muth und Kraft zum Widerstande. Jetzt drohte der Richter, sie in ein Haus der Sünde führen zu lassen; sie erwiderte, der Heiland habe zum Schutze ihres Leibes einen Engel bestimmt, und ihr Vertrauen auf Gottes Hülfe wurde gerechtfertigt. Sie sollte dann auf einem Scheiterhaufen verbrannt werden, aber die Flamme zertheilte sich und erlosch; endlich, nachdem sie siegreich alle Bedrängniß und Folter überwunden hatte, wurde sie mit dem Schwerte enthauptet um das Jahr 300.

Als sie auf dem Richtplatze erschien, um ihr junges Leben Gott und seiner Wahrheit zu opfern, vergossen selbst die heidnischen Zuschauer Thränen der Rührung, und sogar der Henker fing zu zittern an. „Sie ging," sagt der hl. Ambrosius, „mit mehr Freude und Entzücken zum Richtplatze, als Andere zur Hochzeit zu gehen pflegen." Im Hinblick auf ihren Martertod ruft der hl. Augustinus aus: „O himmlische Seligkeit, o ewiges Licht, in dir ist ewiger Friede, die höchste Glorie, eine unaussprechliche Freude!" Von den heidnischen Zuschauern bekehrten sich Viele, da sie die Macht des christlichen Glaubens erkannten, der einem Kinde solchen Heldenmuth verlieh. Bald nach dem Tode der hl. Agnes nahm die blutige Verfolgung der Kirche ein Ende; sie gehörte mit zu den Martyrern, welche durch das Opfer ihres Lebens den nahen Sieg der Kirche verdienten. Von ihr reden begeistert Prudentius der Dichter, Ambrosius und andere Kirchenlehrer, und ihre Geschichte war so berühmt, daß der hl. Hieronymus sagen durfte: Agnes sei in den Sprachen aller Völker und Kirchen gefeiert. Von Alters her wurde sie verehrt als das Vorbild der christlichen Jungfrauen, als das Musterbild der fleckenlosen Unschuld, als die Patronin der Keuschheit. Im Griechischen deutet ihr Name auf die Unschuld, im Lateinischen auf das Lamm Gottes, und nach der Legende erschien sie mit anderen hl. Jungfrauen in der Nacht nach ihrem glorreichen Tode ihren Eltern, verkündete ihr himmlisches Glück und trug

das Lamm. Das Lamm ist daher auch das Hauptkennzeichen geworden, das sie auf Kirchenbildern zur Seite hat. Auch wird sie abgebildet als Martyrerin mit einer Siegespalme, zuweilen mit einem Buche, auch wohl an eine Steinsäule gebunden auf einem Scheiterhaufen stehend und unversehrt von den Flammen: ferner mit dem Schwerte und mit einem Blutringe am Halse.

Von den zwei ihr geweihten Kirchen in Rom ist die eine über ihrem Kerker erbaut, der noch erhalten ist und durch seine abschreckende Gestalt eine Vorstellung giebt von dem schweren Leiden, das die hl. Agnes für den Glauben ertragen hat. Die andere größere St. Agnes-Kirche ist von Constantin kurz nach dem Tode der Heiligen über ihrem Grabe erbaut worden und enthält in einem Sarkophage ihre Reliquien. Die Apsis dieser Kirche ziert ein schönes Mosaikbild aus dem 6. Jahrhundert, die reich geschmückte St. Agnes darstellend, die im Himmel die Martyrerkrone empfängt, zu ihren Füßen das Henkerschwert, zu beiden Seiten Flammen, links Papst Symmachus, rechts Papst Honorius, welche der Heiligen die Basilika entgegentragen. Bei der zuerst genannten Kirche in Rom werden immer zwei Lämmer unterhalten, aus deren feiner, weißer Wolle das Pallium gewoben wird. Dasselbe ist ein Sinnbild des guten Hirten und wird vom Papste den Erzbischöfen ertheilt. Es besteht aus einer drei Finger breiten weißwollenen Binde, die rund um die Schultern herumgeht und von der vorn zwei Streifen herabhängen; ein jeder dieser Streifen hat zwei Kreuze, früher mit rother, jetzt mit schwarzer Seide gestickt. — Am 28. Februar feiert die Kirche ein zweites Fest zu Ehren der hl. Agnes, nämlich zur Erinnerung daran, daß sie in goldenem Gewande und ein Lamm tragend ihren Eltern erschien, die an ihrem Grabe beteten.

In den Volkssitten und den Wetterspruchworten wird der St. Agnestag mehrfach genannt. So war es früher an mehreren Orten Belgiens Brauch, daß die Männer am 21. Januar, dem Tage der hl. Agnes, dem sogen. Neetentage, die Frauen und Mädchen beschenkten. Von diesem Tage heißt es in Oberschlesien: „St. Agnes treibt die Lerchen aus der Stadt“ und in Ober-Italien: „An St. Agnes läuft die Eidechse durch die Hecken“,

um die Nähe der wärmeren Jahreszeit anzuzeigen; in Steiermark und Kärnten macht man, wie Reinsberg mittheilt, von dieſem Tage das Gedeihen des Obſtes abhängig: „Scheint am Agnestag die Sonne, wird die Frucht wurmſtichig; iſt es bewölkt, giebt es geſunde Frucht.“ (Reinsberg, das Wetter im Sprüchwort S. 74.) —

Eine andere Heilige gleichen Namens wird von Zenotty als Patronin der Paramenten-Anfertiger und Poſamentirer genannt. Es iſt das die heilige Kloſterfrau Agnes, die zu Ende des 11. Jahrhunderts zu Bona in Unter-Italien lebte. Sie war nach der Legende geſchickt in der Kunſtweberei und Stickerei und benutzte ihre freien Stunden fleißig zur Anfertigung von Paramenten und Kirchenſchmuck. In Frankreich hat der hl. Ludwig das genannte Patronat erlangt, wie Cahier meint, wegen ſeiner königlichen Freigebigkeit, die er zur Förderung der Kunſtwebereien und zur Ausſchmückung der Kirchen an den Tag legte.

Der hl. Aloyſius. (21. Juni.)

Patron der Jugend.

St. Aloyſius oder Ludovicus Gonzaga, fürſtlich erzogen, widmete ſich von früher Kindheit an den Werken der Frömmigkeit, überließ ſeinem Bruder Rudolph die Markgrafſchaft Caſtilion und erhielt endlich nach langem Widerſtreben ſeines Vaters die Erlaubniß, in den Jeſuiten-Orden treten zu dürfen. Zu Rom begann er im Jahre 1585 ſein Noviziat und wurde ein Vorbild der Herzensunſchuld und jeder Tugend. Bei der Verpflegung der Peſtkranken, für welche die Jeſuiten ein eigenes Spital errichtet hatten, empfing er den Keim des Todes und ſtarb, das Crucifix und den Roſenkranz in den Händen, im 24. Jahre ſeines Lebens. Abgebildet wird er in Jeſuitenkleidung mit einem Kreuze und einer Lilie, dem Sinnbilde ſeiner Unſchuld.

Das Leben des hl. Aloyſius, Gott geweiht und im Dienſt chriſtlicher Liebe beſchloſſen, iſt ein großes, reiches Leben. Früh vollendet, hat der Heilige viele Jahre gelebt. Freilich hat die Kirche eine unüberſehbare Reihe von Heiligen, die nach einer würdig vollbrachten Jugend in's Mannesalter übertraten und

dann viele Jahre mit hoher, männlicher Kraft in großen Wirkungskreisen thätig waren; aber keinen von ihnen hat die Kirche als Patron der Jugend aufgestellt. Denn bei diesen Heiligen erscheint die Jugendzeit nur als Vorbereitung auf das männliche Alter, seine Arbeiten und Entsagungen; bei dem hl. Aloysius aber bildet die Jugendzeit das ganze Leben. Darum ist er von der Kirche zum Patron der Jugend erwählt vor den anderen Heiligen, welche nach einer untadeligen und geheiligten Jugend in das wirkende Leben getreten sind. Bei den Letzteren wird der Blick des Betrachters unwillkürlich über ihr Jugendleben fortgeführt in das Getriebe des wirkenden Alters; die Jugend erscheint nur als Vorbereitung. Bei dem hl. Aloysius ist nur ein Jugendleben zu schauen, und wenn das Auge weiter vordringt, so trifft es nur Todesnacht oder vielmehr überirdischen, himmlischen Glanz. (Eberhard. Kanzel-Vorträge V. 44 folg.) Das Leben dieses Heiligen, der in dem reinen Glanze einer unentweihten, geheiligten Jugend strahlt, verkündet der christlichen Jugend die wichtige Mahnung und Lehre: Die Jugendzeit hat nicht allein den hohen Werth einer Vorbereitungszeit auf eine irdische Zukunft; auch ohne diese Zukunft ist sie vor Gottes Auge kein Bruchstück, sondern sie hat vor Gottes Auge auch einen absoluten Werth, einen Werth an sich. Was hier auf Erden unfertig ist und in irdischer Sprache „zu früh“ sein Ende findet, das kann vor Gott und für den Himmel schon in voller Reife stehen und in schönster Vollendung prangen. Denn Gott mißt den Werth nicht nach der Länge des Lebens, nicht nach äußeren Erfolgen, welche er nach seinem Wohlgefallen giebt oder versagt, sondern nach der tief inneren Tüchtigkeit, Gediegenheit und Würdigkeit. Gott, „der Herzen und Nieren erforscht“, sieht in dem Kerne des Wesens und Charakters ein ganzes langes Leben mit großen Kräften des Schaffens und Wirkens aufgeschlagen und entfaltet, wenn auch der Tod die Entfaltung auf Erden versagt. Mißt ja der Geist Gottes im Buche der Weisheit die Zeit mit einem Maße, welches unserer Erde fremd ist, indem er ausdrücklich sagt: „Ein ehrenvolles Alter hängt gar nicht von langer Dauer und von der Zahl der Jahre ab. Ein unbeflecktes Leben ist das wahre Greisenalter. Früh

vollendet hat der gottgefällige Jüngling viele Jahre vollbracht“ (Weisheit 4, 8).

Darum haben auch die übrigen Jugendpatrone, der heilige Stanislaus, Johannes Berchmans, Vitus, Agnes u. a. mit dem hl. Aloysius wie die Heiligkeit, so auch die kurze Dauer des irdischen Lebens gemein. „Kein denkender und sinnender Mensch,“ sagt schon Bischof Eberhard a. a. O., „kann ohne hohes Staunen, ohne kräftige Ermunterung oder tiefe Beschämung vor dem Bilde zarter Jünglinge dastehen, die gleichsam großartige Ausnahmen in der Menschheit bilden, die, wie von einem höheren Geiste ergriffen, über die Stufen der Jahre schnell hinaufgetragen werden auf die Höhen des Lebens, deren zartes, junges Leben neben der schwellenden Knospe und der Blüthe der Jugend auch schon die reife Frucht uns zeigt, ähnlich jenen Bäumen reich gesegneter Länder, die zu gleicher Zeit im doppelten Schmucke duftiger, vielversprechender Blüthen und labender Früchte prangen. Der Boden des Christenthums und der heiligen Kirche ist auch in dieser Beziehung ein reich gesegnetes und wunderbares Land. Unter seinem lichten Himmel, unter dem Thaue der Gnade, welcher auf diesen Boden unaufhörlich herabfällt, unter der Sonne aller Wahrheit und Gnade, welche in nie getrübter Klarheit auf ihn niederleuchtet, hat er Kinder und Jünglinge erzeugt, die in höherem Muthe, in himmlischer Tapferkeit und Aufopferung die gewöhnliche Regel des Lebens weit überschritten, im zarten Körper schon eine reife Seele, ein männliches Herz trugen, deren Jünglingsleben schon ein befruchtender Quell des Segens war, deren heilige Gestalten wie räthselhafte Wunderbilder die Geschichte der Kirche schmücken.“

Der hl. Apostel Andreas. (30. Novbr.)

Patron der Schiffer und Fischer.

Der hl. Andreas, der vom Herrn zuerst berufene Jünger, darum auch im Volksmunde „der erste Christ“ genannt, war der ältere Bruder des hl. Petrus und hat mit diesem nach Cahier an manchen Orten dasselbe Patronat erhalten; dies mußte um

so leichter geschehen, da Petrus auch von den Schlossern und Uhrmachern als Patron verehrt wurde. Patron der Schiffer und Fischer wurde aber St. Andreas, weil er das Geschäft derselben vor seiner Berufung zum Apostelamte betrieb.

Der hl. Andreas verkündete das Evangelium in Kleinasien und bekehrte die Kolcher, die an der Abdachung des Kaukasus ihren Wohnsitz hatten; deshalb wird er auch als der Schutzheilige Rußlands verehrt. Zuletzt kam er nach Patmos in Griechenland, wo der Proconsul Aegeas ihn zum Kreuzestode verurtheilte. Das schöne Gebet, mit welchem der Apostel das heilige Kreuz begrüßte, ist uns noch urkundlich aufbewahrt und wird auch im römischen Brevier erwähnt. Es lautet: „O gutes Kreuz, das du deine Zierde von den Gliedern des Herrn empfangen hast, lange ersehntes, heiß geliebtes, ohne Unterlaß gesuchtes und endlich meiner verlangenden Seele bereitetes, nimm mich hinweg von den Menschen und führe mich zu meinem Meister, damit durch dich mich aufnehme, der mich durch dich erlöst hat." Nach Petrus Chrysologus wurde der hl. Andreas an einem Baume gekreuzigt; zu Amiens hält er ein einfaches Kreuz. Die spätere Kunst bildete aus zwei über einander gelegten Balken das sogenannte Andreas-Kreuz in der Gestalt des griechischen Buchstaben *X*, welcher den heiligen Namen Christi bedeutet. St. Andreas wird dargestellt als ein ehrwürdiger Greis, der einige Aehnlichkeit mit Petrus hat, mit herabwallendem weißen Haar und langem Barte, in der Hand das Evangelienbuch und seit dem 14. Jahrhundert auch das schräge Balkenkreuz. Nach der legenda aurea 2 umgab den Heiligen vor seinem Tode ein himmlischer Glanz, der erst mit seinem Leben abnahm und verschwand.

Ueber das Datum seines Festtages schreibt Menzel in seiner allegorisirenden Weise: „Mit dem Andreas-Tage beginnt die Adventzeit, der die Osterzeit gegenübersteht, beide ein Halbjahr des Kirchenjahres beginnend. Das kirchliche Winter-Halbjahr stellt die Zeit der Vorbereitung und des Kampfes, das kirchliche Sommer-Halbjahr die Zeit der Erfüllung und des Sieges dar. Wie das bürgerliche Jahr erst im Schatten, dann im Lichte steht, so ist die Kirche erst in der Trübsal, dann in der Wonne. Im Winter

wird Gott zum Menschen erniedrigt, im Sommer der Mensch zu Gott erhoben. Wenn nun in der ersten Hälfte Alles vorbereitet wird, das Kreuz aufzurichten, das in der anderen fest gegründet steht, so konnte das schiefe Kreuz des Apostels das Werden bedeuten, wie das gerade das Sein."

Im Volksmunde heißt der hl. Andreas der „Gütigste der Heiligen", und am Vorabende seines Festes pflegt man in manchen Gegenden Fragen an die Zukunft zu stellen, was man „das Wundern" nennt. Diese theils zur Belustigung dienenden, theils abergläubischen Volkssitten finden nicht in der Legende des Heiligen, sondern in der Erinnerung an die Vorstellungen der heidnischen Vorzeit ihre Erklärung. — Die Stadt Andreasberg am Harz hat ihren Namen von der andreaskreuzförmigen Crystallisation der dort gebrochenen Erze. „Diese Form entspricht auch," bemerkt Menzel, „der sechseckigen Gestalt der Schneeflocken," wobei zu erwägen ist, daß mit dem Andreastag die Schneezeit beginnt nach dem Bauernspruch: „Andre' bringt Schnee". Nach der Meinung des Volkes kann man mit dem Andreas-Tage sicher auf den Beginn des Winters rechnen. In der Grafschaft Mark heißt es in diesem Sinne: „Sünten Dres Misse — is de Winter gewisse", und in Köln sagt man: „Andrehs brängt de kahle Frehs" (den kalten Frost). Die Spanier und Portugiesen, so meldet Reinsberg „das Wetter im Sprüchwort", finden den Andreas-Tag so kurz, daß sie sagen: „An St. Andreas ist's den ganzen Tag Nacht". An der Aar glaubt man: „Andreas hell und klar, — Bringt ein gutes Jahr", und nach einer in Böhmen, Deutschland und den Niederlanden verbreiteten Volksmeinung soll man am Andreas-Tage erfahren können, ob das nächste Jahr feucht oder trocken wird, wenn man am Abende vorher ein Glas voll Wasser gießt und dieses die Nacht über stehen läßt. Ist es übergelaufen, erwartet man ein feuchtes, ist nichts übergelaufen, ein trockenes Jahr.

Andreas war der Schutzheilige des burgundischen Ordens vom goldenen Vließ, wie auch Patron von Burgund; außerdem ist er der Schutzheilige von Brabant, Schottland, Holstein Luxemburg, Minden, Bordeaux und Braunschweig; zum Patron von Baeza wurde er erwählt, weil diese Stadt an seinem Festtage,

am 30. November 1227, den Muhamedanern entrissen wurde. Karl V. stiftete zu Ehren des hl. Andreas zur Erinnerung an die Einnahme von Tunis den burgundischen Kreuzorden, Peter der Große einen russischen Orden zu Ehren des Heiligen. Der schottische Distelorden hatte auf der Vorderseite des Medaillons das Bild des hl. Andreas mit der Umschrift: „Nemo me impune lacessit“ (Niemand greift mich ungestraft an), während die Rückseite auf goldenem Grunde eine grüne Distel zeigte. — Die Reliquien des hl. Andreas brachte der Kaiser Constantin nach Constantinopel; unter Papst Pius II. wurden sie nach Rom übertragen und in der Peterskirche beigesetzt.

Der hl. Antonius, der Einsiedler. (17. Januar.)

Patron der Landleute und der Bürstenbinder.

Der hl. Antonius mit dem Beinamen der Große, welcher im Anfange des 4. Jahrhunderts lebte, ist der Hauptbegründer des Einsiedler- und Klosterlebens. Seine Lebensgeschichte hat der Kirchenvater Athanasius geschrieben, es beruht somit die Legende desselben auf den besten historischen Zeugnissen. Antonius ist berühmt geworden durch seine Weisheit, mit der er Vielen ein Führer zur Vollkommenheit geworden ist, und durch seine Geduld und siegreiche Standhaftigkeit, womit er alle Anfechtungen und Versuchungen überwunden hat.

Die Attribute, welche er auf seinen Bildern hat, deuten diese Tugenden an. Er wird abgebildet als Einsiedler und hält ein Buch in der Hand, weil er ohne eigentliche wissenschaftliche Bildung die hl. Schrift auszulegen verstand. Das Buch ist meistens geöffnet und deutet auf folgenden Bericht der Legende hin: Als einst heidnische Weltweise ihn in der Wüste besuchten und ihn fragten, wie er denn die Zeit hinbringen und betrachten könne, da er ja ohne Gesellschaft und Bücher sei, gab er die schöne Antwort: Ein Buch habe ich immer zur Hand und das ist stets aufgeschlagen. Es ist das offene Buch der Natur. Das erste Blatt in diesem Buche ist grün; es ist die Erde mit ihren Blumen, Bäumen,

Gewächsen und Thieren jeder Art; es ist ein großes Blatt, reich beschrieben mit allerlei Buchstaben und Zeichen, leuchtenden Punkten und Strichen. Dann folgt ein blaues Blatt, das Meer in seiner unermeßlichen Größe und Erhabenheit; das dritte, silberdurchwirkte Blatt ist der Himmel mit seinen glänzenden Sternen. So war dem Heiligen die Einsamkeit zutraulich geworden; die Natur um ihn her verklärte sich ihm zu einer leserlichen Schrift, welche ihm viel zu denken und zu betrachten gab.

Ein anderes Attribut des Heiligen ist das Kreuz mit dem Glöckchen. Das Kreuz hat die Gestalt des egyptischen T-Kreuzes; diese Form hatte auch sein Stab, und es trägt dieses Kreuz noch jetzt den Namen Antonius-Kreuz. Das Glöckchen deutet auf die Sitte des Heiligen hin, die Einsiedler der Wüste mit einem Glöckchen zum gemeinsamen Gebete zu versammeln. Die Glocke ist zugleich ein christliches Zeichen von allgemeinerer Bedeutung. Sie gehört zum christlichen Gottesdienste; Glockenklang bedeutet die Einkehr der christlichen Religion; die Heiden und später auch die Türken untersagten den Christen den Gebrauch der Glocken. So wurde das Glöcklein des hl. Antonius später oft als Zeichen des christlichen Sieges über das Heidenthum und über den Teufel gedeutet, dessen Werk nach St. Paulus das Heidenthum ist. Auch die anderen Abzeichen auf den Antonius-Bildern: das Feuer, das Schwein u. s. w. (wegen des letzteren Attributs ist er Patron der Bürstenbinder) deutet auf den Sieg des Heiligen über die teuflischen Verlockungen. Bald ist es die Aengstigung und Bedrängniß eines melancholischen, bald die Verlockung eines sanguinischen Gefühles, über welche der Heilige durch Gebet, Entsagung und Gottvertrauen siegt. In der Symbolik der Legende liegt ein tiefer Ernst; auf den Kunstdarstellungen, bei welchen die Willkür der Künstler einen großen Spielraum hatte, findet man oft Erzeugnisse einer ungezügelten Phantasie und schwärmerischer Vorstellungen. In Darstellungen seines Todes ist der hl. Antonius von Mönchen umgeben, während Engel seine Seele zum Himmel tragen. In Klöstern findet man oft das Bild seines Zusammentreffens mit dem Einsiedler Paulus; beide theilen das ihnen von Raben gebrachte Brod.

Reliquien des hl. Antonius werden verehrt in Rom, Köln, Dornick, Antwerpen, namentlich aber in St. Julien zu Arles. Gegen die Pest, welche im 12. Jahrhundert wüthete (die sogen. brennende Sucht, auch Antonius-Feuer genannt), wurde die Fürbitte des Heiligen angerufen, und seitdem wurde das Bild desselben über vielen Hausthüren angebracht. Daß der hl. Antonius besonders im Landvolke eine so große Verehrung fand, hat noch einen anderen Grund.

Schon zur Zeit des Heiligen lebten 6000 Mönche nach der vom hl. Antonius gegebenen Regel. Gegenwärtig giebt es noch mehrere Antonius-Klöster in Syrien auf dem Libanon, und es sind diese Antonius-Mönche neben den Basilianern die einzigen Klosterleute, welche dem Morgenlande eigenthümlich sind. Im Abendlande wurde 1095 die nach dem Heiligen benannnte Genossenschaft der Antoniter gestiftet und 1096 in Clermont bestätigt; 1298 wurde dieselbe zu einer Bruderschaft von Chorherren erhoben; sie trugen ein schwarzes Chorkleid mit einem Antonius-Kreuze von himmelblauer Farbe. Diese Mönche heilten mit großem Erfolge die an dem sogen. Antonius-Feuer (sacer morbus) Erkrankten; sie pflegten ihre Ankunft in den Dörfern, wie es der hl. Antonius bei seinen Mitbrüdern gethan hatte, mit einem Glöckchen anzukündigen. Bei den Landleuten wurden die Antonius-Mönche und die von ihnen geübte Verehrung ihres Patrons sehr beliebt, namentlich auch deshalb, weil diese Ordensleute Vorbilder einer guten Haus- und Landwirthschaft waren. In Würzburg waren die Antoniter schon im Anfange des 12. Jahrhunderts; sie besaßen den Hof von Altenberg und die Antonius-Kapelle daselbst und hatten das Privilegium, „ihre Schweine mit einem Glöcklein am Halse und einem Streifen in der Haut frei herumlaufen zu lassen." (Niedermeier, Kunstgeschichte Würzburg's S. 113.)

Der hl. Antonius wird in dem Martyrologium Romanum treffend „multorum monachorum pater", „Vater vieler Mönche" genannt. In manchen Gegenden gilt er als Beschützer der Hausthiere, die an seinem Gedächtnißtage gesegnet werden. Wegen der Hülfe, die man zur Zeit der Pest durch seine Fürbitte gefunden hat, wird der St. Antonius-Tag an einzelnen Orten noch jetzt

als ein ſogenannter „verlobter Tag“ feierlich begangen, z. B. zu Darfeld in Weſtfalen. In mehreren Gemeinden Belgiens beſteht der Gebrauch, am Antonius-Tage Schweinefleiſch, namentlich Köpfe und geräucherte Rückenſtücke zu opfern, welche der Pfarrer dann unter die Armen vertheilt.

Auch in den ſprüchwörtlichen Wetterregeln wird der Antonius-Tag oft erwähnt, z. B.: „An St. Antoni wächſt der Tag um eine Stunde.“ In Italien wird dem Antonius-Tage zugeſchrieben, daß er Schnee und Kälte bringe; dagegen auf der Inſel Sardinien behauptet man, am St. Antonius-Tage trete der Brand in die Erde, um anzudeuten, daß die Kälte dann nachläßt und die Erde zu gähren anfängt. Die Mailänder nennen den ehrwürdigen Einſiedler „St. Antonius den Schneehändler“, und in Deutſchland heißt es: „St. Antonius im Januar, findet er Eis, ſo ſchmilzt er's, findet er keins, ſo macht er's.“ So ſagt man auch in Aachen: „Zent Tönnes brengt Js of brecht Js.“ In Süddeutſchland heißt es: „Am St. Lorenz die große Hitze, am St. Anton die große Kälte; die eine wie die andere währt nicht lange.“

Der hl. Antonius von Padua. (1231.)

Patron gegen Verluſte, Patron der Bergleute und Bäcker.

Der hl. Antonius wurde zu Liſſabon im Jahre 1195 geboren und erhielt in der hl. Taufe den Namen Ferdinand. Im Jahre 1220 trat er in den Orden des hl. Franziscus und begab ſich in das Klöſterlein der minderen Brüder zu Olivares, nahe bei Coimbra; er begann in Demuth und Einfalt das Noviziat und ſuchte ſeine großen Kenntniſſe in den Wiſſenſchaften ſorgfältig zu verbergen. Aus Ehrfurcht gegen den hl. Einſiedler Antonius, dem die Kapelle des Klöſterleins zu Olivares geweiht war, nahm er den Namen Antonius an. Der Umſtand, daß in der Stadt Padua ſein ſeliger Tod erfolgte und ſeine Reliquien aufbewahrt wurden, gab ihm den Beinamen: von Padua.

Der hl. Antonius gehört zu den gefeiertſten Heiligen des Franziscaner-Ordens; ſein nur kurzes Leben war durch Tugenden und Wunder verherrlicht. Er wirkte mit großem Segen als

Miſſionspriester in mehreren Städten Italiens und Frankreichs. Er beſaß die Gabe der Sprachen, wie ſie die Apoſtel am Pfingſtfeſte zu Jeruſalem hatten. Als er einſt in Rom vor einer aus Angehörigen der verſchiedenſten Nationen beſtehenden großen Verſammlung predigte, verſtanden ihn Alle und Jeder glaubte, er rede in ſeiner Sprache. Papſt Gregor IX., von Bewunderung über die Weisheit und die wunderbaren Erfolge des Heiligen ergriffen, nannte ihn „die Arche des Teſtamentes“; der heilige Franziscus nannte ihn wegen der Heiligkeit ſeines Wandels und der Kraft ſeiner Rede nicht anders als ſeinen Biſchof. Am Ende der Faſtenzeit des Jahres 1231, während welcher der Heilige die Predigten hielt, fühlte er die Abnahme ſeiner Kräfte; nachdem er die hl. Sacramente empfangen hatte, betete er die ſieben Bußpſalmen und entſchlief ruhig im Herrn am 13. Juni dieſes Jahres an einem Freitage, im Alter von 36 Jahren. Seinen Tod verkündeten die Kinder auf den Straßen Paduas mit dem Rufe: „Der Heilige iſt geſtorben“. Schon im folgenden Jahre wurde Antonius vom Papſt Gregor IX. heilig geſprochen. Die Bewohner von Padua erbauten nach ſeinem Tode den herrlichen St. Antonius-Dom nach einem von Nicolaus Piſano im Jahre 1255 entworfenen Plane; dieſe Kirche hat ſechs Kuppeln und mehrere Glockenthürme; die Statue des Heiligen darin iſt aus einem Stück Marmor gefertigt, das Haupt von einer Glorie umgeben. Das Grab des heiligen Antonius iſt auch jetzt noch eine viel beſuchte Stätte frommen Gebetes. Ueberaus zahlreich ſind die Bilder des Heiligen, zu denen die in ſeiner Legende erzählten Wunder die Motive darboten; er wird dargeſtellt mit dem göttlichen Kinde auf dem Arme, das ihm, während er betete, erſchien. Attribute des Heiligen ſind ferner der Lilienſtengel, das Symbol ſeiner Herzensreinheit, und ein Ziegelſtein, auf dem er, fälſchlich angeklagt, vor Gericht kniete, und der dann in wunderbarer Weiſe ſich bewegt haben ſoll.

Die Verehrung des hl. Antonius in der Chriſtenheit iſt noch zu erkennen in der großen Anzahl von Patronaten, die er in der Volksandacht erlangte. Er gilt als der Nothhelfer der Frauen, die an den ſogen. Antonius-Dienſtagen vor ſeinem Bilde beten. Mehrere Gewerbe haben ihn zum Schutzheiligen erwählt; ſo in

einigen Städten am Rhein, z. B. Düren die Bäckerzunft. Dr. Lang schreibt in seinem Büchlein „Die Handwerker-Patrone“ S. 18: „Von den Handwerkern verehren den hl. Antonius von Padua die Tüncher als Patron, warum, habe ich nirgends finden können.“ Hier liegt wohl eine Verwechselung mit dem hl. Antonius Eremyta vor, der wegen seiner bildlichen Darstellung, wie oben erwähnt wurde, Patron der Bürstenbinder war. Weil das gewöhnliche Handwerkszeug der Tüncher, der Weißquast, von Schweinsborsten gefertigt wurde, so wählten wohl auch die Tüncher den hl. Einsiedler Antonius zum Patron, der auf seinen Bildern das Schwein als Attribut hat. Der hl. Antonius von Padua wird endlich im Volksmunde „der Wiederbringer verlorener Sachen“ genannt, weil auf seine Fürbitte verlorene oder geraubte Sachen an ihre Eigenthümer zurückgelangten. Bei den Bollandisten werden mehrere Fälle dieser Art mitgetheilt und zugleich bemerkt, daß der heilige Antonius vorzüglich in seinem Vaterlande Portugal als Patron hierin verehrt wurde und daß wahrscheinlich von dort diese Verehrung in andere Länder sich ausbreitete, ohne daß sich mit Gewißheit angeben ließe, wie dieser Glaube in seinem ersten Werden entstanden sei. Nach der Meinung Einiger soll dieses Patronat sich aus dem Berichte der Legende ableiten lassen, daß der hl. Antonius selbst in seinem Kloster etwas sehr Wichtiges verloren, aber auf sein eifriges Gebet wiedergefunden habe. Mit diesem Patronate mag es zusammenhängen, wenn im Herzogthum Westfalen an manchen Orten der hl. Antonius von den Bergleuten als Schutzheiliger verehrt wird; im Grubenbezirke Brilon wird sein Gedenktag, der 13. Juni, durch einen Gottesdienst gefeiert, dem die Bergknappschaft beiwohnt.

Die Venetianer nennen den Gedenktag des hl. Antonius von Padua auch in den Wetterregeln, in denen es heißt: „Die Kälte im Januar, das schlechte Wetter im Februar, die großen Winde im März, die linden Regen im April, der Thau im Mai, der gute Schnitt im Juni, das gute Dreschen im Juli nebst den drei Regen von Antonius (13. Juni), Peter (29. Juni) und Jacob (25. Juli) und im August das gute Wetter ist mehr werth, als Salomonis Wagen und Ochsen von Gold.“

Der hl. Auguſtinus. (28. Auguſt.)

Patron der Theologen.

Auguſtinus, zu Tagaſte in Numidien 354 geboren, wurde von ſeiner heiligen Mutter fromm im Chriſtenthum erzogen, gerieth aber auf Abwege und ſchloß ſich der Secte der Manichäer an. Seine Bekehrung ſchreibt er ſelbſt dem Gebete ſeiner heiligen Mutter zu. In der Oſternacht 387 wurde er von dem heiligen Ambroſius getauft und zog ſich dann mit einigen gleichgeſinnten Freunden auf ſein Landgut bei Tagaſte zurück. Hier führten ſie in der Einſamkeit ein gottgeweihtes Leben, deſſen Ordnung und Regeln ſpäter dem Orden der Auguſtiner zur Richtſchnur dienten. Als der hl. Auguſtinus nach 3 Jahren die Biſchofsſtadt Hippo beſuchte, wurde er auf Bitten des Volkes zum Prieſter und bald darauf zum Biſchofe von Hippo geweiht. Die begonnene klöſterliche Lebensweiſe ſetzte er fort, verwandelte ſeine biſchöfliche Wohnung in eine Art Kloſter und lebte mit ſeiner Geiſtlichkeit gemeinſam. Deshalb wird er auch als der Gründer der geiſtlichen Seminarien, wie des kanoniſchen Lebens angeſehen. In den mit großer Geiſteskraft, glänzender Beredſamkeit und heiligem, unermüdetem Eifer geführten mündlichen und ſchriftſtelleriſchen Kämpfen gegen die damaligen Irrlehren wurde er für alle folgenden Jahrhunderte zugleich der einflußreichſte Kirchenlehrer; denn des Mittelalters größter Theologe Thomas von Aquin, ſagt Alzog (Patrologie S. 390), wird mit Recht nur als optimus interpres St. Augustini angeſehen. Die Geſammtthätigkeit Auguſtins und ſeine Bedeutung in der chriſtlichen Litteratur charakteriſirt Alzog in wenigen Worten, indem er den Heiligen als einen der hervorragendſten Biſchöfe der älteren und als den größten Kirchenlehrer aller Zeiten bezeichnet. Steht er zwar dem Hieronymus an Gelehrſamkeit nach, ſo überragt er ihn doch an ſchöpferiſchem, originellem Geiſte, durch welchen er die chriſtliche Speculation der patriſtiſchen Litteratur zum Abſchluſſe gebracht hat, wie ſeine Schriften auch die umfangreichſten von den uns erhaltenen aller Kirchenväter ſind. In ſeinen Schriften hinterließ er, am Untergange der alten Welt ſcheidend, den bald ganz vom Chriſtenthume erfüllten Germanen ein Ferment und

für Jahrhunderte einen unerschöpflichen Reichthum an Gedanken zum Ausbaue einer großartigen Wissenschaft. Unter seinen Schriften sind seine „Bekenntnisse“ und sein Werk „von der Stadt Gottes“ die bekanntesten. Augustinus starb, während die Vandalen seine bischöfliche Stadt belagerten, unter Bußpsalmgebet im Jahre 430.

Auf Kirchenbildern hat der große christliche Lehrer gewöhnlich als Attribut ein Herz, aus dem oben eine Flamme hervorbricht und das von zwei Pfeilen durchbohrt ist; das ist ein Symbol der göttlichen Liebe, wie es Augustinus selbst im 9. Buche seiner Bekenntnisse beschreibt. Auch wird ihm von der Kunst ein Knabe oder Engel mit einem Löffel in der Hand als Abzeichen beigegeben. Als er nämlich eines Tages, so meldet eine anmuthige Sage, am Meeresufer wandelte und über das Geheimniß der hl. Dreifaltigkeit nachdachte, erschien ihm ein Knabe, der sich bemühte, das Meer auszuschöpfen, um anzudeuten, daß jenes Geheimniß nicht könne ergründet werden. Mit dieser Begebenheit kann wohl auch der Triangel mit dem Namen Jehova, manchmal über St. Augustin zu sehen, in Verbindung gebracht werden. Hack hebt mit Recht hervor, daß der hl. Augustin ohne Grund in der Tracht der nach ihm benannten Eremiten vorgestellt wurde. Ueber diese Vorstellungsweise entstand ein so heftiger Streit zwischen den Eremiten und den Chorherren von St. Augustin, daß Sixtus IV. den Mitgliedern beider Orden es untersagte, fernerhin darüber zu streiten, in welcher Tracht der Heilige müsse abgebildet werden. Das Symbol des Evangelisten Johannes, den Adler, hat Augustinus bei sich, weil er Patron der Theologen ist und weil jener Evangelist auf dem Concil zu Nicäa Theologos genannt wird.

Die hl. Barbara. (4. December.)

Patronin der Artillerie, der Bergleute, Architekten, Glöckner u. a.

Die hl. Barbara ist die Patronin des Wehrstandes. Ihr Vater Dioscurus, ein reicher heidnischer Kaufmann, ließ sie lange Zeit in einem Thurme schmachten, um sie vom Christenthume abwendig zu machen, klagte sie bei dem Richter an und wurde

selbst ihr Henker, wobei nach der Legende ein Blitz ihn tödtete. Ein Engel brachte der hl. Jungfrau im Kerker die hl. Communion. Sie hat deshalb auf Einzelbildern gewöhnlich als Abzeichen den Thurm mit 3 Fenstern und den Kelch mit der hl. Hostie. Diese Darstellung ist für das ihr beigelegte Patronat vielfach bestimmend gewesen. Häufig wird sie zugleich mit der hl. Catharina abgebildet, und das hat nach Weber darin seinen Grund, weil in diesen beiden Heiligen zwei sich ergänzende Seiten des christlichen Seelenlebens zur Darstellung kommen, in der hl. Catharina die christliche Wissenschaft, die Macht des gotterleuchteten Geistes, in der hl. Barbara der an die erkannte Wahrheit sich rückhaltlos hingebende Glaube, die Tiefe des opferfreudigen Gemüthes, oder das contemplative und das thätige Leben. Auf einem der berühmtesten Bilder der christlichen Malerei, der Sixtinischen Madonna von Rafael, erscheint die glaubensstarke hl. Barbara neben dem Papste Sixtus als die Personification des Glaubens.

Schon in alter Zeit wurde die hl. Barbara angerufen bei Gewittern und in Lebensgefahren. Der Bericht der Legende, daß der Engel Gottes ihr im Sterben beistand, wurde ja im Gedächtnisse des Volkes immer lebendig erhalten durch das Attribut des Kelches mit der Hostie auf ihren Bildern. In dem alten lateinischen Hymnus zu Ehren der hl. Barbara „fatalis o agonis patrona Barbara“ wird sie als Patronin der Sterbenden gefeiert. Andächtig und schön im Ausdrucke ist das bekannte Gebetlein zu Ehren derselben, das so beginnt: Sanct Barbara, du edle Braut — Mein' Seel' und Leib sei dir vertraut. Auch Conrad Dang-Protzheim bezeugt diese Sitte der alten Christenheit, die heilige Barbara als Patronin der Sterbenden anzurufen, indem er in seinem berühmten Namensbüchlein vom Jahre 1435 von ihr sagt:

„Sanct Bärbel die vermag zu stärken;
Denn wer in ihren Diensten steht,
Nit ohne Sacrament von hinnen geht.“

Die Griechen zählten sie zu den „großen Martyrern“. Metaphrastes berichtet, die hl. Barbara habe vor ihrem Tode den Herrn gebeten, daß die Häuser derjenigen, welche sich mitleidsvoll ihrer Pein erinnerten, von der Pest verschont bleiben möchten;

deshalb wurde ihr Name in den Kreis der vierzehn Nothhelfer aufgenommen.

Bei Einführung der Feuerwaffen wurde zuerst in Spanien und dann auch in anderen Ländern diese milde Heilige, die das Schwerste erduldete, als die Schutzheilige der Artillerie erwählt. Offenbar hat die bildliche Darstellung: das Attribut des Thurmes, des Blitzes und der hl. Hostie bei der Auswahl dieses Patronates Einfluß gehabt. Als Patronin der Artillerie ist sie dargestellt von dem Maler Anschütz, einem geborenen Coblenzer, auf dem großen Bilde in der Garnisonkirche seiner Vaterstadt, das den hl. Joseph als Patron der Pioniere, den hl. Mauritius als Patron der Infanterie und den hl. Georg als Patron der Cavallerie vorstellt. Das Bildniß der hl. Barbara findet sich an vielen Zeughäusern; auf französischen Kriegsschiffen heißt die Pulverkammer noch jetzt sainte Barbe. In Wien wird alljährlich am 4. December in der Hauskapelle des Arsenals ein feierlicher Gottesdienst unter Anrufung der hl. Barbara gehalten, an welchem Abtheilungen der in Wien befindlichen Artillerie Theil nehmen. Als im Jahre 1809 die Festung Gerona in Spanien von den Franzosen belagert wurde, bildeten die Frauen und Jungfrauen der Stadt „Compagnien der hl. Barbara", um die Männer im Kampfe zu unterstützen und die Verwundeten zu pflegen. Daß die hl. Barbara als Patronin der Artillerie auch jetzt noch gekannt und anerkannt wird, zeigt der Titel des im Jahre 1887 von dem österreichischen Major v. Gerlich herausgegebenen Buches „Barbara-Taschenbuch für die österreichische Feld-Artillerie".

Viele Zünfte haben sich unter ihren Schutz gestellt, so die Bergleute, Mineure, Bürstenbinder, Hutmacher, Maurer und Weber, und, weil sie auf ihren Bildern den Thurm als Abzeichen hat, auch die Architekten und Glöckner; namentlich haben jene Gewerbe, welche zu ihren Arbeiten des Schießpulvers bedürfen, sowie diejenigen, welche sich mit der Pulver-Fabrikation befassen, die hl. Barbara zur Schutzheiligen gewählt. So feierten noch in neuerer Zeit die Arbeiter am St. Gotthard-Tunnel ihren Gedächtniß-Tag (4. Decbr.) mit einem Festgottesdienste, um für die gefahrvollen Minenarbeiten ihren Schutz zu erflehen. Mehrere Ortschaften

tragen den Namen der Heiligen; im Slavischen lautet ihr Name Barwara. Hiernach sind bekannt die serbischen und bosnischen Orte Warwarin und Warwara.

Auf alten Bildern und Stichen haben sich die Künstler seltsame Freiheiten erlaubt, z. B. den Kelch in eins der Fenster gesetzt, ja sogar der Heiligen den Thurm als Kopfputz gegeben gemäß der im 15. Jahrhundert modischen thurmförmigen, hohen Hauben der Frauen. Ueber das Patronat der hl. Barbara sagt Koenig im „Organ des Vereins für christliche Kunst in der Diöcese Luxemburg" 1887, 3. Heft S. 95: „Zu den Hüttenarbeitern der verschiedensten Art steht die hl. Barbara in Beziehung wegen der Marterwerkzeuge und wegen der blitzähnlichen, plötzlichen Gefahren, denen sie oft bei ihren Arbeiten ausgesetzt sind. Den Hüttenleuten, denen die hl. Barbara bisher Patronin war, muß man jetzt auch Alle zugesellen, welche mit Dampfmaschinen umgehen." .

In Flandern wird der St. Barbara-Tag durch verschiedene Volksgebräuche begangen; dort heißen die drei Heiligen, Barbara, Catharina und Margaretha „die drei Sanctinnen", an welchen die göttlichen Tugenden zum besonderen Ausdrucke kommen. An verschiedenen Orten Süddeutschlands holt man am 4. December Zweige von Obstbäumen, namentlich von Kirschbäumen, und stellt sie im warmen Zimmer in ein mit Wasser gefülltes Gefäß; entwickeln sich rasch ihre Knospen und kommen sie zum Blühen, so soll dieses ein gutes Obstjahr andeuten. Botaniker versichern, daß die Sache nicht ganz ohne Grund sei; denn da sich sowohl die Blatt- als Blüthenknospen für das nächste Jahr schon im Herbste ansetzen, so kann man aus der größeren Anzahl der einen oder der anderen auf mehr oder weniger Obst schließen. An manchen Orten werden diese Barbara-Zweige zuerst geweiht, weshalb man sie an Kirchenthüren verkaufen sieht. In Wien werden z. B. an diesem Tage vor den Kirchen frische Obstbaum-Zweige verkauft, und diese stellen die Leute in ein Gefäß mit Wasser, und man sagt, es sei ein gutes Jahr zu hoffen, wenn dieselben bis Weihnachten blühen. In der bayrischen Oberpfalz wird am Tage der hl. Barbara ein Weichsel- oder Kastanien-Reis

geschnitten, bis Weihnachten in Wasser aufbewahrt und zur Blüthe gebracht; dasselbe wird dann am Christabende als sogen. Barbara-Baum mit etlichem Zuckerwerk und „Leckerle" geschmückt, den Kindern zur Freude. Mehr und mehr wird aber der Barbara-Baum durch das flimmernde Tannenbäumlein verdrängt. Bei den Nordslaven, welche nie einen milden December annehmen, steht der 4. December in dem Rufe, die Kälte und den Schnee herbeizuführen, und deshalb heißt es in Polen: „An St. Barbara den Schlitten auf den Hof".

Der hl. Bartholomäus. (24. August.)

Patron der Gerber, Metzger, Winzer. Advocatus der Sünder.

Der hl. Bartholomäus, auch Nathanael genannt, predigte der Ueberlieferung gemäß in Indien und Armenien das Christenthum und erlitt zu Albanopolis den grausamsten Tod, indem er zuerst geschunden und dann enthauptet wurde. Er trägt darum auf seinen Bildern in der Rechten ein großes Messer, das Marterwerkzeug, wodurch er litt. Aus der erwähnten Legende und bildlichen Darstellung des hl. Apostels erklärt sich das ihm beigelegte Patronat. Schön ist die Sitte, ihn als den Advocatus der größten Sünder zu verehren; der unter allen Aposteln das Grausamste erduldet hat, übt auch die erhabenste Großmuth, indem er vor Allem für die Sünder bittet. Dargestellt wird er oft in einem mit Edelsteinen besetzten Purpurmantel; man hat zur Erklärung wohl auf die Meinung des hl. Hieronymus hingewiesen, der in einem Briefe an Eustochium meldet, daß Bartholomäus von vornehmer Geburt gewesen sei. Doch läßt sich diese Darstellung besser sinnbildlich deuten, zumal sie oft bei den Martyrern vorkommt. Der reiche Schmuck zeigt kein irdisches Fürstenthum an, sondern die von ihm erlangte himmlische Herrlichkeit; die Edelsteine bedeuten sein für Christus vergossenes Blut.

Da der Festtag des hl. Bartholomäus in die Zeit der beginnenden Weinlese fällt (und auch wohl wegen des Attributes auf seinen Bildern, das an das Winzermesser erinnert), so wird er in manchen Gegenden von den Winzern besonders verehrt;

es entstand unter ihnen die Redensart „wissen, wo Barthel den Most holt". Der Sinn derselben ist: „Wer am Bartholomäus-Tag (24. August) schon sagen kann, wo es den besten Most giebt, der ist gescheut".

Wie fast alle Apostel-Tage, so wird auch der Bartholomäus-Tag mehrfach in den volksthümlichen Wetterregeln genannt. In vielen Gegenden macht man die Witterung des ganzen Herbstes von dem Wetter dieses Tages abhängig und sagt deshalb: „Wie St. Bartholomäus sich verhält, so ist der ganze Herbst bestellt"; doch in Hessen behauptet man: „Wenn es am Bartholomäus regnet, dann giebt es einen guten Herbst". Die Polen bemerken richtig: „St. Bartholomä kürzt die Nachmittagszeit" (Reinsberg, das Wetter im Sprüchwort); in der Eifel hört von diesem Tage das 4-Uhr-Brod auf, weshalb es dort heißt: „Bartholomies — Verbietet Butter und Kies". Die Engländer betrachten den Bartholomäus-Tag als den Beginn der kühleren Jahreszeit, indem sie versichern: St. Bartholomew brings the cold dew (St. Bartholomäus bringt den kalten Thau). In Venedig hat man bereits am 24. August den Schwalben Lebewohl gesagt, indem es dort heißt: „Am St. Bartholomä zieht die Schwalbe mit Gott", und in Tyrol ist dieser Tag ein Merkzeichen für das Ende des Sommers; man sagt daselbst: „Um Bartholomä — Schaut der Schnee — Ueber's Joch her".

Bartholomäus ist der Patron von Fermo und von Frankfurt a. M.; der Frankfurter Dom ist ihm geweiht. Die Reliquien des hl. Apostels ließ der Kaiser Anastasius im Jahre 508 in die Stadt Duras in Mesopotamien bringen. Am Ende des 6. Jahrhunderts kamen sie nach Lipari, später nach Benevent und zuletzt 983 nach Rom, wo sie in der Bartholomäus-Kirche auf der Tiber-Insel beigesetzt sind. Berühmte Bilder seiner Marter giebt es von Michel Angelo (in der Sixtinischen Kapelle), von Spagnoletto, „dem Schlächter unter den Malern", und von Agrates; die von letzterem gemeißelte Statue trägt die seltsame Inschrift: „Non me Praxiteles, sed Marcus pinxit Agrates". „Die Kirche St. Barthélemy in Paris", sagt Menzel, „war vor der Revolution schon berühmt wegen ihrer zahlreichen heiligen Leiber und geschmückten

Reliquien. Nachher wurde aber das Théatre de la cité und zuletzt ein Ballſaal, le Prado, daraus gemacht, der berüchtigt iſt durch die unheiligen Leiber der Pariſer Hetären". — In den Datierungen der mittelalterlichen Urkunden und in den Volksdialekten hat der Name des Heiligen die ſeltſamſten Veränderungen erfahren; es kommen vor die Formen: Barthelmies, Barthel, Meis, Mies, Meus, Mewes (am Rhein gebräuchlicher Familien-Name) Miwes, Wartholomes u. a.

Die Gerber, deren Patron der hl. Bartholomäus iſt, hatten im Wappen zwei ſilberne Schabeiſen in rothem Felde. Die Weißgerber rühmen ſich eines höheren Alters ihres Gewerbes als die Roth- oder Lohgerber. Früher waren die Weißgerber in zwei Zünfte getheilt; die eine hieß die rheiniſche Zunft, die andere die Rösler. — Das Gewerbe der Metzger wurde in Deutſchland im 13. Jahrhundert zünftig, durfte aber Anfangs nur außerhalb der Städte betrieben werden. Der Name Metzger kommt von dem altdeutſchen Mäzel, das ſich bis auf den heutigen Tag noch in dem Worte „Metzelſuppe" erhalten hat. Als Wappen führten die Metzger ein Beil in purpurnem Felde; Lang nennt als Patron derſelben auch den hl. Lukas und den hl. Mathias; dieſes Patronat iſt aus der bildlichen Darſtellung zu erklären; Lukas hat auf ſeinen Bildern den Stier, Mathias das Beil als Abzeichen (vergl. die betreffenden Artikel).

Der hl. Benedictus. (21. März.)

Partron ſeines Ordens.

Der hl. Benedictus von Nurſia iſt der Vater der europäiſchen Geſittung und der Stifter des Weltordens der Benedictiner. Der Heilige hatte bei der Gründung desſelben nicht von ferne gedacht an all' die ſegensreiche Wirkſamkeit und all' den Ruhm, der im Laufe der Zeit ſeinen Orden verherrlichen ſollte. Er hatte an nichts gedacht, als eine Regel zu geben und ein beſcheidenes Inſtitut zu gründen, worin der einzelne Menſch in tiefer Zurückgezogenheit ſich heiligen und ſeinem eigenen Heile leben könne.

Gott hat aber dieſen einfachen, demüthigen Gedanken ſpäter geſegnet und ihm eine Erweiterung und Fruchtbarkeit gegeben, von dem der hl. Stifter keine Ahnung hatte. Benedictus ſchrieb ſeine Regel im Jahre 529 für die Mönche des von ihm auf Monte Caſſino geſtifteten Kloſters. Er giebt in 73 Capiteln für chriſtliche Vollkommenheit und mancherlei Beſchäftigungen Vorſchriften, die von großer Kenntniß der menſchlichen Natur zeugen, und Ernſt mit Freundlichkeit, Strenge mit Milde und Nachſicht vereinen, zu fortwährender geiſtiger und leiblicher Thätigkeit verpflichten, damit die Mönche der Menſchheit Frucht und Segen bringen. Der vom hl. Benedictus geſtiftete Orden hatte früher 15107 Klöſter inne; es ſind bis 1668 24 Päpſte, 200 Cardinäle, 1600 Erzbiſchöfe, 4000 Biſchöfe, 15000 Schriftſteller, 1560 kanoniſirte und 5000 heiligmäßige Religioſen daraus hervorgegangen, und 43 kaiſerliche und 44 königliche Sproſſen in denſelben eingetreten (Acta S. ord. Bened. Paris 1668). Die Benedictiner erſcheinen als die Verkünder des Chriſtenthums in einem großen Theile des mittleren und nördlichen Europas, als Inhaber der Gelehrſamkeit und der Kunſtübung, ſowie als Abſchreiber der Werke des klaſſiſchen Alterthums und der hl. Schriften und als Beförderer des Ackerbaues und der Bodenkultur.

Der hl. Benedictus wird abgebildet in dem ſchwarzen Gewande ſeines Ordens und hält in der Hand den Abtſtab. Ueber letzteres Attribut bemerkt Kreuſer in ſeinem Bilderbuch S. 106: Abt, namentlich ein infulirter, und Biſchof ſind leicht zu verwechſeln. Die ältere Kunſt giebt folgende Unterſcheidungszeichen: Ein Abt iſt nur der Hirt des Innern ſeines Kloſters, ſein Krummſtab daher nach Innen zum Geſicht hin gedreht, der Biſchof regiert Inneres und Aeußeres, ſeines Stabes Krümmung daher nach Außen gewandt. Außerdem hat der biſchöfliche Stab kein Sudarium, wohl aber der des Abtes. Allerdings ſcheint ſich dieſer Grundſatz nicht immer zu beſtätigen; allein wie viele echte alte Gemälde ſind noch da; denn bei Standbildern iſt der Stab gewöhnlich beweglich, kann alſo kein Zeugniß ablegen. Die übrigen Attribute des hl. Benedictus ſind das aufgeſchlagene Buch, der Dornbuſch, der Rabe mit dem Brode und der Becher mit Wein,

worin sich eine Schlange ringelt; dieselben erklären sich leicht aus seiner Legende.

Wegen des letzteren Attributes wurde er, wie Cahier bezeugt, als Schutzheiliger gegen Vergiftung angerufen. Minister v. Radowitz stellt in seiner Ikonographie die Patronate gegen Krankheiten zusammen; so erklären sich z. B. das Patronat der hl. Aldegunde gegen Krebs, der hl. Apollonia gegen Zahnschmerzen, des heiligen Blasius gegen Halsschmerzen u. a. aus der Legende der betreffenden Heiligen.

Zuweilen wird der hl. Benedictus dargestellt, indem er den Zeigefinger der Rechten auf den Mund legt; das ist eine Anspielung auf das strenge Schweigen, das er seinen Jüngern anempfahl. Es giebt Medaillen, die nach dem hl. Benedictus benannt und durch ihre Inschriften merkwürdig sind; es finden sich u. a. darauf die Motto's: J. H. S. (Jesus hominum Salvator, Jesus, Heiland der Menschen), V. R. S. (Vade retro, Satana, weiche Satan!), N. S. M. V. (Nunquam suadeas mihi vana, rathe mir nie zu etwas Eitelem). Auf der Vorderseite tragen diese sogenannten Benedictus-Pfennige das Bild des Heiligen.

Der hl. Bernhard. (20. August.)

Patron der Wachszieher und Imker.

Der hl. Bernhard war ein Verbesserer der kirchlichen Zucht, ein Vorbild der reinsten Tugenden und einer der gewaltigsten Männer seiner Zeit. Weiß hat in der neuesten Auflage seines großen Geschichtswerkes in begeisterten Worten den mächtigen Einfluß geschildert, den St. Bernhard auf seine Zeitgenossen ausgeübt hat. Der Heilige wurde geboren 1091 im Schlosse Fontaine bei Dijon, das auch Bossuet zu seinen Söhnen zählt; er war der Sohn des Ritters Tesralin aus dem Geschlechte der Grafen von Champagne und der frommen, edlen Aleth, die er im 14. Jahre verlor, deren Bild aber mahnend und begeisternd ihn immer umschwebte. Eine tiefinnerliche Natur rang Bernhard mit dem Geheimnisse alles Lebens. „Wozu bist du in die Welt gekommen?“ fragte er sich und erhob sich im zwanzigsten Jahre,

nachdem er die Versuchungen einer üppigen Welt und die Lockungen einer glänzenden Phantasie glücklich überwunden und in vielen und schweren Prüfungen sich bewährt hatte, zum Entschlusse, der Welt zu entsagen und ganz dem Göttlichen zu leben; sein Herz, das nach Liebe sich sehnte, wandte sich mit wunderbarer Reinheit und Glut der ewigen Liebe zu.

Alle Vorstellungen gegen seinen Entschluß waren vergebens; denn zu ihrer Widerlegung entwickelte er eine solche Beredsamkeit, daß er Jeden zu gleichem Entschlusse fortriß; seine fünf Brüder, sein Oheim, mehr denn zwanzig Andere legten mit ihm das Gelübde ab, und der Vater folgte. Wer in seine Nähe kam, war wie umgewandelt. Er entriß eines Tages dem Scharfrichter einen zum Tode verurtheilten Verbrecher, führte ihn am Stricke in sein Kloster und machte einen der besten Brüder aus ihm. In dem wegen der Räuber gefürchteten Wermuthsthale ließ Bernhard mit seinen Gefährten sich nieder. Bald waren die öden Strecken durch den Fleiß der Mönche in einen Garten umgewandelt, und das Thal wurde wegen des Lichtes, das man hier suchte und fand, clara vallis, Lichtenthal genannt. Männer aller Stände, Ritter und Gelehrte, traten hier ein und lebten der Wissenschaft, der Arbeit und dem Gebete. „Mitten am Tage," so schildert ein Zeitgenosse das Thal, „herrscht hier das Schweigen der Nacht, unterbrochen nur vom Schlage der Axt und dem Gesange der frommen Arbeiter, dermaßen rührend für den Reisenden, daß Niemand es wagen dürfe, sich hier von leichtfertigen Dingen zu unterhalten."

Bernhard war im 25. Jahre schon Abt; als er starb, gab es 160 Klöster, die nach seiner Regel lebten, zwei in Deutschland: Rain in Steiermark und Eberbach im Rheingau, das der Heilige öfter besuchte. Die Cisterzienser, deren Vorbild und Schutzheiliger St. Bernhard ist, hatten in den folgenden Jahrhunderten viele Niederlassungen in Deutschland; der Sachsenspiegel nennt sie die grauen Mönche; sie waren Muster einer guten Landwirthschaft und förderten namentlich die Bienenzucht.

Die Gestalt des hl. Bernhard hatte etwas so Ehrfurchtgebietendes und Ergreifendes, daß das Volk, wenn es ihn nur sah,

und seine Sprache auch nicht verstand, zu Thränen gerührt wurde. Ein Zeitgenosse berichtet: So viel Anmuth war über seine Lippen ausgegossen, in seiner Sprache wogte so viel Feuer und Leben, daß keine Feder, so geschickt sie auch sein mag, alle Milde und alle Wärme seines Wortes wiederzugeben vermag. Bernhard hatte sich in der Stille des Klosters gebildet, und in den Wäldern um dasselbe nach seiner Behauptung mehr gelernt, als in allen Büchern. Seine Kenntniß der hl. Schrift war außerordentlich, seine Phantasie in immer neuen Wendungen eines Stoffes unerschöpflich; mit Gelehrten sprach er wie ein Gelehrter, mit Bauern, als hätte er unter ihnen gelebt. Der beständig schwache, blasse Mönch mit dem blonden Bart und Haar, sagt Weiß, war der Rathgeber der Fürsten und Könige, der Bischöfe und Päpste. Europa im Glauben zu einigen und gegen den Islam zu stärken, war ein Ziel seines Lebens. Seine Stimme bewog die Könige Europas, sich für Innocenz II. gegen Anaklet zu entscheiden, seine Beredsamkeit machte Italien von letzterem abwendig, in seine Hand legte der Gegenpapst Victor die Zeichen seiner Würde nieder, er versöhnte Conrad mit dem Kaiser, er bekämpfte siegreich die Irrlehren; sein Wort sandte 100000 Krieger in das Morgenland. Als Bernhard über die Alpen aus Italien heimkehrte, stiegen die Bauern und Hirten von den Felsen herab auf seinen Weg; ein Freudengeschrei erhob sich, als sie ihn sahen, und sie priesen später sich glücklich, als seine Hand sie gesegnet. Bernhard heißt mit Recht der Mann der Gottesliebe, von der er vier Stufen unterscheidet; die unterste, von der aus der Mensch aus Selbstliebe zur Gottesliebe hingetrieben werde; die zweite, auf der wir Gott nicht nur als den Helfer in der Noth lieben, sondern weil die Gemeinschaft mit ihm uns beseligt; die dritte, auf der wir Gott um seiner selbst willen lieben; die vierte, auf der die Selbstliebe ganz in der Liebe zu Gott aufgeht, und der Mensch auch sich nur liebt um Gottes willen; der Mensch könne aber hienieden nur in einzelnen Momenten auf dieser Höhe sich erhalten. Bernhard starb 1153; wegen der Vollkommenheit seines Wandels, wegen der thatenreichen Glut seines Eifers und der Reinheit seiner Lehre wurde er 1174 von der Kirche heilig gesprochen;

er ist ihr der doctor mellifluus, und ein Bienenkorb, das Sinnbild der Beredsamkeit, ist deshalb das gewöhnliche Attribut des hl. Bernhard auf Kirchenbildern. Wegen dieses Titels und dieser Darstellung hat er das genannte Patronat erlangt. Auch die durch ihre Beredsamkeit ausgezeichneten Väter der alten Kirche, der hl. Chrysostomus und der hl. Ambrosius haben den Bienenkorb auf ihren Bildern als Abzeichen; letzterer ist in Oesterreich der Patron der Wachszieher, wie Domprobst Zenotty von St. Pölten mittheilt.

Bienenkorb und Biene kommen mehrfach in der christlichen Symbolik vor. Nach der etymologischen Deutung heißt Biene die „Wohnerin", sie war schon bei den Alten ein bekanntes Sinnbild des Fleißes. Der alte Name derselben war Imme, wovon wohl das Eigenschaftswort „emsig" abgeleitet wird; der Bienenzüchter heißt noch jetzt der Imker. Im Slavischen hat die Biene den Namen Zeidel; daher heißt in Böhmen und Schlesien der Bienenwirth auch der Zeidler, und den Ort, wo sich die Bienen nähren, nennt man die Zeidelweide. Auch in den sprüchwörtlichen Redensarten wird die Biene oft genannt; so gebraucht man in Norddeutschland die Redeweise „der Bien' muß", um einen unvernünftigen Zwang zu bezeichnen. Sie wird abgeleitet von einer Anekdote, wonach ein Russe erzählte, in seinem Vaterlande seien die Bienen so groß, wie bei uns die Sperlinge; auf die Frage, wie sie denn in die kleinen Fluglöcher hineinkämen, soll er geantwortet haben: „Der Bien muß"! In den Rechtsspruchwörtern des Mittelalters heißt es: „Der Bien ist ein wilder Wurm"; es wird darin der Grundsatz ausgesprochen: der Bienenschwarm gehöre demjenigen, der ihn zuerst einfange.

Die hl. Schrift verkündet an mehreren Stellen das Lob der Biene; „die Biene ist zwar klein", heißt es bei Jesus Sirach, „aber ihre Frucht hat den Vorzug vor den Süßigkeiten". Wie die Alten die Kolonien mit den Bienenschwärmen verglichen, so ist in der christlichen Symbolik der Bienenschwarm das uralte Sinnbild einer frommen und einigen Gemeinde. Der hl. Ambrosius vergleicht die Kirche mit einem Bienenstocke und den Christen mit einer dem Stock stets treuen und fleißig darin arbeitenden Biene,

die den böſen Hang der Hoffart, Schmeichelei u. ſ. w. haſſe und, die Blumen prüfend, von Allem nur das Beſte, den Honig, behalte. Der Chriſt ſolle der Biene gleichen und ſeinem Könige Chriſtus gehorchen, wie die Biene der Königin.

Die Biene iſt zugleich ein Sinnbild der Unſchuld und Reinheit, daher in den Legenden die treue Begleiterin mancher Heiligen. Ihre Produkte Honig und Wachs wurden vielfach zu frommen Zwecken gebraucht. Das Wachs, von den Blüthen gewonnen, behielt ſeine Bedeutung hauptſächlich in den Kerzen; denn nur Wachskerzen kommen in dem liturgiſchen Gebrauche der Kirche vor.

Auch in den Volksſitten wird die Biene als die treue Dienerin der Menſchen anerkannt; in manchen Gegenden Frankreichs beſteht z. B. der Gebrauch, den Bienen den Tod ihres Herrn anzuſagen, indem man ein ſchwarzes Tuch über die Bienenſtöcke legt. Ueberaus lieblich reden manche Volksſagen über die Bienen. Im Sinne der zarteſten Unſchuld und Reinheit bilden in mehrfach ſich wiederholenden Legenden Bienen um eine von ruchloſer Hand weggeworfene hl. Hoſtie eine zierliche Monſtranz von Wachs. Zur Beſchämung und Verdammung des gottloſen Menſchen, der das hl. Sacrament des Altares mißbraucht und die Hoſtie weggeworfen hatte, dienen die frommen Thiere dem Heiligthume (Menzel, Symbolik I S. 130); auf einem Bilde in St. Antonio zu Padua iſt eine ſolche Begebenheit dargeſtellt. Nach einer Legende von der hl. Bonizella formten ihr Bienen, als ſie einſam geſtorben war, einen zierlichen Wachskelch in die reine, jungfräuliche Hand. Der fromme Einſiedler Gottfried ſah einmal unter einer Brombeerſtaude Bienen damit beſchäftigt, einen kleinen Altar von Wachs zu formen, und er erbaute daher an der ihm gezeigten Stelle ein Kirchlein. Alle dieſe Legenden, die den Bienen einen freundlichen und trauten Charakter zuſchreiben, zeichnen ſich aus durch ihre Sinnigkeit, durch die Zartheit und Schönheit des Gedankens.

Bottari beſchreibt ein altchriſtliches Grabdenkmal, an dem ein Genius angebracht iſt, der eine Biene und einen Pfau (Sinnbild der Unſterblichkeit) hält; die Biene ſoll hier den Reichthum der guten Werke anzeigen, welche dem Verſtorbenen nachfolgen. —

In Rom hat die Kirche der Sapienza die Bienengestalt zum Grundriß; sie wurde erbaut zum Andenken an den Papst Urban VIII., der aus dem Hause Barberini (Biene) war. Das Bild der Biene war auf dem Wappenschilde dieses Hauses. In der Ornamentik kommt das sogenannte Bienenzellen-Muster vor, ein aus sechseckigen Rauten bestehendes Muster; dasselbe findet sich namentlich auf Schäften romanischer Säulen des 12. Jahrhunderts.

Der hl. Blasius. (3. Februar.)

Patron der Aerzte, der Weber und der Windmüller.

Der hl. Blasius übte, bevor er Bischof wurde, die Arzneikunst und gehört deshalb zu den Patronen der Aerzte. Wegen seiner Tugenden wurde er zum Bischofe seiner Vaterstadt Sebaste erwählt und er waltete seines Amtes mit apostolischem Eifer. In der Verfolgung des Licinius starb er als Martyrer um das Jahr 316; er wurde mit eisernen Hecheln zerfleischt und dann enthauptet.

Nach der Legende brachte eine Wittwe, deren Wohlthäter er gewesen war, in seinen Kerker zwei Wachskerzen, um dessen Dunkel zu erhellen. Der hl. Bischof heilte viele Kranke, u. a. einen Knaben, der dem Ersticken nahe war, weil sich in seinem Halse eine Fischgräte festgesetzt hatte. Deshalb wird er namentlich in Halsleiden als Fürbitter angerufen, und in Deutschland findet am Blasius-Tage die übliche Segnung des Halses statt unter dem heilbringenden Zeichen des Kreuzes, indem bei dem Segen zwei geweihte Kerzen in der Form eines Andreas-Kreuzes gehalten werden. Schon ein griechischer Arzt Aetius aus dem 6. Jahrhundert erwähnt einen solchen Gebrauch; er giebt nämlich einige natürliche Mittel an, um sich in der Gefahr des Erstickungstodes zu helfen, und empfiehlt dann weiter, den schmerzhaften Theil des Halses zu berühren und vertrauensvoll zu beten: „Heiliger Blasius, Martyrer und Diener Gottes, befiehl, daß das Uebel weiche“ (A. A. s. s. Boll. 3. Februar).

Daß bei der an seinem Feste gebräuchlichen Segnung geweihte Kerzen angewendet werden, wird durch den erwähnten

Bericht der Legende erklärt, nach welchem eine mitleidige Frau in seine dunkele Kerkerzelle zwei Wachskerzen gebracht hat. In Rom wendet man an seinem Feste eine Salbung des Halses mit geweihtem Oele an.

Der hl. Blasius wird auf Kirchenbildern dargestellt als Bischof, der in der rechten Hand den Hirtenstab, in der linken zwei brennende Kerzen trägt. Zuweilen hat er zwei eiserne Kämme als Abzeichen, mit welchen er gemartert wurde, so auf Münzen der Stadt Ragusa, deren Schutzpatron er ist. In der ihm geweihten Kirche dieser Stadt befindet sich eine silberne Statue des hl. Bischofs, der mit reich verzierten Gewändern angethan ist und in der Linken das Modell der Stadt trägt. Ein Wandgemälde (aus dem 9. Jahrhundert) in der Kirche San Clemente in Rom stellt die Heilung des Knaben dar. Wandgemälde in dem ihm geweihten Dome zu Braunschweig zeigen Scenen aus seinem Leben und seinem Martyrium. Die vollständigste Darstellung seiner Legende ist nach Müller (Kunstlexikon S. 203) in Stickerei auf einem Pluviale des 13. Jahrhunderts ausgeführt, welches zu St. Paul im Lavantthale (Kärnthen) aufbewahrt wird. Es sind 13 Medaillons, welche sein Leben von seiner Ernennung zum Bischofe bis zu seinem Tode darstellen.

Die Reliquien des hl. Blasius und mit ihnen seine Verehrung kamen durch die Kreuzzüge nach dem Abendlande, und seitdem gehört er neben dem hl. Nicolaus und Georg zu den in Deutschland am meisten gefeierten Heiligen der morgenländischen Kirche. Reliquien von ihm sind u. a. zu Maratea in Italien, wo aus denselben eine Flüssigkeit quillt, die zu frommem Gebrauche an die Gläubigen vertheilt wird; andere Reliquien sind zu Tarent, zu Ragusa, zu St. Blasien im Schwarzwalde, zu Lübeck und Minden, zu Mainz in der Liebfrauenkirche, welche aus der ehemaligen Blasius-Kapelle daselbst stammen. Viele Ortschaften tragen seinen Namen, der dann nach der Sprache jenes Landes, in welchem sie liegen, verschieden geformt ist, z. B. St. Blaise, St. Blas, St. Blasen, Sanbiase u. a.

Der hl. Blasius ist als Patron in Leiden des Halses, sowie in Seelenleiden wegen verschwiegener Sünden einer der vierzehn

Nothhelfer. Wegen seiner bildlichen Darstellung, besonders wegen des Abzeichens der eisernen Hecheln haben im Mittelalter die Wollweber ihn als Patron erwählt. Sein Name gab Anlaß, daß er als Patron der Windmüller genannt wird.

Auch in den sprüchwörtlichen Wetterregeln und Bauernsprüchen wird der Blasius-Tag mehrfach erwähnt; es heißt darin von diesem Tage, daß er die Macht des Winters breche. So sagen die Russen: „St. Blasius stößt dem Winter die Hörner ab". In Toscana rechnet man spätestens den 3. Februar als das Ende der großen Kälte, indem es mit Beziehung auf die Bilder der betreffenden Heiligen heißt: „Der Bärtige (St. Antonius), der mit Pfeilen Durchbohrte (St. Sebastian) und der Gekämmte (St. Blasius), und die Kälte ist vorüber". In dem Spruche: „Am St. Blasius-Tage wird die Erde bequem" (zur Bebauung) wird gleichfalls der 3. Februar als der Beginn des Thauwetters angezeigt. Die Franzosen aber bezeichnen nach v. Reinsberg das Fest des hl. Blasius als den Tag, an welchem die Kälte aufhört oder sich erneuert, um dann noch lange zu währen:

A la fête de saint Blaise
Le froid de l'hiver s'apaise;
S'il redouble et s'il reprend
Bien longtemps après il se sent.

Der hl. Bonaventura. (14. Juli.)

Patron der Theologen und der Arbeiter.

Der hl. Bonaventura, Kirchenlehrer, mit dem hl. Thomas von Aquin die Zierde seines Jahrhunderts, der Anordner des Officiums für das hl. Frohnleichnamsfest, wird wegen seiner außerordentlichen Frömmigkeit, seiner glühenden Gottesliebe und seiner großen Kenntnisse in den kirchlichen Wissenschaften gewöhnlich der seraphische Lehrer (doctor Seraphicus) genannt. Er wurde im Jahre 1221 geboren und erhielt in der Taufe den Namen Johannes; später wurde er aber wegen der folgenden Begebenheit Bonaventura genannt. In seinem vierten Lebensjahre befiel ihn eine so schwere Krankheit, daß die Aerzte an seinem Aufkommen

verzweifelten. Seine Mutter flehte inbrünstig zu Gott um seine Genesung, warf sich dann zu den Füßen des hl. Franziscus von Assisi nieder und beschwor denselben, er möchte der Fürsprecher bei Gott sein für das Kind, das ihrem Herzen so lieb sei. Der Heilige, von Mitleid gerührt, erhob sein Gebet zum Himmel, und das Kind wurde vollkommen gesund, so daß es bis zu seinem Lebensende keiner Krankheit mehr unterworfen war. Als der hl. Ordensstifter nachher, da er schon dem Ziele seiner irdischen Laufbahn nahe war, ihn sah, sagte er ihm alle Gnaden voraus, welche die göttliche Barmherzigkeit ihm schenken würde und rief dann plötzlich in freudiger Ahnung aus: „O bona ventura", welche Worte so viel bedeuten, als „o des glücklichen Ereignisses!" Daher kommt der Name Bonaventura, welchen man ihm beilegte.

Aus Dankbarkeit weihte ihn seine Mutter durch ein Gelübde dem Herrn, und ließ es sich angelegen sein, ihm von früher Jugend an die Gesinnungen der Frömmigkeit und der Tugend einzuflößen; so gewöhnte sie ihn frühzeitig an die Entsagung, die Demuth und den Gehorsam. Als er das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatte, trat er in die Genossenschaft des hl. Franciscus ein. Er selbst berichtet uns in der Vorrede zu dem Leben dieses Heiligen, er habe in diesem Orden seine Gelübde abgelegt aus Dankbarkeit dafür, daß ihm der hl. Franziscus durch die Kraft seiner Gebete das Leben erhalten habe, und in dem festen Entschlusse, Gott mit allem ihm möglichen Eifer zu dienen. Kurze Zeit darauf schickte man ihn nach Paris, damit er dort unter dem berühmten Alexander von Hales seine wissenschaftliche Vorbildung vollende.

Bonaventura war eine engelreine Seele, ein würdiger Sohn des hl. Franciscus, ein ausgezeichneter Lehrer und Schriftsteller, ebenso groß in der Scholastik als in der von ihm vorzüglich gepflegten Mystik. Das Ziel der Scholastik war, die als unbedingt wahr vorausgesetzte kirchliche Lehre auch durch die Macht des Gedankens als nothwendig zu erweisen; klare Festsetzung und scharfe Sonderung der Begriffe waren hierzu nothwendige Erfordernisse. Neben derselben entwickelte sich die Mystik als diejenige Geistesrichtung, welche nicht so sehr in der Schärfe des Gedankens

als durch das reine Gemüth die Heilslehre erfaßte, sie durch treffende Bilder versinnlichte und in der mannigfaltigsten Weise auf das Leben bezog. Von dem Jahrhundert, dessen Zierde der hl. Bonaventura nebst so vielen anderen großen Männern geworden ist, sagt der unvergeßliche Möhler schön und treffend: „Die zartesten und edelsten Gefühle und Empfindungen waren in der Menschenbrust erwacht, fanden den schönsten Ausdruck und erfreuten die Hütten, Burgen und Paläste; die großen Thaten der Gegenwart und Vergangenheit, sowohl einzelne als große in sich zusammenhängende Massen wurden sinn- und kunstreich besungen, das Leben und seine mannigfachen Erscheinungen in den gelungensten Nachbildungen geschildert, höhere Glaubenswahrheiten glücklich von dichterischen Geistern behandelt, und Hymnen und religiöse Gesänge überhaupt hervorgebracht, mit welchen sowohl der Form als dem Inhalte nach nicht gar viele aus unserer Zeit verglichen werden können. Unter letzteren brauchen wir nur zu nennen das herzerschütternde dies irae, das sehnsuchtsvolle veni, creator Spiritus, das schmerzensreiche stabat mater, das feierliche lauda Sion und das demuthvolle adoro Te. Hiermit in Verbindung stehen die Schöpfungen der kirchlichen Baukunst, zu denen wir nicht hinaufblicken können ohne staunendes, ehrfurchtsvolles Bewundern, und deren Hervorbringung einen ebenso tief erregten und groß gewachsenen Geist erkennen läßt als einen sehr gebildeten Kunstsinn."

Ueber die Schriften des hl. Bonaventura hat der berühmte Kanzelredner Gerson folgendes Urtheil gefällt: „Unter den katholischen Lehrern scheint mir Bonaventura besonders gut geeignet, den Verstand zu erleuchten und das Herz zu erwärmen. Vornehmlich sein Itinerarium und sein Breviloquium sind mit solcher Geistesstärke, Kraft und Bündigkeit geschrieben, daß ihnen in diesem Fache nichts an die Seite gestellt werden kann." Dem heiligen Bonaventura scheint schon das dem Thomas von Kempen zugeschriebene bekannte herrliche Buch von der Nachfolge Christi bekannt gewesen zu sein. In diesem goldenen Büchlein und in den nach dem Muster desselben gearbeiteten Schriften Bonaventuras ist der vertraute Verkehr mit Gott dem Schöpfer und Erlöser, Einsamkeit, Erwägung der hl. Schrift, Erkenntniß der

Nichtigkeit alles Irdischen, völlige Hingabe an Gottes Willen, aufrichtige Demuth und der Vorgeschmack der himmlischen Seligkeit in dem wunderbaren Geheimnisse des Altars geschildert, empfohlen und gepriesen, Alles mit tiefempfundener Wahrheit, edler Einfachheit und Herzlichkeit, die diesen vier Büchern die nächste Stelle nach der hl. Schrift bei den Gläubigen sicherten und Tausende den inneren Frieden finden oder wiederfinden ließen. Der hl. Bonaventura lernte nach seinem eigenen Geständnisse nur die Wissenschaft des Kreuzes Christi und war von solcher Demuth, daß er sich oft für unwürdig hielt, zur hl. Communion hinzuzutreten. Um seine Furcht zu beseitigen, wirkte Gott, wie die Legende erzählt, ein Wunder. Während nämlich der Heilige beim Meßopfer in Betrachtung des Leidens Christi versenkt war, reichte ihm ein Engel die Communion. Später wurde er gegen seinen Willen General des Ordens, lehnte das Erzbisthum von York ab, mußte aber in Gehorsam das Bisthum Albano und die Cardinalswürde annehmen und starb 1274 auf der Kirchenversammlung zu Lyon. Abgebildet wird er in Franziscanertracht mit den bischöflichen Insignien, dem Cardinalshute, dem Buche des Kirchenlehrers und dem Engel, der die hl. Hostie reicht. Auf manchen Bildern hängt der Cardinalshut neben ihm an einem Baumzweige. Diese Darstellung ist durch folgenden Bericht der Legende veranlaßt: Als die Abgesandten dem Heiligen die Insignien der neuen Würde überbrachten, war derselbe gerade mit einer Handarbeit beschäftigt. Er bat die Abgesandten, den Cardinalshut unterdeß an einen Baum neben ihn zu hängen, bis er die Arbeit vollendet habe. Der hl. Bonaventura wird verehrt als Patron der Stadt Lyon, woselbst er während des Concils starb. Dem für die Union der Griechen und Lateiner so thätigen, allgemein beliebten hl. Kirchenfürsten wurde daselbst eine glänzende Leichenfeier gehalten. — Nach Cahier ist an manchen Orten Frankreichs der hl. Bonaventura Patron der Arbeiter.

Der hl. Camillus von Lellis (18. Juli) und der hl. Johannes von Gott. (8. März.)

Patrone der Spitäler und der Kranken.

Dieſes Patronat hat eine offizielle Anerkennung gefunden; in einem Breve Leo's XIII. vom 22. Juni 1886 heißt es: „Wir ernennen den hl. Camillus von Lellis und den hl. Johannes von Gott zu Patronen aller Spitäler und Kranken, wo immer ſie ſich finden mögen. Ebenſo iſt es unſer Wille, daß ihre Namen in die Litanei für Sterbende nach dem Namen des hl. Franziscus eingefügt und angerufen werden ſollen." Die Tugenden dieſer beiden Heiligen, welche das erwähnte Patronat verdienten, werden a. a. O. mit folgenden Worten geprieſen: „Der allbarmherzige Gott erweckte auf Antrieb des hl. Geiſtes in ſeiner Kirche außergewöhnliche Männer, welche, von chriſtlicher Liebe entflammt, mit Hintanſetzung alles Irdiſchen, ohne Furcht vor Gefahren und ſelbſt vor dem Tode, nach einem Berufe verlangten, der es ihnen ermöglichte, den Menſchen in ihren Nöthen und Drangſalen zu Hülfe zu kommen. In der Schaar dieſer ausgezeichneten Männer ragen beſonders hervor die Bekenner Chriſti, der hl. Camillus von Lellis und der hl. Johannes von Gott, welche, von gleicher Liebe beſeelt, keine Sorge und Arbeit ſcheuten, ja ſelbſt ihr Leben wagten, um für das Wohl der Kranken in Bezug auf Leib und Seele thätig ſein zu können. Der Eine von ihnen ſteht den Kranken durch leibliche Pflege bei und ſtärkt ſie im Todeskampfe mit den Gnadenmitteln der Kirche, während der Andere den Kranken Unterkommen und Heilmittel verſchafft und gleichzeitig für ihr ewiges Seelenheil beſorgt iſt. Jeder von ihnen hat mit einer Anzahl von Genoſſen auf Grund beſtimmter Regeln, die vom apoſtoliſchen Stuhle im Laufe der Zeit approbirt wurden, einen religiöſen Orden als Pflanzſtätte ſeiner Liebe gegründet. Dieſe beiden Orden ſtehen noch in unſerer Zeit in voller Kraft und Blüthe da. Durch Nachahmung der leuchtenden und herrlichen Beiſpiele, welche die Stifter gaben, hat jeder dieſer Orden zu allen Zeiten, namentlich aber bei an-

ſteckenden Krankheiten und während der Peſt, der zahlreiche Mitglieder zum Opfer fielen, glänzende Beweiſe der chriſtlichen Nächſtenliebe gegeben."

Der hl. Camillus, der Stifter des Ordens der regulirten Kleriker für den Dienſt der Kranken, wurde im Jahre 1550 in einer kleinen Stadt des Bisthums Theate, Süditalien, geboren. Anfangs widmete er ſich dem Soldatenſtande, entſagte aber nach einem unſtäten Leben der Welt und entſchloß ſich am Feſte Mariä Lichtmeß des Jahres 1585, in den Kapuziner-Orden einzutreten. Da eine Krankheit ihm dieſes unmöglich machte, bediente er vier Jahre lang die Kranken in einem Spitale zu Rom und ſtiftete dann, nachdem er Prieſter geworden war, im Jahre 1585 eine Congregation; die Mitglieder derſelben legten außer den 3 gewöhnlichen noch ein viertes Gelübde ab, daß ſie den Kranken dienen und ſelbſt die Peſtkranken verpflegen wollten. Sixtus V. beſtätigte die Congregation und Gregor XIV. erhob dieſelbe zu einem Mönchsorden. Camillus diente aufopferungsvoll und demüthig den Kranken; Gott ſchenkte ihm außerordentliche Gnaden und ſegnete ſeine Stiftung, die ſich noch zu ſeinen Lebzeiten bis nach Ungarn verbreitete. Am 14. Juli 1614 ſtarb der Heilige unter den Worten des Prieſters: „mitis atque festivus Christi Jesu tibi aspectus appareat."

Der hl. Johannes von Gott iſt der Stifter des Ordens der barmherzigen Brüder. Er wurde geboren am 8. März 1495 in der portugieſiſchen Diöceſe Evora als der einzige Sohn eines frommen Handwerkers. Im 9. Jahre ſeinen Eltern entführt und in Caſtilien hülflos verlaſſen, wurde er zuerſt Schäfer, dann Soldat unter Karl V. Gott führte ihn, als er durch Buße geläutert war, zu dem ſchönen Berufe, Barmherzigkeit zu üben an ſeinen Mitmenſchen und ſich ſelbſt dem Dienſte der Kranken zu weihen. Sein Unternehmen wuchs wunderbar und fand Nachahmung und Unterſtützung. Einſt entſtand eine Feuersbrunſt in ſeinem Spitale; er trug die Kranken aus dem brennenden Hauſe, ohne von den Flammen verletzt zu werden. Als er ſein nahes Ende fühlte, kniete er nieder vor einem Crucifix und entſchlief mit den Worten: „Jeſus, in deine Hände empfehle ich meine Seele."

Er starb im 55. Lebensjahre, nachdem er 12 Jahre als ein Held der christlichen Liebe im Hospitale für die Kranken gearbeitet hatte. Der entseelte Leib des Heiligen blieb aufrecht in der Stellung eines Menschen, welcher knieend betet. Abgebildet wird der Heilige in der Ordenstracht der Franziscaner mit einer Dornenkrone auf dem Haupte, bisweilen auch mit einer Tragbahre und zwei Speisekörben, da er für die Armen Almosen sammelte. Papst Sixtus V. hat am 1. October 1586 alle damaligen und zukünftigen Hospitäler des hl. Johannes zu einer Genossenschaft vereinigt und ihr den Namen der „Congregation der Brüder des hl. Johannes von Gott" verliehen. Die barmherzigen Brüder haben auch in Deutschland, namentlich in Bayern, mehrere Häuser; in Italien heißen sie im Volke Fate ben, fratelli, oder kürzer Ben fratelli. — Die Hospitäler werden auch Lazarethe genannt nach dem hl. Lazarus (Lucas 16,20), der als der Schutzheilige der Aussätzigen verehrt wurde. Im Mittelalter war ein Haus für Aussätzige in Jerusalem dem hl. Lazarus geweiht; später wurde der Name Lazareth für alle Hospitäler gebraucht. Eines der ersten Hospitäler für die nach dem Oriente Reisenden wurde auf einer Insel bei Venedig errichtet und dem hl. Lazarus geweiht. Die Insel hat davon den Namen San Lazaro empfangen. Jetzt ist dieselbe im Besitze der Armenier, die dort ein berühmtes Kloster mit einer thätigen, orientalischen Buchdruckerei besitzen; das Kloster ist jetzt eine Pflegestätte der Wissenschaften, indem die Mönche durch Uebersetzungen guter Bücher ihrer Heimath großen Nutzen bringen und die wissenschaftlichen Fortschritte des Abendlandes im Oriente verbreiten. Weil das Kloster unter türkischem Schutze steht, so hat die italienische Regierung das Besitzthum der Mönche nicht nehmen können. San Lazaro wird jetzt viel von Fremden besucht, um die schöne Bibliothek und die reichen Sammlungen daselbst zu besichtigen.

Erwähnen wir noch, daß nach Cahier der hl. Johannes von Gott auch von den Bilderhändlern als Patron verehrt wird, weil dieser Heilige vor der Errichtung seines Ordens einen Handel mit religiösen Bildern trieb.

Die hl. Cäcilia. (22. November.)

Patronin der Sänger und Muſiker.

Als Patrone der Sänger und Muſiker galten im Mittelalter die hl. Päpſte Gregor und Leo wegen ihrer Verdienſte um die Hebung der kirchlichen Muſik; in Ober-Italien war auch der hl. Johannes der Täufer als der Patron der Sänger und Muſiker bekannt (vergl. den Artikel „Johannes der Täufer“). Dasſelbe Patronat wurde dann in neuerer Zeit, wohl erſt ſeit dem 15. Jahrhundert, der hl. Cäcilia zugetheilt, die noch im Sterben ihr Preislied zu Gott erhob und deshalb ſchon früh die Harfe, das Sinnbild des Lobes Gottes, als Attribut erhalten hat. Seit Rafael wird ſie gewöhnlich mit der Orgel, als dem ſpecifiſch chriſtlichen Inſtrumente, dargeſtellt. Die Vereine, welche ſich die Pflege der kirchlichen Muſik angelegen ſein laſſen, haben ſie zur Schutzheiligen erwählt und werden nach ihrem Namen „Cäcilien-Vereine“ genannt. Selbſt in proteſtantiſchen Ländern haben die Muſik-Vereine das Bild der hl. Cäcilia auf ihre Fahnen gemalt, und das große Cäcilienfeſt in London hat vielfach zu bedeutenden muſikaliſchen Aufführungen und Schöpfungen den Anlaß gegeben, namentlich auch zahlreiche Lieder zu Ehren der Heiligen veranlaßt.

Es iſt eine einfache und doch ſo rührende Legende, die Legende von der hl. Cäcilia. Sie ſtammte aus einer vornehmen Familie des heidniſchen Rom, war heimlich Chriſtin geworden, und ihre jungfräulich reine Seele ſtand in ſo wunderbarem Verkehre mit dem Himmel, daß ſie das Lob der himmliſchen Geiſter vernahm und eines vertrauten Verkehrs mit ihrem Schutzengel gewürdigt wurde.

Doch weder ihre engelgleiche Reinheit und Unſchuld noch die großen Verdienſte ihrer Vorfahren ſchützten ſie davor, daß ſie von dem heidniſchen Richter als Chriſtin zum Tode verurtheilt wurde. Eins freilich wagte derſelbe nicht zu thun, nämlich ſie öffentlich hinrichten zu laſſen. Das Volk hätte vielleicht doch gemurrt oder ſich erhoben, wenn die Tochter einer ſo edlen und ruhmreichen Familie wie eine Verbrecherin öffentlich wäre hingerichtet worden.

Darum sollte Cäcilia im Geheimen den Tod erleiden und zwar in ihrem eigenen Hause; dort wurden in dem Badezimmer die unterirdischen Oefen so stark geheizt, daß ihnen eine Gluthitze entströmte, die Alles versengen mußte, was in ihre Nähe kam. Cäcilia wurde in das Gemach geführt; sie betrat dasselbe mit freudestrahlendem Antlitz, gekleidet in weiße Seide, geschmückt wie eine Braut. Einen ganzen Tag und eine ganze Nacht wurden die Oefen geheizt; dann öffnete man das Zimmer, um die Todte fortzutragen, allein Cäcilia stand unversehrt da: Gott hatte sie geschützt, wie einst die Genossen des Daniel im Feuerofen zu Babylon. Als das der Richter hörte, schickte er einen Henker hin, der sollte sie enthaupten. Dreimal schlug dieser tiefe Wunden in den Hals, das Haupt vermochte er nicht abzuschlagen. Es mochte ihm wohl die Hand gezittert haben, dem harten Mann, als er das Bild der Heiligkeit und Unschuld sah. So ließ er die hl. Martyrerin in ihrem Blute liegen, denn mehr als drei Schwertschläge waren ihm nach römischem Gesetze nicht gestattet. Das in die Wohnung dringende Volk fand die Heilige auf den Boden hingestreckt. Sie lebte noch und lobte Gott und sprach noch Worte des Trostes und der Ermuthigung, dann starb sie nach dreitägiger Pein, heilig und gottergeben, das Antlitz demüthig zur Erde geneigt. Ihr Leib wurde in einen Cypressensarg gelegt und hinausgetragen vor die Stadt in die stille Katakombe, die ihren Namen trägt.

Tausende von Pilgern haben dort alljährlich betend an ihrem Grabe gekniet, und viele Thränen hat sie getrocknet und manchem Bedrängten Hülfe gebracht, die liebe heilige Cäcilia. Ihr Name wurde in den Kanon der hl. Messe aufgenommen, und sie galt schon in alter Zeit als die vielverehrte Schutzheilige der römischen Frauen. Ihre Wohnung wurde, als Rom christlich geworden war, in eine prächtige Kirche umgebaut; in diese Kirche „Santa Cecilia" übertrug Papst Paschalis 821 den Sarg, der den Leib der Heiligen barg. Als man im Jahre 1599 den Sargdeckel hob, fand man die hl. Martyrerin noch unverwest, in gold-durchwirkte Seide gehüllt. Auf der rechten Seite liegend, mit einer Schnittwunde am Halse, die Arme und die drei vorderen

Finger an jeder Hand ausgestreckt, sah sie einer ruhig Schlafenden gleich, ein wunderbares Bild der Anmuth und Unschuld und Gottergebenheit. Als am Feste der hl. Cäcilia das Grab wieder geschlossen wurde, feierte der Papst selbst das Hochamt. Damals meißelte auch Maderna, ein römischer Bildhauer, ein Marmorbild, genau so, wie er den heiligen Leib gesehen hatte. Es ist die Statue unter dem Hochaltare der Cäcilien-Kirche, wo die Heilige noch heute ruht. Kleine Abbildungen dieser Statue nehmen die Rompilger gern mit in ihre Heimath als Andenken an ihre Wallfahrt zu der ewigen Stadt. Wie die mitgetheilte Legende berichtet, erhob Cäcilia noch im Sterben ihr Loblied zu Gott, und so war, wie ihr Leben, auch ihr Ende eine Verwirklichung des letzten Psalmes: „Singet dem Herrn ein neues Lied und lobet ihn in Cither und Psalter". Sie wurde daher schon früh mit einem musikalischen Instrumente, dem Sinnbilde des Lobes Gottes, abgebildet.

Als Patronin der Musik ist sie oft auf Kirchenbildern dargestellt worden. Lucas von Leyden gab ihr außer der Orgel zum Attribute noch die Palme des Martyriums und das Lamm der Unschuld. Ludwig Scherer malte 1823 ein Bild der heiligen Cäcilia, dessen reiche Symbolik Friedrich Schlegel (VI, 239) beschreibt. Eigenthümlich ist an diesem Bilde, daß der Künstler den Widerschein eines Regenbogens auf die Orgel, welche die Heilige als Abzeichen hat, so fallen läßt, daß die sieben Töne der Musik durch die sieben Strahlen des Farbenspectrums versinnbildet werden. In der Rochus-Kirche zu Venedig ist die Statue der hl. Cäcilia neben der des Königs David an der Orgel angebracht. Ueber das genannte Patronat der Heiligen sagt der Protestant Menzel in seiner Symbolik S. 164: „Fast alle Musik-Vereine, auch protestantische, haben die Heilige zu ihrer Schutzpatronin erwählt und ihr Bild in ihre Fahnen gemalt. Die an ihrem Tage zu London gefeierten Musik-Feste haben zahllose Lieder zu ihrem Lobe veranlaßt." Auf dem berühmten Bilde Rafaels zu Bologna trägt die Heilige eine kleine, ihr entsinkende Orgel in der Hand und horcht, der eigenen Musik vergessend, nach oben auf den Gesang der Engel, in Begeisterung verloren. Neben ihr

stehen der hl. Apostel Paulus, in gewaltiger Kraft, mit dem Schwerte, die Macht der Töne bezeichnend, und die hl. Magdalena, in strahlender Schönheit und seligem Frieden, andeutend den Zauber der Harmonie und die Läuterung der Seele durch den heiligen Gesang. „Das Bild," so schreibt Menzel a. a. O., „ist so voll Schönheit, daß man sagt, als es Francesco Francia, der damals auch seine Cäcilia in Bologna malte, von Rafael zugesendet erhielt, er seinen Pinsel weggeworfen habe und in Schwermuth gestorben sei."

Die hl. Christina. (24. Juli.)

Patronin der Müller.

Die Legende der hl. Christina hat viel Aehnlichkeit mit derjenigen der hl. Barbara; doch sind die Nachrichten über ihr Leben wenig verbürgt. Die hl. Jungfrau Christina war angeblich die Tochter Urban's, des Stadtpräfecten von Tyro, einer Stadt in Toscana. Sie war oft Augenzeugin der Marter der Christen und bemerkte mit Bewunderung, wie dieselben so geduldig und so standhaft für ihren Heiland die größten Qualen litten und der Grausamkeit und Wuth ihrer Peiniger eine himmlische Sanftmuth entgegensetzten, ja sogar heiteren Angesichtes dem Tode entgegengingen. Dieses Beispiel machte großen Eindruck auf ihr unverdorbenes Herz; sie suchte und fand die Wahrheit, zertrümmerte, Christin geworden, die Götzenbilder im Hause ihres Vaters und erlitt dann geduldig Marter und Tod für den christlichen Glauben im Jahre 300. Ihr heiliger Leichnam wurde nach Palermo übertragen, wo sie als Schutzpatronin verehrt wurde. Dargestellt wird die Heilige mit dem Messer, der Schlange, der Zange und dem Mühlstein, welche Attribute auf die ihrem Tode vorausgehende Marter sich beziehen. Namentlich von den Malern der venetianischen Kunstschule ist ihr Bild oft gemalt worden. Vincenzo Catena stellte dar, wie die Heilige auf dem See von Bolseno knieet und Engel den an ihrem Halse mit einem Strick befestigten Mühlstein halten, während oben in den Wolken der Erlöser mit der Siegesfahne von einem Engel ein weißes Gewand empfängt, um die Heilige damit zu kleiden.

Bei den Bollandisten findet sich ein Bild der hl. Christina, welches auch durch seine Symbolik interessant ist. Sie ist auf demselben dargestellt in weißem Unter- und rothem Oberkleid (Sinnbild ihrer Unschuld und ihres Martertodes), in grünem Mantel (Sinnbild der Hoffnung des Heils), und hat in der Hand ein Buch, das Symbol ihrer christlichen Weisheit. Wegen der Todesgefahr, die sie im Wasser bestand, und mehr noch wegen des Attributes des Mühlsteines auf ihren Bildern wurde sie von den Müllern als Patronin erwählt; letztere führten im Wappen ein silbernes Mühlrad in blauem Felde. Als Patrone der Müller gelten ferner der hl. Blasius nnd die hl. Catharina (siehe die betreffenden Artikel). In Flandern verehren die Müller den Landesheiligen Arnold, ebenso die Bierbrauer, weshalb St. Arnold daselbst auch eine Brauergabel auf seinen Bildern als Abzeichen hat. Aus dem Lande, in welchem das Brauergewerbe früh sich entwickelte, kam dieses Patronat dann auch nach anderen Ländern. Der heilige Arnold gilt auch als der Wiederbringer verlorener Sachen und als der Schutzpatron gegen Verlust, weil nach der Legende ihm ein Fisch seinen in einen Fluß gefallenen Ring wiederbrachte.

Der hl. Christophorus. (25. Juli.)

Patron gegen einen unbußfertigen Tod.

Christophorus, im Volke gewöhnlich „der große Christoph" genannt, gehört dem Kreise der 14 Nothhelfer an; nach der Legende predigte er in Lycien eifrig und erfolgreich den christlichen Glauben und wurde unter Kaiser Decius enthauptet (Martyrol. Rom.). Seine Verehrung findet sich frühzeitig im Morgen- und Abendlande (Weber, die 14 Nothhelfer S. 29). Schon unter Justinian wird ein Bild des Heiligen im Kloster auf dem Berge Sinai erwähnt; Papst Gregor der Große kennt ein ihm geweihtes Kloster in Sicilien. Im 14. Jahrhundert entstanden Bruderschaften unter seinem Namen; die bekannteste ist jene, welche 1386 von Heinrich von Kempen errichtet wurde und in Tyrol und Vorarlberg verbreitet war. Ihre Mitglieder hatten sich die Aufgabe gestellt, die Reisenden bei dem im Winter so gefährlichen

Uebergange über den Arlberg zu schützen, und hatten zu diesem Zwecke dort das Hospiz St. Christoph gebaut. Im Jahre 1517 wurden in Oesterreich und 1590 in Sachsen adelige Genossenschaften unter dem Namen des hl. Christoph gebildet, deren Zweck war, dem wüsten Trinken und Fluchen durch Strafgelder ein Ende zu machen.

Um den Namen des Heiligen, welcher „Christusträger" bedeutet, schlingt sich ein Kranz sinniger Legenden: Christophorus, so wird darin erzählt, war ein heidnischer Riese, der durch die Welt zog, Einen zu suchen, der stärker sei als er. Zuerst tritt er in den Dienst eines Königs, dieser aber fürchtet sich vor dem Teufel, dem sich jetzt Christophorus als Diener anbietet. Der Teufel aber will vor einem Crucifix nicht vorüberziehen, und Christophorus, damals noch Adokimos genannt, sucht jetzt Christus. Belehrt über den Heiland von einem Einsiedler, der an einem Flusse wohnte, übernimmt er die Pflicht, jeden Fremden über den Fluß zu tragen. In einer Nacht meldet sich ein kleines Kind, um über den Fluß getragen zu werden. Der Riese hebt das Kind auf seine Schulter und geht in den Fluß; aber bei jedem weiteren Schritte wird das Kind immer schwerer, so daß Christoph zusammenzusinken fürchtet und, auf seinen Baum gestützt, das Ufer zu gewinnen trachtet. „Mir ist, als läge die Welt auf mir," klagte Christoph. „Mehr als die Welt," sprach das Kind, „denn du trägst den, der Himmel und Erde geschaffen hat." Es war das Christkind, welches den von der Schwere niedergedrückten Kopf des Riesen im Wasser taufte. (Acta Sanct. zum 25. Juli.)

Diese schöne Legende ist von der christlichen Kunst häufig dargestellt: der Riese in der Hand einen Baum als Stock mit drei grünen Blättern (denn in die Erde gesteckt, grünte der Baum sogleich), auf der Schulter das Christuskind, das den Reichsapfel oder die Weltkugel in der Hand hält. In alter Zeit malte man sein Bild gern auf die Bürgerhäuser; es sollte, wie der Name des Heiligen, die Christen ermahnen, freudig das Joch Christi zu tragen. Im Mittelalter stellte man gern riesengroße St. Christoph-Bilder oder Statuen an den Eingängen der Kirchen auf z. B. in Münster, Bamberg, Straßburg, Köln. Am Straßburger Münster

ſtand eine ſolche, 36 Schuh hoch; die im Kölner Dom befindliche iſt eines der beſten Bildwerke aus der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts. An dem Tage, an welchem man den hl. Chriſtoph ſehe, ſterbe man nicht unbußfertig, ſagte früher das Volk, das den Heiligen als Schutzpatron gegen einen unbußfertigen Tod verehrte. Daher auch der Spruch, der wohl als Inſchrift an den Statuen des Heiligen vorkommt:

Christophori faciem quacunque in luce tueris
Isto namque die non morte mala morieris.

Daran erinnert auch die Strophe in Dangkrotzheim's Namensbuch:

„Desſelben Tages (25. Juli) ſoltu han
Chriſtoferum den großen Mann,
Der Chriſtum uff ſinne achſeln treit;
Wer den anſieht, dem geſchiht kein Leit
Des Tages, ſo er ſin antlit ſeit."

Der Sinn dieſer Volksmeinung iſt leicht zu deuten: Der Beſuch der Kirche am Morgen heiligt den Tag und das Tagewerk; wer damit ſtets den Tag beginnt, hat die Hoffnung, daß er in der Gnade Gottes ſterbe. Menzel (Symbolik S. 175) ſchreibt über die Allegorie der erzählten Legende: „Im großen Chriſtoph iſt das Volk ſelbſt perſonificirt, die rohe, aber gutartige Maſſe, die für Bekehrung empfänglich iſt, und der dann auch eine große Gewalt innewohnt zum Schutz der einmal von ihr anerkannten Kirche." Man findet die Statue des hl. Chriſtoph auch unter Kanzeln und Sacramentshäuschen als ſtarken Träger, jedoch nicht wie die Karyatiden gedrückt, ſondern frei hervortretend.

Nach dem Namen des hl. Chriſtoph ſind, wie Weber ſchreibt, allein in Frankreich 36 Ortſchaften benannt. Er iſt ferner Patron von Braunſchweig, Hildesheim, Würzburg, Baden, Württemberg, und neben dem hl. Petrus und Nicolaus einer der Patrone der Schiffer.

Der Baum, den der hl. Chriſtoph als Attribut trägt, hat gewöhnlich drei Aeſte; die Dreizahl wurde gewählt, weil drei eine heilige Zahl iſt. Auch im altdeutſchen Rechte haben wir verwandte Beziehungen. So ſchreibt dasſelbe mehrfach bei Uebertragung von Wald- und Gartengrundſtücken als Wahrzeichen die

Ueberreichung eines dreiäſtigen Zweiges vor. Der Baum kommt auch ſonſt noch häufig in der chriſtlichen Kunſt als Symbol vor. So ſtellten die Alten ein Geſchlechtsregiſter unter dem Bilde eines Baumes vor und ſie ſchrieben an die Aeſte die einzelnen Namen; wir haben von der Sitte noch das Wort Stammbaum.

Die hl. Martyrer Cosmas und Damian. (27. Septbr.)

Patrone der Wundärzte, Apotheker und Bader.

Die beiden Heiligen, Cosmas und Damian, deren Namen in der Allerheiligen-Litanei und im Kanon der hl. Meſſe vorkommen, waren Brüder, von Geburt Araber, und in allen Wiſſenſchaften, vorzüglich in der Heilkunde, geübt. Sie benutzten ihre Kunſt, um Kranke unentgeltlich zu heilen, weshalb ſie auch bei den Griechen Anagyroi heißen. Dagegen ſuchten ſie anderen Ehrenſold, nämlich mit den leiblichen auch die Krankheiten der Seele zu heilen und das Chriſtenthum zu verbreiten. In der ſchrecklichen Chriſtenverfolgung unter Diocletian fielen ſie als die erſten Opfer. Lyſias, der Statthalter von Cilicien, ließ ſie in's Gefängniß werfen; auf die Frage, wer ſie ſeien, gaben ſie zur Antwort: „Wir entſtammen einem edlen Geſchlechte Arabiens und ſind Aerzte, heilen aber die Kranken weniger durch unſere Wiſſenſchaft, als im Namen und durch die Kraft Jeſu Chriſti.“ Muthig bekannten ſie den chriſtlichen Glauben; ihr Martertod fällt in das Jahr 303. Schon Kaiſer Juſtinian ließ aus Dankbarkeit, weil er auf ihre Fürbitte von einer ſchweren Krankheit geheilt war, ihnen zu Ehren in Conſtantinopel eine Kirche erbauen.

Auf Kirchenbildern wurden ſie abgebildet als Aerzte mit alterthümlicher Kopfbedeckung; die Maler gaben ihnen als Abzeichen keine Marterwerkzeuge, wie dieſes gewöhnlich bei Blutzeugen geſchieht, ſondern als Zeichen ihres Standes Arzneigläſer, chirurgiſche Inſtrumente und dergl. Sie ſind Schutzheilige der Wundärzte, gegen Drüſengeſchwüre, Patrone des Stiftes Eſſen, von Böhmen und Salamanca. In Frankreich und Belgien hatten auch die Bader dieſe beiden Heiligen als ihre Schutzpatrone ausgewählt, weil ſie wegen der Uebung der niederen Chirurgie darauf Anſpruch er-

hoben; sie fügten dann freilich auch den Attributen der Schutzheiligen auf bildlichen Darstellungen die Abbilder ihres Handwerkszeuges: Scheere, Messer und Seifenschüssel hinzu, für welche Darstellung man in der Legende vergeblich nach einer Erklärung suchen würde. Als Patrone der Apotheker haben sie auf alten Bildern auch als Attribute Arzneibüchsen, Mörser und Stößel. In der ihnen geweihten Kirche zu Rom befindet sich ein Mosaikbild aus dem 6. Jahrhundert, auf welchem dargestellt ist, wie diese beiden heiligen Brüder von den beiden Apostelfürsten dem Heilande zugeführt werden; sie tragen auf diesem Bilde die Martyrerkrone. Cosmas und Damian waren Schutzheilige der Familie Medici, deren Mitglieder häufig ihre Namen tragen; darum sind sie oft von den Florentinern des 15. Jahrhunderts abgebildet worden. In den zum Danke für wiedererlangte Gesundheit gestifteten Votivbildern werden sie wohl mit Sebastian und Rochus zusammengestellt, so auf dem schönen Gemälde Titians in der Kirche Maria della Salute zu Venedig. Zur Zeit der Kreuzzüge wurde im Orient ein Cosmas- und Damian-Ritterorden errichtet, welcher nach der Regel des hl. Basilius lebte und die Aufgabe hatte, kranke Pilger zu pflegen und Gefangene zu erlösen.

Die hl. Crispinus und Crispinianus. (25. October.)

Patrone der Schuhmacher und Weber.

Diese hl. Blutzeugen kamen in der Mitte des 3. Jahrhunderts von Rom nach Gallien und verkündeten mit dem heiligen Quintin und anderen apostolischen Arbeitern zu Soissons das Evangelium. Da es nach der Zeitlage nicht räthlich erschien, offen und laut die christliche Religion zu lehren, so suchten sie so viel als möglich im Stillen zu wirken. Sie erlernten nun zuerst, obwohl vornehmen Geschlechtes, das Schuhmacher-Handwerk, theils um auf diese Weise nach dem Vorbilde des hl. Paulus durch Handarbeit ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, theils um so mit den Heiden besser verkehren zu können. Sie erhielten zahlreiche Kunden, und in kurzer Zeit war ihre Werkstätte in eine christliche Kirche verwandelt. Sie empfingen besonders die armen Leute

freundlich, erkundigten sich voll Theilnahme nach ihren häuslichen Verhältnissen und leiteten dann das Gespräch auf Gott und göttliche Dinge. Auf diese Weise betrieben sie im Stillen mit großem Erfolge ihr Missionsgeschäft und gewannen viele Seelen für das Christenthum.

Nun erschien auf einer Rundreise der Kaiser Maximianus Herkuleus im Jahre 286 auch in Soissons. Die beiden Brüder wurden bei demselben als Verführer des Volkes angeklagt und gefänglich eingezogen. Sie waren eben damit beschäftigt, armer Leute Schuhwerk zu flicken, als der berüchtigte und grausame Landpfleger Rictiovarus sie gefangen nahm. Der Richter suchte erst durch Versprechungen, dann durch Drohungen sie zum Abfalle vom Glauben zu bewegen; sie aber erwiderten: „Was Andere wünschen und was Andere fürchten, ist für uns der Beachtung nicht werth. Deine Verheißungen und deine Drohungen machen keinen Eindruck auf uns; wir haben freiwillig uns der Güter und der Ehren begeben; Leiden und Sterben ist uns Gewinn, denn Christus ist unser Leben.“ Man spannte die beiden Heiligen auf die Folter, welche sie mit bewunderungswürdiger Geduld ertrugen; Gott preisend, wurden sie im Jahre 287 im Martyrium vollendet.

Weil diese Heiligen während ihres Lebens das Schuhmacher-Handwerk ausgeübt haben, so wurden sie seit alter Zeit von den Schuhmachern als Schutzpatrone verehrt, und noch jetzt wird zu ihrem Gedächtnisse der 25. October von den Schuhmachern aller Länder gefeiert, wie in den früheren Jahrhunderten. Selbst in dem protestantischen London hat sich diese Verehrung noch erhalten, und beim reichsten und ärmsten Schuster ist „St. Crispins day“ daselbst ein Tag der Feier. In Belgien hielten ihn nicht nur die Schuhmacher, sondern auch die Sattler, Gerber, Handschuhmacher und andere Lederarbeiter als ihren besonderen Ehrentag. In Augsburg haben noch jetzt die Schuhmacher unter Anrufung dieser Heiligen eine Verbrüderung; am Feste derselben stellen sie ihre Bilder am Bruderschafts-Altare in der Domkirche aus und lassen an diesem Altare ein Seelenamt darbringen für die verstorbenen Mitglieder. In manchen Gegenden Deutschlands gelten

die genannten hl. Blutzeugen auch als Patrone der Weber; das kommt daher, weil letztere mit den Schuhmachern früher vielerorts zu einer sogen. ungeschlossenen Zunft vereinigt waren.

Der am 9. Juni 1660 verstorbene Heinrich Michael Buch, gewöhnlich der „gute Heinrich" genannt, der Sohn eines Tagelöhners aus dem Herzogthume Luxemburg, stiftete im Jahre 1645 zu Paris die Gesellschaft der Schuhmacher-Brüder (frères cordonniers) und wählte Crispinus und Crispinianus zu Patronen derselben. Nach ihrem Vorbilde errichteten die Schneidergesellen die Genossenschaft der frères tailleurs unter demselben Patronate. Diese Vereinigungen stifteten viel Gutes und können als die Vorläuferinnen der Kolping'schen Gesellenvereine angesehen werden. Minister v. Radowitz meldet in seiner Ikonographie, daß Crispinus und Crispinianus eine große Verehrung in Osnabrück erlangten. Ihr Bildniß findet sich auf allen Siegeln der Stadt; der Dom zu Osnabrück ist ihnen geweiht, und es wird daselbst ihr Reliquiarium aufbewahrt. In den populären Wetterregeln wird bei uns der Crispinus-Tag nicht genannt; die Franzosen haben ein Sprüchwort, daß der 25. October die Fliegen vertreibe.

Bekannt ist der Spruch: „Crispinus machte den Armen die Schuh' und stahl das Leder dazu". Es giebt über die Entstehung des Spruches zwei Deutungen. Fritz schreibt darüber Folgendes im „Kirchen-Lexikon": „Verhöhnung der thätigen Nächstenliebe oder auch Brodneid hing jener Thatsache, daß Crispin den Armen die Schuhe schenkte, den Flecken an, er habe reichen Gerbern das Leder gestohlen und armen Leuten daraus Schuhe gemacht, eine Sage, die zur sprüchwörtlichen Redensart geworden ist, um eine auf fremde Kosten erwiesene Wohlthat zu bezeichnen." Annehmbarer ist jedoch die Deutung, welche Kreuser (Bildnerbuch S. 131) über die Entstehung dieses Spruches giebt, indem er sagt: „Das ist nicht nur ein schlechter Witz, sondern auch ein Verkennen der früheren Schreibweise „kannstu", „hattas", „willtu", für „kannst du", „hat das", „willst du", also „staltas" für „stalt (stellte) das".

Schon im 6. Jahrhundert wurde zu Soissons unter Anrufung dieser beiden Heiligen eine große Kirche erbaut; der berühmte Goldschmied St. Eligius schmückte ihren Sarg mit

Edelsteinen und kunstvoller Arbeit. Nach dem Martyrologium Romanum kamen ihre Leiber später nach Rom und wurden in der Kirche des hl. Laurentius in Panisperna (panis et perna) beigesetzt. Die Bilder der beiden hl. Martyrer kommen häufig vor, namentlich in Frankreich und England; die Zunftfahnen sind oft mit ihren Bildern geschmückt, und hier sind ihnen wegen ihres Patronates zuweilen Schustergeräthe als Abzeichen beigegeben. Auf Kirchenbildern tragen sie die Martyrer-Palme, auch haben sie häufig Schuhe als Attribut auf ihren Bildern. In der christlichen Kunst sind die Schuhe ferner ein Abzeichen der hl. Hedwig, die aus Demuth und Abtödtung, wo es geschehen konnte, die Schuhe in der Hand trug und barfuß ging. Im deutschen Rechte und in der christlichen Ikonographie kommt der Schuh häufig als Sinnbild vor; die betreffende Symbolik soll hier erklärt werden.

Im deutschen Rechte war der Schuh ein Symbol bei der Adoption, der Legitimation und dem Verlöbnisse. Zuerst zog der Adoptirende den Schuh an, dann der Adoptirte, hierauf die Freunde und Erben. Der Bräutigam brachte der Braut den Schuh; sobald sie den Schuh an den Fuß gelegt hatte, wurde sie als seiner Gewalt unterworfen betrachtet. Der Schuh war also Sinnbild der Ehegewalt, woraus sich die Redensart „unter dem Pantoffel stehen“ (von Band-Tafel — Frauenschuh) leicht erklärt. Im Bauernkriege war der Bundschuh — ein Schuh mit Riemen, wie ihn die Bauern der damaligen Zeit trugen — das Feldzeichen der Aufrührer; auch wohl das Pflugrad, das Rädel, davon der Ausdruck Rädelsführer. — Mächtige Fürsten sandten geringeren ihre Schuhe zu, welche diese zum Zeichen der Unterwerfung tragen mußten. Auch hier ist der Schuh wieder Symbol der Gewalt. Der alte sinnbildliche Gebrauch, wenn man irgendwo ungastlich aufgenommen worden ist oder sonst über Frevel zu klagen hat, beim Weggehen den Staub von den Schuhen zu schütteln, wird auch in der hl. Schrift erwähnt. Die Todten tragen nach christlichem Gebrauche keine Schuhe (Augustinus serm. de sanct. 42,6). Menzel schreibt darüber in seiner Symbolik: „Hier ist offenbar ein scharfer Gegensatz des Christenthums gegen

das ältere Heidenthum ausgedrückt, weil in letzerem die Beschuhung der Todten besonders verlangt wurde. Die Heiden nämlich glaubten, ihre Todten kämen in eine materielle, sinnliche Welt, brauchten Fährgeld, um über den Todtenfluß zu schiffen; Schuhe, um auf den steinigen Wegen der Unterwelt nicht zu ermüden; wohl gar ein Roß, um zu reiten, daher geopferte Rosse mit ihnen begraben wurden; Waffen, sogar Nahrungsmittel für die Reise u. s. w. In Deutschland findet man noch viele alte Heidengräber mit solchen Utensilien für die Todtenreise gefüllt. In der Grafschaft Henneberg nennt man noch jetzt jedes Begräbniß den Todtenschuh, ein Beweis, für wie wichtig man in früheren Zeiten die Beschuhung der Todten hielt. Dagegen lehrte die christliche Kirche: die Todten bedürfen all' dergleichen Mitgaben nicht, sie stehen in Gottes Hand und können sich nicht mehr mit irdischen Mitteln helfen, sondern nur noch mit Buße im Reinigungsorte."

In der christlichen Kunst kommen die Schuhe als Attribut außer auf den Bildern der hl. Crispinus und Crispinianus, sowie der hl. Hedwig, auch noch vor bei den Apostel-Bildern und dem Wilgofortis-Bilde. Die Apostel werden stets beschuht dargestellt im Gegensatze zu den Propheten, welche Sandalen tragen, wie Kreuser erklärt, weil diese nur ihre Heimat zu durchwandern hatten. Das Wilgofortis-Bild zeigt nur einen goldenen Schuh, und die Volkssage erklärt das Fehlen des anderen durch die Erzählung, daß das Bild denselben einem Armen, der davor betete, zugeworfen habe. Von dem Bilde der hl. Cäcilia erzählt das Gleiche die Volkssage vom „Geiger von Gmünd". Einen gewissen Gegensatz dazu bildet die von Müllenhoff mitgetheilte Holsteinische Sage: „Bei Stintebüll am Meeresufer stand das Bild des hl. Pankratius mit goldenen Schuhen. Die stahl ein Dieb, aber auf dem Meere ergriff ihn ein Sturm und schleuderte den Leichnam mit dem Raube an demselben Ufer aus, wo das Bild stand. Daher wird das Sprichwort abgeleitet: „Pankratius holt seine Pantoffeln wieder". Noch zu erwähnen ist der in der gothischen Baukunst vorkommende Frauenschuh oder Marienschuh. Die blumenartige Steinverzierung, mit welcher die Gothik die Spitzen der Thürme und Giebel schmückte, trägt diesen Namen, da diese

Giebel-Kreuzblume Aehnlichkeit hat mit der bekannten Blume Frauenschuh (Cypripedium vulgare) und sich in vorzüglicher Weise für die gothische Stein-Ornamentik eignet. Zugleich läßt sie, wie Kreuser und Menzel treffend bemerken, auch eine höchst sinnige Beziehung auf die Gottesmutter zu, deren heiliger Wandel der Kirche zum Vorbilde dient, so daß ihre Fußstapfen, der höchsten Spitze der Kirche aufgedrückt, theils den heiligen Ursprung der Kirche, theils die ewige Herrschaft und Fürsorge der Gottesmutter innerhalb der Kirche bezeichnen.

Die Schuhmacher hatten als Wappen einen Schuh oder Stiefel in goldenem Felde. Mit den Schuhmachern waren zu einer Zunft gewöhnlich vereinigt die Schuhflicker, Altmacher oder Oldrüsen genannt. In mehreren Städten Süddeutschlands bildeten nach Lang letztere eine eigne Gilde und verehrten den hl. Eusäus als Patron, der im 14. Jahrhunderte in Piemont als Einsiedler lebte. Die Gesellen dieses Handwerkes hießen früher „Schuhknechte". — Als Patrone der Leinweber wird außer Crispinus auch der hl. Severus, ein Weber zu Ravenna, der zum Bischofe dieser Stadt gewählt wurde († 390) und die hl. Athanasia († 860) genannt, die nach der Legende während ihrer Arbeit am Webstuhl einer göttlichen Offenbarung gewürdigt wurde. In Deutschland bildeten früher die Leinweber und die Barchent-Weber (Barchent ist ein auf der einen Seite rauhes Baumwollenzeug, dessen Kette Leinen ist) zwei gesonderte Handwerke. Das Wappen der Weber war ein Teppichmuster in blauem oder auch zwei gekreuzte Weberschiffchen in rothem Felde.

Der hl. Cyriakus. (8. August.)

Einer der 14 Nothhelfer; Patron in schweren Versuchungen.

Der hl. Cyriakus (der Name ist gleich Dominikus) gehört mit Largus, Smaragdus und 20 Genossen in die Verfolgungszeit des Diocletian. Nach Optatus gab es vor Constantin in Rom schon 46 Pfarreien; mit denselben waren Diakonien verbunden für die Armen in den verschiedenen Gegenden der Stadt, über

welche je ein Diakon ſtand. Auch Cyriakus war Diakon der römiſchen Kirche. Als Maximinian, der Mitregent des Diocletian, zu Ehren des letzteren Bäder errichtete, ließ er die Chriſten zum Steintragen und zu anderen ſclaviſchen Arbeiten einfangen. Cyriakus verrichtete nicht nur die eigene ihm auferlegte Arbeit, ſondern auch die des alten Saturninus und wurde mit ſeinen Genoſſen ein Märtyrer des chriſtlichen Glaubens. Zur via salaria (Salzſtraße) hinausgeführt, wurden ſie zwiſchen dieſer Straße und den Gärten des Salluſt hingerichtet und von dem Prieſter Johannes nicht weit von dem Orte ihrer Hinrichtung begraben. Einige Monate nachher wurden die hl. Leiber vom Papſte Marcellus erhoben und auf das Landgut der hl. Lucina übertragen am 8. Auguſt 309. Dieſer Monatstag iſt dann der Feſttag des hl. Cyriakus geworden.

Durch Kaiſer Otto I. kam ein Arm des Heiligen nach Bamberg; andere Reliquien des Heiligen wurden im Jahre 1049 nach der Abtei Altdorf im Elſaß übertragen. Der hl. Diakon Cyriakus wird in vielen Gegenden Deutſchlands hochverehrt und als Nothhelfer in Verſuchung und Bedrängniß angerufen. Sein Name wurde in den Kreis der 14 Nothhelfer aufgenommen; weil er nach der Legende eine Tochter Diocletian's von der Beſeſſenheit befreit haben ſoll, ward er zum Schutze gegen die Verſuchungen des Geiſtes der Finſterniß angerufen. Er iſt Patron der Stadt Ancona und des Kirchenſtaates; Cyriaxweimar bei Caſſel und die Cyriaksburg bei Weimar tragen ſeinen Namen.

In Franken hat der hl. Cyriakus eine beſondere Verehrung gefunden; das iſt aus der Landesgeſchichte zu erklären. Am 8. Auguſt 1266 wurde der Sieg auf den Mühlbergen erfochten; es war der Feſttag des hl. Cyriakus. Zum Andenken an den Sieg wurde das Cyriakus-Panier geſtiftet. Das Banner wurde dem Heiligen geweiht, weil an ſeinem Feſttage der Sieg errungen war. Man baute in Würzburg eine Cyriakus-Capelle, und 1467 wurde darin ein Bild des Patrons und ein St. Georgs-Bild aufgeſtellt. So wurde der hl. Cyriakus in Franken berühmt, und wir finden ihn als Patron in mehreren Kirchen der Diöceſe Würzburg.

In der chriſtlichen Kunſt wird der hl. Cyriakus abgebildet als Diakon, als Almoſenpfleger Geld unter die Armen vertheilend,

neben sich das Attribut des gefesselten Drachen, oft auch ein Schwert in der Hand.

Das Schwert, um die Symbolik dieses Attributes hier näher zu betrachten, ist auf Kirchenbildern das gewöhnliche Abzeichen der Martyrer. Es bedeutet entweder die Enthauptung durch das Schwert, oder es ist nur ein symbolisches Zeichen für den Martertod überhaupt. Man sieht Heilige, die gar nicht durch das Schwert litten und doch dasselbe als Attribut haben; z. B. den hl. Flavian, Patriarchen von Constantinopel, der 449 in Folge erlittener Mißhandlung im Kerker starb, ferner St. Victor, Patron von Madrid und Pampelona, welcher in einem Ofen verbrannt wurde, und viele andere. So liest man häufig im römischen Brevier, daß die Martyrer, nachdem sie alle Leiden erduldet und die entsetzlichsten Peinen überwunden hatten, endlich enthauptet worden sind. Hack nimmt wohl mit Recht an, daß diese Ausdrücke ebenso wie das Attribut auf den Bildern nicht im buchstäblichen Sinne zu nehmen seien, sondern nur die Vollendung im Martyrium anzeigen. „Das Schwert", so sagt er, „welches so oft den Heiligen zugetheilt und so vielen gegeben ist, die nicht durch dasselbe den Tod erlitten, ist in prädikativer Bedeutung zu nehmen. So bedeutet das Schwert und das Rad bei der hl. Katharina, daß sie hingerichtet wurde (Prädikat) durch das Rad (Objekt der Weise); und folgerichtig zeigen die beiden Schwerter, die mitunter der hl. Paulus hält, an, daß er durch das Schwert (Objekt) gemartert wurde (Prädikat). Doch bedeutet das Schwert zumeist Hinrichtung nach erfolgtem richterlichen Spruche; das Gegentheil wird durch die Keule angedeutet." Nach Anderen sind die zwei Schwerter des hl. Paulus nur ein Parallel-Attribut der beiden Schlüssel des hl. Petrus oder das zweite Schwert ist mit Beziehung auf Lukas 22, 38 das Schwert des Geistes und bedeutet bei dem Weltapostel „die Ritterlichkeit des Glaubens". Nach den Worten des Herrn: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert", ist letzteres auch ein Symbol des göttlichen Gerichtes. In der Apokalypse geht dem Weltenrichter ein Schwert aus dem Munde, das oft dargestellt ist, z. B. am Portale der Würzburger Marien-Kapelle. Jedoch ist auf manchen Bildern das Schwert nur

gegen die Verdammten gerichtet, gegen die Seligen richtet sich eine Lilie.

Auch in dem altdeutschen Rechte war das Schwert ein viel gebrauchtes Symbol. Schwert und Speer bedeutete in der alten Gesetzessprache den Mannsstamm. Die Agnaten, d. i. die Verwandten von Seiten des Mannes, wurden Schwertmagen genannt, die Verwandten von Seiten der Frau hießen Spindel- oder Kunkelmagen. Das Schwert war besonders das Symbol der Gerichtsbarkeit über Leben und Tod. Die Krieger, welche sich ergaben, gingen entweder ohne Schwert oder faßten das Schwert an der Spitze, ihrem Besieger den Griff reichend, wie um anzudeuten, daß er die Macht habe, sie umzubringen. In der ältesten Zeit wurde der Eid abgelegt auf das Schwert und zwar auf den Griff, der gewöhnlich die Gestalt eines Kreuzes hatte. Später kam dafür der Eid auf die Reliquien in Gebrauch. Die Freischöffen der Vehme schwuren noch, indem sie ihre Finger auf das breite Schwert legten. „Zwei Schwerter ließ Gott im Erdenreiche, zu beschirmen die Christenheit, das geistliche und das weltliche", so beginnt das Rechtsbuch des 13. Jahrhundertes, der Sachsenspiegel. Hier versinnbildet das Schwert wieder die Gewalt und die Herrschaft.

Der hl. Dionysius. (9. Oct.)

Patron gegen Kopfleiden.

Der hl. Dionysius, Bischof und Martyrer, einer der 14 Nothelfer, soll nach der Legende die wunderbare Sonnenfinsterniß beim Tode des Herrn gesehen und ausgerufen haben: „Entweder leidet Gott oder die Welt geht unter". Das Patronat desselben erklärt sich aus seiner unten zu beschreibenden bildlichen Darstellung. Seine Bekehrung wird im Capitel 17 der Apostelgeschichte erzählt. Paulus, der Weltapostel, kam nach Athen und sah dort einen Altar mit der Aufschrift „dem unbekannten Gotte". Er fing sofort an, den Heiden die christliche Lehre zu verkünden. Paulus stand in der Mitte des Areopags (Apostelgesch. 17, 22) auf dem Hügel, der durch den altehrwürdigen Gerichtshof in aller Welt berühmt geworden war, umgeben von den Weisen und Gelehrten

Athens; ihm gegenüber war die Akropolis mit ihren Wunderwerken der griechischen Kunst. Auf dieser erhabenen Bühne hielt er jene Rede, in welcher die Weisheit und Beredsamkeit des Apostels so glänzend sich bewährte. Apostelgesch. 17, 34 heißt es dann: „Einige Männer glaubten, die sich ihm anschlossen, unter diesen auch Dionysius der Areopagite und eine Frau Namens Damaris und andere mit ihnen.“ Dionysius, nach dem Zeugnisse des Eusebius erster Bischof von Athen, kam einer späteren Legende gemäß zum hl. Clemens nach Rom und ging von da nach Gallien. Hochbetagt starb er als Martyrer in der Nähe von Paris, und zwar auf dem Berge, der seit unvordenklicher Zeit Marterberg (Montmartre) heißt.

Nach der schönen Bemerkung des hl. Chrysostomus, daß die Martyrer, welche durch Enthauptung ihr Leben endigen, ihre Häupter gleichsam in den Händen tragen und Gott darbringen, leitet sich die Sitte der Maler und Bildhauer ab, enthaupteten Martyrern das Haupt in die Arme zu legen. Es ist diese Darstellung oft Gegenstand hohlen und wohlfeilen Gespöttes geworden, das nur die Unwissenheit und Unbekanntschaft mit der Sprache und den Sinnbildern des Christenthums verräth. Kreuser (Bildnerbuch) schreibt darüber in seiner derben Weise: „Da unzählige Heilige dem Schwerte anheimfielen, dieses also ohne nähere Zuthaten für die Kunst ein höchst unsicheres Kennzeichen ist, so dachte die alte schriftkundige Kunst an den Psalm 118 V. 105: „Leuchte für meine Füße ist dein Gesetz und ein Licht für meine Wege.“ Diesem Spruche könnten wir noch andere beifügen, die desselben Geistes voll sind, auch sagen, daß jeder Christ eigentlich ein heiliger Dionysius sein sollte, und sein Haupt oder das gemeinsame Haupt als Leuchte für seine Füße und Wege gebrauchen sollte. Die altchristliche Malerei übersetzte diesen Spruch nach ihrer Weise also: Der hl. Bischof trägt sein eigenes abgeschlagenes Haupt in der Hand für seine Füße, die den Weg zum Himmel weiter wandern. Das ist das Ungeheuerliche, über welches Leute spötteln, die selber ohne Kopf sich auf die Straße wagen.“ Es gibt gegen zwanzig Heilige, z. B. der hl. Alban, Firmin u. a., die in gleicher Weise, wie der hl. Dionysius dargestellt werden; man kann annehmen,

dies sei eine symbolisirende Vorstellung, bezeichnend, daß sie Gott ihr Haupt zum Opfer darbrachten.

Dem hl. Dionysius ist die berühmte nach ihm benannte Abtei-Kirche St. Denis geweiht; dorthin wurden seine Reliquien unter Papst Innocenz III. übertragen. Nach dem hl. Dionysius sind benannt die englischen Orte Dennis und Dennisville und gegen 40 Ortschaften in Frankreich. Er ist der Patron von Frankreich, und sein Name Saint Dénis war ehedem das Feldgeschrei der Franzosen. Seine Legende ist abgebildet in den Glasgemälden des Domes zu Chartres. Eine besondere Verehrung hat er gefunden in der Cisterzienser-Abtei Longpont (Diöcese Soissons), wohin durch Balduin von Flandern im Anfange des 13. Jahrhundertes sein heiliges Haupt übertragen wurde.

Der hl. Dominicus. (4. August.)

Patron seines Ordens.

Der hl. Dominicus ist der bekannte Stifter des weltgeschichtlichen Ordens der Dominicaner; er wurde 1170 von frommen Eltern in Altcastilien geboren und bewies, wie in seinem ganzen Leben, so auch schon in früher Jugend eine aufopferungsvolle Nächstenliebe. Als während seiner Studienzeit auf der Universität zu Valencia eine Hungersnoth ausbrach, verkaufte er sogar seine Bücher, um aus dem Erlöse die Armen zu unterstützen. Der Bischof Diego von Osma, der das heiligmäßige Leben desselben kennen lernte, zog ihn in seine Nähe, und der Heilige erweckte dann durch seine Bußpredigten in der mit Ungläubigen und Mauren gemischten Bevölkerung auf's Neue den christlichen Glauben. Um die Irrlehrer durch Belehrung, Liebe und apostolische Armuth zu bekämpfen, stiftete er den Predigerorden. Im Jahre 1216 kam er nach Rom, um seine Stiftung von dem Oberhirten der Kirche genehmigen zu lassen; hier lernte er den hl. Franziscus von Assisi kennen, mit dem er in heiliger Freundschaft verbunden blieb. Rastlos und unermüdlich arbeitete er dann an der Ausbreitung und Befestigung seines Ordens, den er im Jahre 1221 schon in acht Provinzen eintheilen konnte. Vorzüglich innig war seine Andacht

zur heiligen Mutter Gottes, zu deren Ehre er das Rosenkranzgebet in seiner jetzigen Form einführte; so hat er dem christlichen Volke eine Andachtsübung hinterlassen, woran es sich Jahrhunderte hindurch schon erbauen konnte und von dem ein reicher Segen ausgegangen ist. Im Vorgefühle des nahenden Todes versammelte er seine Mitbrüder um sich und nahm von ihnen Abschied mit den Worten: „Meine Brüder, übet die Liebe zu Gott und den Menschen, bewahret die Demuth und trennt euch nicht von der freiwilligen Armuth, — das ist das Erbe, welches ich euch hinterlasse; übrigens hemmet eure Thränen, denn ich bin glücklich und werde euch dort nützlicher sein als hier." Sein heiliger Tod erfolgte am 6. August des Jahres 1221.

Der hl. Dominicus wird auf Kirchenbildern dargestellt in dem Kleide seines Ordens und hält in der Hand die Lilie, das Sinnbild seiner Unschuld. Nach dem Traume seiner Mutter hat er auch den Reichsapfel und den Hund mit der brennenden Fackel als Abzeichen. Ueber ein anderes Attribut, den Sperling, schreibt Kreuser im Bildnerbuche: „Der Teufel versuchte ihn vielfach, auch einmal als Sperling, weshalb er auch diesen Vogel, den sogenannten Straßenjungen der Luft, bei sich hat." Oft ist es dargestellt worden, wie Dominicus von der Mutter Gottes den Rosenkranz empfängt. Ein leuchtender Stern über seinem Haupte zeigt die ihm gegebene Gnade des heiligen Geistes an.

Die hl. Dorothea. (6. Februar.)

Patronin der Blumengärtner.

Die Gärtner halten ihr Gewerbe für das älteste, da schon Adam, dem das Paradies zum Bebauen übergeben wurde, ein Gärtner war. Im Wappen führten sie einen Baum mit frei liegenden Wurzeln im silbernen Felde; als Patrone der Gärtner wurden verehrt die hl. Dorothea, die hl. Gertrud, der hl. Fiacrius, der hl. Papst Urban und der hl. Phocas.

Die hl. Jungfrau Dorothea aus Cäsarea in Cappadocien, wurde ihren zwei abtrünnigen Schwestern Christa und Callista übergeben, damit auch sie zum Abfalle vom Christenthume verleitet

würde. Allein Dorothea wurde nicht verführt, brachte vielmehr auch ihre Schwestern zum Bekenntnisse des wahren Glaubens zurück. Sie wurde mit Foltern und Ruthen gepeinigt und zuletzt enthauptet. Als sie auf den Richtplatz hinausgeführt wurde, begegnete ihr der Sachwalter Theophilus und bat spöttisch, da sie so häufig vom Paradiese und dessen Schönheit gesprochen, so möge sie ihm doch einige Rosen (es war eben Winterzeit) aus diesem Paradiese schicken. Sie sagte die Erfüllung der Bitte zu, wenn er glauben wollte. Theophilus erzählte eben seinen Freunden und Amtsgenossen das merkwürdige Versprechen, das er von Dorothea erhalten hatte; da trat ein Knabe herein, winkte ihn bei Seite und sprach: „Diese Rosen und diese Aepfel schickt dir Dorothea aus dem Paradiese ihres Bräutigams.“ Der Jüngling, von der Rede und dem Wunder betroffen, staunte die ungewöhnliche Schönheit der Rosen und der Aepfel an und rief aus: „Christus ist der wahre Gott; der Glaube an ihn ist keine Täuschung.“ Für dieses Bekenntniß starb er bald darauf als Martyrer im Jahre 303. Abgebildet wird die hl. Dorothea mit dem Schwerte und einem Körbchen, welches Blumen und Früchte enthält. Zuweilen erscheint sie mit Rosen bekränzt, und ein Engel mit einem Rosenkörbchen steht neben ihr. Wegen ihrer Legende und ihrer Darstellung wurde sie von den Blumengärtnern als Patronin erwählt. Ihr Festtag wird auch in den deutschen Wettersprichwörtern genannt; so heißt es in einer Wetterregel: „Sanct Dorothee — Bringt den meisten Schnee.“

Die Reliquien der hl. Dorothea wurden in der Folge nach Rom gebracht und werden daselbst in einer prachtvollen Kirche aufbewahrt, welche ihren Namen trägt.

Die hl. Gertrud von Nivelle († 664) wird als Patronin (19. März) der Gemüsezüchter genannt, weil mit ihrem Festtage die Gartenarbeiten zu beginnen pflegen. Im Volksmunde heißt diese Heilige „St. Gertrud die Gärtnerin“ zum Unterschiede von der hl. Gertrud von Eisleben und einer anderen Heiligen gleichen Namens († 1358). Helmsdörfer nennt letztere, die bei Delft in Holland lebte, Gertrud von Osten und erklärt den Beinamen aus ihrem Lieblingsliede: „Es tagt im Osten.“ In den Volkssprich-

wörtern wird der Tag der hl. Gertrud „der Gärtnerin“ als der Beginn der wärmeren Jahreszeit gepriesen, z. B.

„Gertrude nützt dem Gärtner fein,
Wenn sie sich zeigt mit Sonnenschein.“

„Es führt St. Gertraud
Die Kuh zum Kraut,
Die Biene zum Flug
Und die Pferde zum Zug.“

In den Rheinlanden heißt es:

„St. Severin (11. Febr.)
Wirft den kalten Stein in den Rhin.
St. Gertrud mit der Maus
Holt ihn wieder heraus.“

In dem letzteren Sprichworte wird auf die Darstellung dieser Heiligen in der christlichen Kunst angespielt Sie wird nämlich abgebildet als Nonne mit den Abzeichen ihrer fürstlichen Herkunft und hat in der Hand die Lilie, das Sinnbild der Jungfräulichkeit; jedoch ihr vorzügliches Kennzeichen ist die Maus, deren oft mehrere an ihrem Aebtissinnen-Stabe auf- und ablaufen. Letztere sind, wie andere unreine Thiere, das Schwein, die Kröte, nach dem Brauche der alten Kunst Sinnbilder des Teufels, dessen Versuchungen St. Gertrud siegreich überwand. Es kann die Heilige auch wegen ihres Patronates dieses Attribut erlangt haben, weil sie angerufen wird für das Gedeihen der Garten- und Feldfrüchte, denen im Frühjahr die Feldmäuse oft großen Schaden zufügen. Ueber St. Gertrud ist noch bei Hack (Bilderkreis S. 352) Folgendes zu lesen: „In Gertrud wollen Einige eine heidnische Göttin erblicken, die einen Spinnrocken und Mäuse bei sich hatte. Sie ist überhaupt dem Volke wohl bekannt. Es giebt u. a. ein Sprichwort: „St. Gertrud soll die Herberge bereiten.“ Man glaubte, die Seele des Verstorbenen bringe die erste Nacht bei St. Gertrud, die zweite bei St. Michael zu.“

In Frankreich wird der hl. Fiacrius (30. Aug.; † 670) als Patron der Gemüsegärtner verehrt, der bei Meaux als Einsiedler ein heiligmäßiges Leben führte und durch sein Gebet viele Krankenheilungen bewirkte. Dargestellt wird er als Einsiedler, mit dem

Grabſcheit einen Garten bearbeitend. Von ihm haben auch die unter Ludwig XIV. eingeführten Miethkutſchen den Namen erhalten. In der Nähe der Kirche des Heiligen in Paris und in der Straße, welche heute noch ſeinen Namen führt, war vor Zeiten ein Gaſthaus, welches das Bild des hl. Fiacrius im Schilde hatte; vor dieſem Gaſthauſe waren die erſten Miethkutſchen aufgeſtellt, die davon den Namen „Fiaker" erhielten. In Frankreich ſind zahlreiche Kirchen dem hl. Fiacrius geweiht; im Jahre 1768 wurden die Reliquien desſelben in die Domkirche zu Meaux übertragen.

Als Patron der Wein- und Obſtgärtner galt in Deutſchland der hl. Papſt Urban (25. März); vergl. den betreffenden Artikel. Bei der Auswahl der Gärtner-Patrone ſind alſo die verſchiedenſten Urſachen von Einfluß geweſen: bei St. Dorothea und Fiacrius die bildliche Darſtellung und der Bericht der Legende, bei St. Gertrud der Kalendertag, bei St. Urban das altdeutſche Recht.

In Kloſtergärten findet man wohl das Bildniß des hl. Phocas (22. September), der zu Sinope das Geſchäft eines Gärtners betrieb, und als Martyrer ſtarb, nachdem er ſeine Feinde, die ihn nicht kannten, freundlich aufgenommen und bewirthet, dann in der Nacht ſein eigenes Grab gegraben und durch Gebet ſich auf den Tod vorbereitet hatte.

Die heiligen drei Könige. (6. Januar.)

Patrone der Reiſenden und der Gaſthäuſer.

Die heiligen drei Könige, welche ein wunderbarer Stern leitete auf ihrer Pilgerreiſe zur Krippe des Weltheilandes, ſind in der chriſtlichen Welt die allgemein verehrten Schutzheiligen der Pilger und der Gaſthäuſer. Darum kommen auf den Wirthshausſchildern ſo oft vor die Titel „zum goldenen Stern, zu den drei Mohren (alter Gaſthof in Nürnberg), zu den drei Kronen", und in Süddeutſchland und Tyrol beſteht noch die Gewohnheit, an ihrem Feſte die Anfangsbuchſtaben ihrer Namen (C. M. B.) an die Hausthüren der Gaſthäuſer zu ſchreiben.

Die Kirche feiert am 6. Januar die Erinnerung an drei Begebenheiten der hl. Geſchichte: an die Taufe Chriſti durch

Johannes, an das Wunder des Herrn auf der Hochzeit zu Kana und an die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande. Diese drei Begebenheiten enthalten ein dreifaches Zeugniß für den Messias und deshalb werden sie auch an demselben Tage gefeiert. Die erste erinnert an das Zeugniß des Vaters, der bei der Taufe Christi vom Himmel her verkündete: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.“ Die zweite erzählt, wie der Sohn Gottes selbst für sich Zeugniß ablegte, da er aus eigner Macht das Wunder wirkte. In der Anbetung der drei Weisen liegt das Zeugniß des hl. Geistes, der „die Menschen einführt in alle Wahrheit“. Die letzte Begebenheit ist dann der Hauptgegenstand des Festes geworden, weshalb dasselbe im Volksmunde gewöhnlich das Dreikönigsfest genannt wird.

Die hl. drei Könige waren die Erstlinge des Heidenthums, welche die christliche Wahrheit erkannten und die Gnade des Erlösers annahmen. Die Trennung der Völker, durch die Sünde verschuldet, ist in Christus wieder aufgehoben, indem alle Nationen zu einem Volke Gottes berufen wurden. Sinnig und rührend ist daher der Gebrauch der Propaganda in Rom, in welcher die Glaubensboten für die Heidenmission ausgebildet werden, daß sie am Dreikönigsfest ihr großes Sprachenfest feiert.

Auf die Anbetung der hl. drei Könige werden manche Stellen aus dem alten Testamente bezogen z. B. Ps. 72 und Isaias 60, 3. Die Weisen, welche das göttliche Kind anbeteten, werden in der hl. Schrift als Magier bezeichnet. Diesen Namen führten im Oriente sternkundige und überhaupt gelehrte Männer, die als Rathgeber der Könige fungirten. Wohl mit Rücksicht auf die angeführten Weissagungen nennt eine alte Tradition sie Könige, deren Zahl aus den dreifachen Geschenken abgeleitet wurde. Beda Venerabilis nennt die Namen derselben; nach ihm empfing das Christkind das Gold von Melchior, den Weihrauch von Caspar und die Myrrhe von Balthasar. In den Gesichten der sel. Katharina Emmerich werden das Vaterland und die Reise der drei Weisen anziehend beschrieben. Die hierauf bezügliche Darstellung gehört zu den schönsten Stellen des merkwürdigen Buches. In der christlichen Kunst kommt die Anbetung der drei Weisen zur

Anschauung namentlich in den Krippen-Darstellungen. Sie erscheinen gewöhnlich in der Pracht morgenländischer Fürsten, von einander unterschieden nach den drei verschiedenen Altersstufen (Jüngling, Mann, Greis) und nach den drei Stammvätern des Menschengeschlechtes (Sem, Cham und Japhet); wenigstens ist einer von ihnen gewöhnlich ein Neger. Wie auf den Bildern der altdeutschen Maler, so erscheint auch auf den Krippendarstellungen der Mohrenkönig nicht unmittelbar vor dem Heilande. Melchior und Balthasar knieen vor der Krippe, Caspar, der Mohr, steht meistens in dienender Unterwürfigkeit hinter den Knieenden. Eine Vorstellung voll tiefsinniger Schriftdeutung! Von welcher Race der Mensch auch sei, er ist zum Heile berufen; aber der Sohn Cham's, den der Fluch traf, wird am letzten und am schwersten die Erlösung sich aneignen. Der Stern der Weisen ist nach altem Brauche in den Kunstdarstellungen sechseckig oder achteckig, denn er führte zum Herrn der acht Seligkeiten. Ueber den Stern, der die Weisen führte, sind die mannigfachsten Vermuthungen aufgestellt worden. Einige verstehen darunter den Kometen, den die Chinesen, als zur Zeit der Geburt Christi sichtbar, in ihren astronomischen Tafeln verzeichnet haben. Kepler hält ihn für die große Konstellation, „den großen Stern" der Orientalen, die dreimalige Conjunction der beiden Planeten Saturn und Jupiter im Zeichen der Fische, verbunden mit einem seltsamen Lichtgestirne von fixsternähnlichem Glanze. Der hl. Augustin hält wohl mit Recht jenen Stern, der den Weisen voranging, für einen wunderbaren Stern, und der hl. Chrysostomus meint, daß ein Engel in Gestalt eines Sternes der Führer gewesen sei. Die Thatsache, daß die Weisen den Stern alsbald auf den Messias bezogen, wird von den Exegeten in folgender Weise erklärt: Nach den Berichten heidnischer Schriftsteller war um die Zeit der Geburt Christi die Weissagung von der Erscheinung eines großen Weltkönigs im Oriente auch unter den Heiden allgemein verbreitet. Ein Vorgefühl, daß eine große Weltepoche nahe, hatte die Gemüther ergriffen, die Bösen mit Furcht, die Guten mit Sehnsucht erfüllend. Unter den arischen Völkerstämmen hatten sich noch viele Reste der Patriarchal-Religion und die Kenntniß von Zeichen künftiger Dinge erhalten, wozu der

von Balaam verkündete Stern des Messias gehörte, der aus Jacob aufglänzen sollte. Auch zu den Magiern waren ohne Zweifel solche Weissagungen gedrungen. Da erschien ihnen in stiller, nächtlicher Betrachtung des gestirnten Himmels ein früher nie gesehener Stern; und mit der äußeren Erscheinung verband sich zugleich die innere Einsprache, daß jetzt die Zeit gekommen sei, in der ihre Sehnsucht sollte gestillt werden, und daß der Stern ihnen der Führer zum Heilande sein sollte. In dieser Zuversicht sagten sie zu Herodes in Beziehung auf den Weltheiland: „Wir haben seinen Stern gesehen".

Die Geschenke, welche die hl. drei Könige darbrachten, haben eine reiche symbolische Bedeutung. „Man würde", sagt Stolberg in seiner Geschichte der christl. Religion (V. S. 44), „die Fruchtbarkeit der hl. Schrift und der Führungen Gottes verkennen. wenn man glaubte, daß sie ohne leisen oder kräftigen Antrieb von oben eben diese Gaben brachten, — wir müssen vielmehr glauben, daß Gott die Wahl dieser Geschenke leitete, um darin ein Geheimniß anzudeuten, das sich auf seinen eingeborenen Sohn und dessen Eigenschaften bezieht." Dieses Geheimniß aber erklären die Väter also: das Gold bedeutet seines Glanzes wegen die königliche Würde; zugleich kann es betrachtet werden als ein Sinnbild der Tugend, die überall Werth hat, insbesondere der Tugend der Liebe, die sich in schwerer Prüfung bewährt — „Gott prüft die Tugend wie Gold im Ofen", sagt das Buch der Weisheit. Der Weihrauch hat eine Beziehung auf die Anbetung Gottes, er ist ein Symbol der zum Himmel auffsteigenden Gebete und des Gott wohlgefälligen Opfers. Die Myrrhe, welche von Alters zur Einbalsamirung der Leichname gebraucht wurde, ist ein Sinnbild der Abtödtung, deren Kraft die Seele vor der Fäulniß der Sünde bewahrt. So sollte also unter den Gaben der hl. drei Könige das Gold eine Anerkennung der Königswürde des Heilandes, der Weihrauch eine Huldigung seiner Gottheit, die Myrrhe ein Zeugniß seiner Menschheit enthalten.

Das Dreikönigsfest gehört zu den ältesten und hervorragendsten Festen der christlichen Kirche. Große christliche Feste sind meistens auch im bürgerlichen Leben durch sinnige Gebräuche ausgezeichnet.

So hat das Weihnachtsfest seinen Christbaum, das Osterfest seine Osterfeuer und Ostereier und das Dreikönigsfest seinen Bohnenkönig. Das für dramatische Spiele begeisterte Mittelalter feierte den Dreikönigstag, wegen seiner Hoheit der „obriste Tag“ genannt, vielfach in der Kirche durch folgendes Festspiel: Drei Knaben, in Seide gekleidet, mit goldenen Kronen auf ihren Häuptern, stellten die Weisen aus dem Morgenlande vor und sangen in der Kirche ein auf das Fest bezügliches Lied (»O quam dignis«). Während dieses Gesanges näherten sie sich dem Altare, wo ein Bild des Jesuskindes ausgestellt war. Dann brachte der erste seine Gabe dar und sagte: aurum primo (Gold vom ersten), hierauf der andere: thus secundo (Weihrauch vom zweiten), und endlich der dritte: myrrham dante tertio (Myrrhen vom dritten). Dann sang wieder der erste: aurum regem (Gold bedeutet den König), hierauf der zweite: thus coelestem (Weihrauch den Himmlischen) und zuletzt der dritte: mori notat unctio (Myrrhen bedeuten den sterblichen Menschen). Nun zeigte Einer von ihnen mit der Hand auf den von dem Kirchengewölbe herabschwebenden Stern und sang im hohen Tone: „Dieses ist das Zeichen des großen Königs“ — und alle drei sangen dann ein auf die heilige Handlung bezügliches Lied. Darauf erhob ein jüngerer Knabe, der den Engel der frohen Botschaft darstellte, hinter dem Altare seine Stimme und sang: „Ich bringe euch Botschaft vom Himmel! Es ist geboren Christus, der Herr der Welt, zu Bethlehem, wie es der Prophet vorausverkündet hat.“ Diese kirchlichen Festspiele haben sich allmählich verloren, einmal weil die poesieloser und nüchterner werdende Zeit sie nicht begünstigte, dann auch weil es oft schwer halten mochte, dieselben würdig genug darzustellen, und sich leicht Mißbräuche einschleichen konnten. Eine Erinnerung an das geschilderte Festspiel lebt noch fort in der Sitte des Sternsingens, welche sich namentlich an manchen Orten Süddeutschlands erhalten hat.

Eine andere schöne Sitte der alten Zeit bestand darin, daß am Dreikönigsfeste die Fürsten vor dem Altare ein Opfer darbrachten. Um nun an diesem Tage viele Könige zu haben, erwählte jede Familie sich einen König durch das Loos einer in einen Kuchen

gebackenen Bohne. Wer dieſe Bohne in ſeinem Antheile fand, war für dieſen Tag der König. Das iſt der Urſprung des Gebrauches, am hl. Dreikönigsfeſte einen Bohnenkönig zu erwählen. Dieſe Sitte, welche über viele Länder verbreitet iſt und ſich namentlich in England erhalten hat, kann ſich eines hohen Alters rühmen (vgl. Grimm, Rechtsalterthümer S. 234).

In England pflegte man früher eine Bohne für den König und eine Erbſe für die Königin in den Kuchen zu backen. Auch wurden die übrigen Aemter durch das Loos beſtimmt. Bei dem Feſtmahle mußte dann jeder, dem ihm gewordenen Amte getreu, ſei es als Miniſter, als Ehrendame oder als Hofnarr, ſprechen und geſticuliren. Daß es dabei fröhlich herging, iſt ſelbſtverſtändlich, und von dieſer munteren Feier kommt noch die Redensart: Das geht über das Bohnenlied, d. h. über den erlaubten Scherz. Der Kuchen wurde in ſo viele Stücke geſchnitten, daß nach der Vertheilung unter alle Anweſenden noch drei Stücke übrig blieben, welche „für die hl. drei Könige beſtimmt“ waren und als Almoſen verſchenkt wurden, wie denn die Alten bei den Feſten dieſer Art ſtets der Armen gedachten. Gegenwärtig iſt der Königskuchen in England in der Regel rund und weiß; auf demſelben erhebt ſich gewöhnlich ein hoher gothiſcher Dom, von oben bis unten durchſichtig aus Candiszucker gearbeitet; vielleicht iſt das eine Anſpielung auf den Kölner Dom, in welchem die Reliquien der hl. Dreikönige verehrt werden.

In den Niederlanden ſind die Königsbriefe (Koningsbriefjes) üblich, um den König und ſeinen Hofſtaat durch Looſe zu erwählen. Wer den König zieht, bekommt eine Krone aufgeſetzt und befiehlt den Tag über ſeinem Hofſtaate. Letzterer beſteht je nach der Zahl der Anweſenden aus einem Rath, Secretair, Hofkaplan, Arzt, Mundſchenk, Sänger, Koch, Hofnarr u. ſ. w. Der Mundſchenk muß immer für volle Gläſer ſorgen, der Sänger Lieder vortragen, und jeder Anweſende muß, ſobald der König trinkt, laut rufen: „Der König trinkt!“ Wer dieſes unterläßt, wird vom Hofnarren, deſſen Amt es iſt, darauf zu achten, durch einen ſchwarzen Strich im Geſichte gezeichnet.

Im Limburgiſchen feiern die Gutsbeſitzer dieſes Feſt mit allen ihren Arbeitern; hier ſind die drei erſten Stücke des Kuchens für die Armen beſtimmt. Am Sonntage darauf erhält jeder Dienſtbote ein großes Brod mit einer Bohne darin, um damit in ſeiner Familie nochmals den König, den ſogenannten „ſchwarzen König“ ziehen zu laſſen. —

Das hl. Dreikönigsfeſt wurde ſchon im chriſtlichen Alterthume am 6. Januar gefeiert. An dieſem Tage begingen die Heiden den dreifachen Triumph des Kaiſers Auguſtus. Da es im Geiſte der Kirche lag, auf alle Weiſe das Heidenthum zu bekämpfen, ſo wurde das Feſt Epiphanie an demſelben Tage gefeiert, um dem dreifachen Triumphe des irdiſchen Herrſchers die dreifache Glorie des himmliſchen Königs — bei ſeiner Geburt, ſeiner Taufe und auf der Hochzeit zu Kana — gegenüberzuſtellen. — Die Reliquien der hl. drei Könige werden, wie erwähnt, im Dome zu Köln aufbewahrt. Dahin wurden ſie 1163 vom Erzbiſchofe Reinald gebracht, als Friedrich Barbaroſſa die Stadt Mailand zerſtörte. Der koſtbare Reliquienſchrein iſt mit vielen kunſtvollen Bildwerken geziert. Der Deckel desſelben iſt von Silber und mit 1500 Edelſteinen beſetzt. An dem Reliquiarium ſind die Namen der heil. drei Könige mit Rubinen geſchrieben.

Der hl. Eligius. (1. December.)

Patron der Goldarbeiter, Sattler und Schmiede.

Der hl. Eligius, Goldſchmied und Münzmeiſter, ſpäter Biſchof von Noyon, verfertigte Throne, Reliquienſchreine und andere Werke der chriſtlichen Kunſt und wird oft genannt als Patron der Kunſtſchmiede und der Sattler. In England war der kunſterfahrene hl. Biſchof Dunſtan Patron der Goldſchmiede, in Norddeutſchland auch der kunſtſinnige hl. Biſchof Bernward von Hildesheim; daß die Erinnerung daran noch fortlebt, zeigt das im Jahre 1884 gegründete St. Bernwards-Inſtitut zur Pflege der chriſtlichen Kunſt in Hanau.

Der hl. Eligius wurde gegen das Ende des 6. Jahrhundertes in der Nähe von Limoges im weſtlichen Frankreich geboren. Schon

als Knabe bewies er große Geschicklichkeit und Fertigkeit im Zeichnen und ein besonderes Talent für alle mechanischen und technischen Arbeiten. Als sein Vater das Talent und den Sinn für schöne Formen in dem Knaben wahrnahm, schickte er ihn zu dem berühmten Goldschmiede und königlichen Münzmeister Abbo in die Lehre. In der Werkstätte dieses Meisters von Limoges, dem nachmals so berühmten Sitze der Goldschmiedekunst und der Emailarbeiten, wurde der hl. Eligius ausgebildet und übertraf bald seinen Lehrer in der Kunstfertigkeit. Der fränkische König Clotar II. wollte sich einen prachtvollen, mit Gold und Edelsteinen verzierten Thronsessel anfertigen lassen, fand aber keinen Meister, der das Unternehmen ausführen wollte. Da rühmte ihm sein Schatzmeister Lebo des fremden Goldschmieds Geschicklichkeit, und so wurde das Werk dem hl. Eligius übertragen. Er erhielt das kostbare Material und vollendete bald das Werk zur besonderen Zufriedenheit des Königs. Aber wie erstaunte dieser, als der junge Künstler noch einen zweiten, zierlich gearbeiteten Sessel zum Vorscheine brachte, zu dem er die Abfälle und Reste der ihm gelieferten Stoffe verwendet hatte! Der Fürst, gerührt durch die Rechtschaffenheit des Künstlers, zog ihn an seinen Hof und ernannte ihn zu seinem Münzmeister.

Noch ist der Name des hl. Eligius auf mehreren Goldmünzen dieser Zeit zu sehen. Es eröffnete sich jetzt für ihn eine ehrenvolle Laufbahn; von allen Seiten wurden ihm bedeutende Aufträge ertheilt, und nicht nur für die Prachtsäle der Könige und Großen, sondern mehr noch für Kirchen und Heiligthümer formten sich unter seiner kunstgeübten Hand die schönsten Gebilde aus Gold, Silber und Erz. Das Grab des hl. Dionysius in Paris und das des hl. Martin in Tours wurden prachtvoll von ihm geziert; auch die Reliquienschreine der hl. Crispinus und Crispinianus zu Soissons, des hl. Severinus, der hl. Genovefa, der Patronin von Paris, u. a. waren Werke seiner kunstfertigen Hand. Aber, wie in der Kunst, so schwebte dem Heiligen auch im Leben ein Ideal vor, das er zu erreichen strebte, und während er aus todtem Metall die schönsten Gestalten formte, arbeitete er für sich selbst an einem Werke für die Ewigkeit, an einer Krone, die ihn im

Himmel schmücken sollte. Sein großes Vermögen gab er den Armen, und so groß war seine Wohlthätigkeit, daß man Fremden, die nach seiner Wohnung fragten, die Antwort gab: „Da, wo ihr Arme aus- und eingehen sehet!“ Unter seinen seidenen und goldgestickten Amtskleidern trug er ein rauhes Bußgewand.

Durch seine Arbeiten suchte er Gottes Ehre zu mehren, und während er die Heiligen ehrte durch seine Kunst, bildete er sich selbst zu ihrem Genossen aus. Eligius betete und betrachtete viel und hatte selbst während seiner Arbeit ein frommes Buch vor sich liegen. Einst hatte der Heilige seine ganze Barschaft und dann auch sein kostbares Gewand und seine nach damaliger Sitte reich verzierten Schuhe an Arme gegeben, so daß König Dagobert, der ihn hochschätzte, ihn aus seinem eigenen Kleidervorrathe wieder versorgte. In der festen Ueberzeugung von der Kraft des fürbittenden Gebetes gründete Eligius ein großes Benedictiner-Kloster. „Eingedenk meiner Sünden und hoffend, von denselben befreit zu werden“, so sagte er in der Uebertragungs-Urkunde an die Mönche, „erscheine ich hiermit als Bittender vor Euch; ich gebe Euch Kleines für Großes, Irdisches für Himmlisches, Zeitliches für Ewiges“.

Schon im höheren Alter stehend, empfing Eligius die heil. Priesterweihe und wurde 639 auf den bischöflichen Stuhl zu Noyon erhoben. So widmete er den Abend seines Lebens dem schönsten Berufe, nicht Gold und Silber zu todten Bildern, sondern die unsterblichen Seelen zu wahren Ebenbildern Gottes zu machen. Als Apostel des Kreuzes zog der Heilige umher und bekehrte die letzten Ueberreste des Heidenthums zum Christenthum; Flandern zumal verdankt ihm seine Bekehrung. Am 1. December 659 entschlief der Heilige, reich an Jahren und Verdiensten, zu einem besseren Leben. Zu seinen Schülern, die sein Krankenbett umstanden, sagte er sterbend: „Seid getrost! ich gehe nach Menschenweise meinen Weg; ich weiß, daß ich oft nicht gethan, was ich hätte thun sollen; aber Gott weiß auch, daß ich das Gute gewollt.“ — Von den alten Goldschmieden, die ihre Kunst in den Dienst der Kirche stellten und sie so zu einer heiligen Kunst erhoben, wurde der hl. Eligius als Vorbild erwählt und als Schutzheiliger verehrt. Abgebildet wird derselbe als Bischof, Hammer und Zange

in der Hand, einen kleinen Amboß zur Seite. Die Goldarbeiter führten im Wappen goldene Ringe im blauen Felde; im Mittelalter waren namentlich die süddeutschen Städte durch die Pflege der Goldschmiedekunst berühmt. Die Hufschmiede, welche außer dem hl. Eligius auch St. Martin verehrten (Lang, Handwerks-Patrone S. 77), wohl deshalb, weil dieser Heilige zu Pferde dargestellt wurde, hatten im Wappen ein silbernes Hufeisen in schwarzem Felde. Das Meisterstück der Hufschmiede war früher meistens eine tüchtige Leistung. Der angehende Hufschmied mußte ein Pferd beschlagen können, ohne das Maß genommen zu haben; das Pferd wurde nur einige Mal an ihm vorübergeritten. Die Sattler führten im Wappen einen mit Gold eingefaßten Sattel in silbernem Felde. In Süddeutschland wurde als Patron der Sattler auch der hl. Gualfardus (Wolfhard) verehrt, ein geborener Augsburger und seines Zeichens ein Sattler, der am 30. April 1127 nach einem heiligen und bußfertigen Leben in Verona starb; die Bürger von Verona bestatteten ihn in einem prachtvollen Marmorsarge in der Salvatorkirche neben dem Hochaltare.

Die hl. Elisabeth. (19. November.)

Patronin der Bäcker und der Wohlthätigkeits-Vereine.

St. Elisabeth, Thüringen's Patronin und die große deutsche Landesheilige, ist die erwählte Schutzheilige der Bäckerzunft, weil sie so reichlich Brod an die Armen vertheilte; daran erinnert auch ihre bildliche Darstellung. Die Legende erzählt und das Kirchengebet preist ihre wunderbare Liebe zu den Armen und Kranken und ihr herzliches Erbarmen gegen alle Nothleidenden; durch Dekret der Ritus-Congregation vom 10. September 1885 wurden die Wohlthätigkeits-Vereine der deutschen Frauen unter ihren Schutz gestellt; sie wird in dem Dekrete genannt »patrona coelestis societatum mulierum, quae per Germaniam operibus caritatis jugiter vacant«.

Auf Kirchenbildern trägt die Heilige fürstlichen Schmuck; zuweilen auch das Nonnenkleid, denn sie gehörte dem dritten Orden des hl. Franziscus an. Wie die hl. Mutter Anna, so hat sie

auch wohl drei Kronen als Attribut. So malte sie Lukas von Leyden im Jahre 1533 in der Tracht der Franziskanerinnen, aber mit einer Krone auf dem Haupte, einer in der Hand und einer auf einem Buche, um anzudeuten, daß sie im Himmel eine dreifache Krone verdient hat, weil sie als Jungfrau, als Frau und als Wittwe ein Vorbild der Heiligkeit geworden ist. Auf anderen Bildern trägt sie das Modell einer Kirche in der Hand oder sie erscheint mit der Pflege der Kranken oder mit der Vertheilung von Brod und Almosen an die Armen beschäftigt. Die jetzige Kunst liebt auch eine andere Legende, nach welcher die mildthätige Fürstin einmal von ihrem Gemahle überrascht wurde. „Laß sehen, was du unter dem Mantel trägst!", sprach er, schlug den Mantel zurück und statt der Speisen sah er weiße und rothe Rosen in ihrem Schooße, obgleich die Rosenzeit vorüber war, und über dem Haupte ein leuchtendes Crucifix. An derselben Stelle ließ der Landgraf später ein Crucifix errichten.

Montalembert und Stolz haben vortreffliche Lebensbeschreibungen dieser Heiligen geschrieben; das Buch von Stolz ist ein wahres Volksbuch geworden, welches das glorreiche Andenken an die Tugenden der heiligen Frau in der Liebe und Andacht des Volkes wach erhält und von dem ein reicher Segen ausgeht. St. Elisabeth, die Tochter des frommen Königs Andreas von Ungarn, wurde nach der Sitte ihrer Zeit schon als Kind mit dem Sohne des Landgrafen Hermann von Thüringen verlobt und auf der Wartburg bei Eisenach erzogen. Schon ihre kindlichen Spiele athmeten den Geist außerordentlicher Frömmigkeit; alle ihre Gedanken waren darauf gerichtet, Gott zu dienen; sie wählte sich den hl. Apostel Johannes zum Beschützer. Rührend war ihre Andacht zu dem bitteren Leiden des Heilandes; in der Kirche nahm sie aus Demuth vor dem Kreuzesbilde ihre goldene Krone vom Haupte, nicht achtend den Spott der weltlich gesinnten Landgräfin und der Höflinge, deren Tadel sie geduldig und sanftmüthig ertrug. Ludwig, ihr gleichgesinnter Verlobter, blieb ihr treu, und im Jahre 1220 wurde die Trauung auf der Wartburg mit vieler Pracht gefeiert. Die Ehe war eine sehr glückliche und wurde mit vier Kindern, einem Sohne und drei Töchtern, gesegnet. Obwohl

von Glanz und Pracht umgeben, führte Elisabeth ein strenges, abgetödtetes, heiliges Leben. Mit Genehmigung ihres Gemahls trat sie in den eben gegründeten dritten Orden des hl. Franziscus und empfing von letzterem dessen Mantel zum Geschenke, den sie trug, wenn sie im Gebete von Gott eine besondere Gnade erflehen wollte.

Von der Höhe des Thrones mußte Elisabeth in die tiefste Niedrigkeit und Dürftigkeit herabsteigen. Auf einer Heerfahrt nach dem heiligen Lande starb ihr Gemahl, der Landgraf Ludwig, eines seligen Todes. Nur im Gebete und dem festen Vertrauen auf Gottes allweise Vorsehung fand die jugendliche Wittwe Trost und Stärke; doch noch Bitteres sollte sie erleiden. Des verstorbenen Landgrafen herzloser Bruder Heinrich verstieß sie mit ihren Kindern ins Elend. Mitten im Winter mußte sie von Thür zu Thür um Aufnahme betteln und fand für die Nacht in einem Stalle ein Obdach, wie sie solches über Tag in den offen stehenden Kirchen fand. Endlich wurde sie mit ihren Kindern von ihrem Oheim Egbert, dem Bischofe von Bamberg, aufgenommen. Ein Ehebündniß mit dem Kaiser Friedrich II. ausschlagend, lebte sie nur den Werken der Frömmigkeit und der Wohlthätigkeit. Am Sarge Ludwigs, dessen Leiche von den Kreuzrittern aus dem Morgenlande nach der Wartburg gebracht wurde, bat Heinrich seine Schwägerin um Verzeihung des ihr zugefügten Unrechts und gab ihr Stadt und Amt Marburg als Wittwensitz. Dahin ging nun Elisabeth und bezog eine ärmliche Wohnung neben dem Franziscaner-Kloster. Dort legte sie als Mitglied des dritten Ordens feierlich die Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ab und diente bis zu ihrem Lebensende mit bewunderungswürdiger Selbstverläugnung den Armen und den Kranken; Gott lohnte sie dafür mit außerordentlichen Gnaden. Als sie das 24. Jahr ihres Lebens erreicht hatte, erschien ihr der Heiland und kündigte ihr den nahen Tod an, der in der Nacht des 19. November 1231 erfolgte. An ihrem Grabe geschahen viele wunderbare Gebetserhörungen. Papst Gregor IX. schrieb sie am 26. Mai 1235 in das Verzeichniß der Heiligen. In Marburg wurde eine prachtvolle gothische Kirche zu ihrer Ehre erbaut.

Der hl. Biſchof Erasmus. (2. Juni.)

Patron der Drechsler und der Schiffer.

Ein Moſaikbild über dem Altare des hl. Erasmus in St. Peter in Rom ſtellt die Marter des hl. Erasmus dar, dem der heidniſche Richter die Eingeweide mit einer Winde aus dem Leibe ziehen ließ; er hat deshalb auf Kirchenbildern eine Winde oder eine Haspel als Attribut und wurde von den Drechslern zum Schutzpatron erwählt. Von dieſem Heiligen hat auch das St. Elmsfeuer ſeinen Namen erhalten. Erasmus, abgekürzt Ermus, heißt im Italieniſchen St. Elmo; dieſe Vertauſchung der beiden Liquidae „l“ und „r“ findet ſich oft, z. B. Guilelmus und Guilermus, Amſterdam (an der Amſtel gelegen). Die ſicilianiſchen Schiffer verehrten ihn als Schutzheiligen und nannten die ſich oft an den Schiffsmaſten zeigenden elektriſchen Erſcheinungen nach ihrem Patrone St. Elmsfeuer. St. Elmo predigte nach der Legende einmal mitten im Ungewitter, der Himmel aber blieb über ihm und ſeinen Zuhörern klar und ruhig; deshalb riefen die Schiffer ihn in Sturmnöthen auf dem Meere an (Acta Sanct. zum 2. Juni). Auch das berühmte Caſtell St. Elmo in Neapel iſt nach ihm benannt.

Nach den älteſten Nachrichten war der hl. Erasmus Biſchof im Patriarchate Antiochien. Beim Ausbruche der Verfolgung unter Diocletian flüchtete er auf den Libanon, wo er ſieben Jahre in heiliger Einſamkeit lebte. Er bekehrte viele Heiden; tröſtete und ermuthigte die Chriſten während der Verfolgung zum ſtandhaften Bekenntniſſe der chriſtlichen Wahrheit und erlitt große Marter. Der Richter ließ ihn in einen Kerker werfen, aus welchem ihn ein Engel befreite. Er kam dann, nachdem er mehrere Länder als Glaubensbote durchwandert hatte, nach Italien und wurde im Jahre 303 zu Formiä in Campanien, dem heutigen Mola di Gaeta, im Martyrium vollendet. Als Formiä durch die Sarazenen zerſtört wurde, brachte man ſeine Reliquien nach Gaeta; dort iſt er Patron; auch tragen das Fort St. Elmo an der franzöſiſchen Küſte des Mittelmeeres und die Lagunen-Inſel Sanct Erasmo bei Venedig ſeinen Namen. Angerufen wurde er ferner in den Krankheiten des Unterleibes; auch bei Krankheiten der

Hausthiere, weil nach der Legende die Thiere mit ihm, als er als Einsiedler lebte, ohne Scheu verkehrten. Sein schreckliches Martyrium mag dazu beigetragen haben, daß das Volk ihn unter die 14 Nothhelfer zählte. Weber (die 14 Nothhelfer), der die Ansicht vertheidigt, daß die genannte Verehrung zur Zeit sich verbreitet habe, als „der schwarze Tod" Europa heimsuchte, macht zur Erklärung der Andacht zu den 14 Nothhelfern auf die Patronate der 14 Heiligen aufmerksam: Im Jahre 1346 kam nämlich aus dem Oriente jene furchtbare Geißel Gottes nach Europa, welche unter dem Namen „der schwarze Tod" bekannt ist. In manchen Fällen erfolgte der Tod plötzlich, unter den Erscheinungen des Schlagflusses oder durch die lähmende Macht des Schreckens. Sonst waren Symptome der Krankheit: Schwarzwerden der Zunge und des Gaumens, Austrocknung des Schlundes, heftiger Kopfschmerz mit Fieber, schmerzhafte Beulen am Unterleib. Oft führte die Krankheit rasch zur Bewußtlosigkeit und nach wenigen Stunden zum Tode, so daß viele ohne die hl. Sterbesacramente verscheiden mußten. Die Opferfreudigkeit des Klerus und der Ordensleute wird durch die Thatsache bewiesen, daß in Italien 30 000, in Deutschland aber 100 000 Barfüßermönche (Franziscaner) starben. In Paris erlagen über 500 Klosterfrauen der Ansteckung bei der Krankenpflege (Häser, Geschichte der Epidemien S. 139, 151). In dieser allgemeinen Hülf- und Trostlosigkeit nahm das Volk seine Zuflucht zu den Heiligen, um durch die Fürbitte derselben von der verheerenden Krankheit frei zu bleiben, oder von ihr befreit zu werden, oder doch der Gnade eines christlichen, gut vorbereiteten Todes theilhaftig zu werden. Nun wurden aber die einzelnen dem Kreise der 14 Nothhelfer angehörenden Heiligen als Fürbitter angerufen in all' den leiblichen, socialen und geistigen Nöthen, welche den „schwarzen Tod" begleiteten.

„Seit alter Zeit", schreibt Weber a. a. O., „wurden als Patrone gegen die Pest verehrt der hl. Christophorus und der hl. Aegidius, gegen Kopfleiden Dionysius, gegen Halsschmerzen Blasius, gegen Leiden der Zunge Katharina, gegen Schmerzen des Unterleibes der hl. Erasmus, gegen Fieber Barbara, gegen fallende Sucht Vitus; Patron der Aerzte ist Pantaleon; gegen Anfech-

tungen des böſen Feindes in der Todesſtunde Cyriakus, gegen Todesangſt der hl. Achatius, gegen unvorbereiteten Tod Chriſtophorus, Barbara und Katharina, zur Ablegung einer guten Beichte Aegidius. Der hl. Euſtachius iſt im Allgemeinen Patron in allen ſchwierigen Lebenslagen; hier mag er, der durch eigenthümliche Schickſale von ſeiner Familie getrennt wurde, beſonders als Patron gegen die durch die Schrecken des „ſchwarzen Todes" verurſachte Löſung aller Familienbande in Betracht kommen. Auch die Hausthiere wurden von der herrſchenden Seuche ergriffen, und als Patrone gegen die Krankheiten derſelben wurden angerufen: der hl. Georg, Vitus, Pantaleon und Erasmus." —

Die Drechsler verehrten auch den hl. Einſiedler Bernhard († 1147) als Patron, der ſich in ſeiner Einſamkeit mit Drechslerarbeit beſchäftigte; ferner den hl. Hubertus, wohl deshalb, weil er mit dem Jagdhorne dargeſtellt wird. Im Wappen führten ſie gekreuzte Drehmeißel oder die Geißelungsſäule, auch ein ſilbernes Büffelhorn in rothem oder blauem Felde.

Der hl. Euſtachius. (20. Sept.)

Patron der Jäger und Schwertfeger.

Der hl. Euſtachius, vor ſeiner Bekehrung Placidus genannt, bekleidete unter Trajan eine hohe militäriſche Würde. Wahrſcheinlich iſt er dieſelbe Perſon mit dem Kriegstribun Placidus, der im Heere des Veſpaſian diente und von Flavius Joſephus mehrmals genannt wird. Schon als Heide führte er ein reines, gerechtes Leben und war, wie der Hauptmann Cornelius, wohlthätig gegen die Armen. Zum Lohne dafür wurde er zum Chriſtenthume berufen, und zwar, wie der hl. Paulus, auf wunderbare Weiſe.

Er verfolgte auf der Jagd, ſo heißt es in der Legende, einen weißen Hirſch von ſtaunenswerther Größe und, als das gehetzte Thier ſtille ſtand, erblickte er zwiſchen den Geweihen ein glänzendes Kreuz, und eine Stimme rief ihm zu: „Placidus, was verfolgſt du mich? Geh zum Biſchof der Chriſten und laß dich taufen; denn weil du Almoſen ſpendeſt und Barmherzigkeit übſt, will auch ich dir barmherzig ſein." Er folgte dem Rufe der Gnade und

erhielt bei der Taufe den Namen Euſtachius. Nach der Taufe hatte Euſtachius wieder eine Erſcheinung des Herrn, die ihm Trübſal verkündigte. Durch mancherlei Unglücksfälle kam er um Hab und Gut und auf einer Reiſe nach Aegypten wurde er von ſeiner Frau Theopiſta und ſeinen beiden Söhnen Agapitus und Theopiſtus getrennt. In chriſtlicher Demuth diente er dann 15 Jahre lang einem Landmanne in dem Flecken Badyſſus. Inzwiſchen erlitt das Heer, welches Euſtachius ſo oft zum Siege geführt hatte, namentlich durch die Perſer manche Niederlage. Alles beklagte den Verluſt des erprobten Feldherrn. Man forſchte nach ihm; endlich erkannten ihn zwei Soldaten, die einſt unter ihm gedient, an einer Narbe am Nacken. Trajan ſetzte ihn wieder in ſeine Aemter und Würden ein. Er errang einen glänzenden Sieg über die Perſer und zwang ſie zum Frieden. Die Siegesopfer ſollten den Göttern dargebracht werden; der Feldherr aber weigerte als Chriſt das Götzenopfer und beſtand mit den Seinigen glorreich die Marter. Der Kaiſer vergaß alle Pflicht der Dankbarkeit und befahl, ſie in einen glühenden Ofen, welcher die Form eines Stieres hatte, zu werfen. Sich mit dem Kreuze bezeichnend, ſchritten ſie muthig hinein. Als man nach drei Tagen den Ofen öffnete, fand man ſie todt, aber die Leichen vollkommen unverſehrt. Selbſt das Feuer war barmherziger geweſen, als die Menſchen. Das geſchah um das Jahr 118.

Wegen ſeines Martertodes hat der hl. Euſtachius auf einigen Bildern den Stier als Attribut; die gewöhnliche Abbildung hält aber an der Jagderſcheinung feſt: Euſtachius im Jägerkleide kniet vor dem ſtrahlenden Kreuze; das Kleid iſt grün, Spieß und Jagdhorn werden beigegeben; auch hält er wohl in der Hand ein Hirſchgeweih, zwiſchen dem das Crucifix ſich befindet. Bilder von ihm ſind häufig in franzöſiſchen Kirchen z. B. in der Kathedrale von Chartres und in St. Patrice zu Rouen. Bekannt iſt der irrthümlich Hubertus genannte Kupferſtich von Dürer. Die Reliquien des hl. Euſtachius ruhen in einer koſtbaren Porphyrwanne in der Kirche Sant Euſtachio zu Rom; ein Theil derſelben kam in die Pfarrkirche St. Euſtache zu Paris.

Der hl. Euſtachius iſt Patron der Stadt Madrid, der

Schwertfeger und der Jäger. Im Patronate und in der Legende hat der hl. Hubertus viele Verwandtſchaft mit dem hl. Euſtachius. Eine andere Legende des Heiligen erinnert noch an die ſogenannten recognitiones (Wiedererkennungen), eine Erzählung von dem Wiederfinden ſeiner Frau und ſeiner beiden Söhne, die ſchon zu der Zeit des Paulinus von Nola bekannt war. Chriſtoph von Schmidt, der bekannte Kinderſchriftſteller, hat ſie in ſeinem Büchlein „Euſtachius“ ſchön beſchrieben. Eine der Antillen, eine Stadt in Canada und zwei in Frankreich tragen den Namen des Heiligen. (St. Euſtache.) Wegen ſeiner wechſelvollen Schickſale wurde er in bedrängten, verwickelten Lebenslagen angerufen; auch gehört er dem Kreiſe der 14 Nothhelfer an.

Der hl. Florian. (4. Mai.)

Patron der Bräuer, Kaminkehrer und Seifenſieder.

Der hl. Florian, römiſcher Kriegsoberſt, aber geborener Deutſcher, litt unter Diocletian und Maximinian zu Lorch in Oeſterreich und wurde nach langer Marter mit einem Steine am Halſe in die Enns geſtürzt. Das angegebene Patronat wird von Stadler, Lang und Hack in folgender Weiſe gedeutet. Der Heilige wurde als Patron in Feuersgefahren angerufen, weil er ſchon in ſeiner Jugend ein brennendes Haus durch ſein Gebet vom Untergange gerettet haben ſoll. Auch wird von ihm erzählt, daß ein Köhler ſeine Hülfe erfuhr, da er in einen brennenden Meiler gefallen war und unbeſchädigt herauskam. Weil er als Patron in Feuersgefahren galt, ſo wurde er beſonders verehrt von den Gewerben, die zu ihrem Geſchäfte das Feuer gebrauchen oder die durch ihre Arbeit der Feuersgefahr vorbeugen. Die Kaminkehrer führten im Wappen gekreuzte Beſen, darüber ein Scharreiſen in ſilbernem Felde; die Bräuer einen umgeſtülpten Bottich, darauf drei Schöpfſtöcke in goldenem Felde, die Seifenſieder ein Bund Kerzen und ein Stück Seife in blauem Felde. Auch die Böttcher hatten St. Florian zum Patron, weil er der Schutzheilige der Bierbrauer war, ferner den hl. Urban, weil er der Patron der Winzer war.

Abgebildet wird der hl. Florian als römischer Kriegsmann mit Rüstung und Fahne, neben ihm ein Feuer, in das er aus einem Kübel Wasser gießt. Statt des einfachen Feuers malte man wegen des Patronates oft ein brennendes Haus. Auch wird neben ihm zuweilen ein Haus mit einem Storchnest abgebildet, denn der Storch soll vor Feuer schützen. Stadler theilt einen alten Hymnus zu Ehren dieses Heiligen mit, worin derselbe gebeten wird, die Gläubigen früh und spät vor Brandschaden und der Verführung der Welt zu bewahren.

»O Martyr Sancte Floriane!
Custodi nos nocte et mane
Ab ignis nocivi laesione
Et ab omni saeculi laesione.«

An dem Orte seines Begräbnisses, dem heutigen St. Florian, 2—3 Stunden von der Stadt Linz entfernt, befindet sich das alte berühmte Stift, welches jetzt von den regulirten Chorherren des hl. Augustinus bewohnt wird. Die Reliquien des hl. Florian kamen in der Folge nach Rom und wurden bei denen des hl. Stephanus und Laurentius beigesetzt. Auch in Zeiten großer Dürre wird die Fürbitte des hl. Florian angerufen; er gehört zu den Schutzpatronen Oesterreichs, Polen's und Bologna's. Zenotty nennt als Patron der Böttcher den hl. Bischof Firminus († 18. August 370); einen Grund für die Auswahl dieses Patronates führt er nicht an. Wahrscheinlich hat der Name des Heiligen es veranlaßt, daß er von den Faßbindern als Patron verehrt wurde. Der Name des Heiligen hat oft zu naiven Wortspielen Anlaß gegeben, welche nicht ohne Einfluß geblieben sind auf die Auswahl der Schutzpatrone (vergl. den Artikel St. Wolfgang).

Der hl. Franziscus von Assisi. (4. October.)

Patron seines Ordens und der Kaufleute.

Franziscus, der Erneuerer und Umgestalter seiner Zeit, geboren im Jahre 1182 zu Assisi, von seinem Vater zum Kaufmannsstande bestimmt, gelangte durch ernste Betrachtung der Vergänglichkeit und Nichtigkeit des Irdischen zur Verachtung aller

Welteitelkeit und erwählte freiwillig die heilige Armuth als seine Braut nach dem Vorbilde des Heilandes, der auch nicht hatte, wohin er das Haupt legte. Er stellte nacheinander drei zerfallene Kirchen wieder her; die letzte war eine Marienkirche, welche von dem Grundstücke, worauf sie lag, Portiuncula genannt wurde. Neben derselben baute sich Franziscus eine Hütte. Einst hörte er in der hl. Messe die Worte des Evangeliums: „Ihr sollt weder Gold noch Silber noch Geld in euren Gürteln tragen, weder eine Reisetasche noch doppelte Kleidung noch Schuhe noch Stab haben." Diese Worte zündeten in seiner Seele, so daß er in großer Freude ausrief: „Das ist es, wonach mein Herz sehnlichst verlangt." Er wählte das Kleid der Armen, — noch jetzt hat die Tracht der Armen in den italienischen Städten z. B. der Schiffer in Venedig, Aehnlichkeit mit dem Franziscaner-Habit — und zog aus, um seinen Mitmenschen Buße zu predigen und seinem Heilande Seelen zu gewinnen. Seine ergreifenden Predigten, sowie das Beispiel seines abgetödteten, demüthigen und heiligen Wandels bestimmten viele, selbst die angesehensten Bürger seiner Vaterstadt, sich ihm anzuschließen. Das war der Anfang seines berühmten Ordens im Jahre 1209, für den er eine eigene Regel schrieb, die Papst Innocenz III. bestätigte.

Der vom hl. Franziscus gestiftete Orden hatte drei Abtheilungen, welche aber unter der Leitung eines Oberen standen. Der erste Ordenszweig bestand aus Männern, Priestern und Laienbrüdern; erstere arbeiteten in der Seelsorge, letztere besorgten die häuslichen Geschäfte in den Klöstern. Aus Demuth nannten sie sich mindere Brüder, fratres minores, daher Minoriten. Schon bei dem ersten Generalkapitel, dem auch der hl. Antonius von Padua anwohnte, und das im zehnten Jahre nach der Gründung des Ordens zu Assisi gehalten wurde, kamen 5000 mindere Brüder zusammen. Der zweite Orden besteht für weibliche Personen. Klara, eine vornehme und reiche Jungfrau zu Assisi, legte zuerst mit elf gleichgesinnten Freundinnen in der Kirche zu St. Damianus die Gelübde ab; sie nannten sich nach der hl. Klara Klarissen. Zum dritten Orden gehören alle jene geistlichen und weltlichen Personen beiderlei Geschlechtes, welche sich, ob reich oder

arm, nur verbindlich machen, dem hl. Evangelium gemäß ihr Herz nicht an die irdischen Güter zu hängen, im Erwerb derselben nie die Gerechtigkeit zu verletzen, nach ihrem Stande rein und keusch zu leben, öfters die hl. Sacramente zu empfangen und täglich gewisse Gebete zu verrichten.

Gott zeichnete den hl. Franziscus durch die größten Wunder und Gnadengaben aus; in den letzten Jahren seines Lebens wurde er mit den hl. fünf Wundmalen begnadigt. Als er dem Tode nahe war, ließ er sich in die Kirche Portiuncula bringen, ermahnte seine Mitbrüder in einer rührenden Abschiedsrede zur genauen Beobachtung der Ordensregel, zur Liebe der hl. Armuth und zu allen christlichen Tugenden und starb selig in Gott, im Jahre 1226. Der hl. Bonaventura schrieb im Auftrage des Papstes die Lebensgeschichte des hl. Franziscus, den er selbst noch gekannt hatte, nach den Aussagen der Augen- und Ohrenzeugen für die Nachwelt nieder.

Auf Kirchenbildern hat der hl. Franziscus Seraphicus folgende Symbole und historische Attribute. Die Lilie, welche er hält, deutet auf seine Herzensreinheit hin. Als Anspielung auf einen Traum des Papstes stützt er den wankenden Lateran. Der Seraph und die Wundmale des Heilandes erklären sich aus seiner Legende. Er tritt mit dem Fuße auf eine Kugel (Sinnbild der Welt, die er verachtete) und hat einen Todtenkopf als Attribut, Symbol seiner hl. Buße. Als Ordensstifter wird er wohl durch das Patriarchalkreuz ausgezeichnet. — Wie der hl. Franziscus Seraphicus der Stifter der minderen Brüder war, so war St. Franziscus de Paula der Stifter der Minimen (der mindesten Brüder). Das Wort »Charitas« in einer Glorie wurde das Wappen seines Ordens.

Der hl. Franziscus Xaverius. (3. Dezember.)

Patron der christlichen Missionäre.

Der hl. Franziscus Xaverius, der Apostel Indiens, wird von den christlichen Glaubensboten besonders verehrt und kann mit Recht dem großen Völkerlehrer St. Paulus und dem hl. Bonifatius an die Seite gestellt werden. Denn wie der hl. Paulus immer

bereit war, das Evangelium dort zu verkündigen, wohin vor ihm noch kein Glaubensbote gekommen war, so hat auch der hl. Franziscus Xaverius das Kreuz errichtet unter den Völkern des fernen Indiens und Japans, denen das Evangelium der Erlösung noch nicht gepredigt war. Und wie der hl. Bonifatius noch als Greis in heiliger Begeisterung sich von Neuem der Bekehrung der Heiden widmete, so harrte auch der hl. Franziscus in diesem vornehmsten Werke der Nächstenliebe aus bis zum letzten Athemzuge. Die glühende Liebe zu Gott und den Mitmenschen, der muthige Opfergeist, welcher Leiden und Mühen freudig erträgt, diese Kennzeichen des wahren christlichen Glaubensboten, waren das Erbtheil des hl. Franziscus geworden und haben ihm die Krone der Heiligkeit erworben und den hohen Ruhm in der Christenheit gesichert. So wurde er der Patron und das herrliche, leuchtende Vorbild der christlichen Missionare.

Franziscus Xaverius wurde geboren am 7. April 1506 auf dem Schlosse Xavier in Navarra. Wegen seiner vornehmen Geburt und seiner großen Geistesgaben war ihm der Weg zu Ehre und Ruhm in der Welt geebnet, und er schien auch als Jüngling darin das Ziel seiner Wünsche zu erkennen, das er mit rastlosem Eifer verfolgte. Dem hl. Ignatius gebührt das Verdienst, diesem hochstrebenden Geiste den Weg des Kreuzes gezeigt zu haben. Als er sich ganz in den Dienst Christi gestellt hatte, wurden seine geistigen Anlagen in ebenso viele Gnadengaben umgewandelt. Nachdem er in die junge Gesellschaft Jesu getreten war, suchte er durch die größten inneren und äußeren Abtödtungen sich auf den schweren Beruf eines Glaubensboten vorzubereiten. In heiliger Betrachtung und in frommem Gebete wurde sein Geist erleuchtet, in dem demüthigen Dienste unter den Kranken und dem armen Volke wurde seine Tugend geläutert und vollendet.

Es geht nicht wohl an, hier eine nur einigermaßen vollständige Uebersicht seines an Arbeiten, Opfern und Segnungen so reichen Lebens zu geben. Als er unter den Völkern Indiens und Japans das Christenthum verbreitete, schienen die Zeiten der Apostel wiederzukehren; viele Hunderttausende wurden von dem hl. Franziscus bekehrt. Gott hatte ihm die Wundergabe verliehen,

um ihn als seinen Gesandten zu bezeugen. Und wie sein Herz durch die Gnade Gottes unter den vielen Entbehrungen und Leiden getröstet wurde, wie sein Eifer für Gottes Ehre und seine glühende Nächstenliebe, die wie beim hl. Paulus Allen Alles sein wollte, unter den apostolischen Arbeiten stets sich vermehrten, und wie seine Demuth durch die großen Erfolge nur noch vollkommner wurde, das läßt sich am besten erkennen aus den noch erhaltenen Briefen des Heiligen an seinen Ordensoberen, den hl. Ignatius. Diese Briefe, wahre Bekenntnisse einer heiligen Seele, sind das schönste Denkmal seines Ruhmes; sie zeigen uns eine durch Gottes Gnade zur hohen Vollendung gereifte Tugend. Nachdem der hl. Franziscus 10 Jahre in Indien seinem apostolischen Berufe gelebt hatte, wollte er auch in China das Evangelium verkünden. Aber er kam nur bis zu der Insel Sancian; hier sollte ihm nach Gottes Willen die himmlische Krone zu Theil werden; der Heilige starb einsam, die Augen auf das Bild des Gekreuzigten gerichtet. Seine letzten Worte waren: „Herr, auf dich habe ich mein Vertrauen gesetzt; ich werde in Ewigkeit nicht zu Schanden werden.“ Durch seine beständigen Arbeiten war sein Haar frühzeitig ergraut.

Der Tod des hl. Franziscus ist von der christlichen Kunst oft gemalt worden, und es gehören diese Darstellungen zu den schönsten religiösen Bildern. Der Heilige starb hülflos, fern von der Heimath, auf einer einsamen Insel, und doch so reich durch seine Verdienste und doch so getröstet durch seine frohe Hoffnung auf Gott. Auf den genannten Bildern trägt der Heilige das Kleid seines Ordens; in der Hand hält er das Bild des Gekreuzigten, für dessen Ehre er arbeitete; sein vor Freude strahlendes Auge ist gen Himmel gerichtet, auf seinen verklärten Zügen ruht himmlischer Friede; — das schönste Bild eines christlichen Todes. Wir finden es oft in der Geschichte der Kirche, daß die um das Christenthum hochverdienten Männer die Vollendung ihres Werkes nicht erleben. Ihr Tod gleicht dem Tode des Moses, der nur von fern das gelobte Land schaute, aber es selbst nicht betreten durfte. Der hl. Chrysostomus z. B. starb in der Verbannung; den Triumph der Gerechtigkeit sollte er nicht erleben. Der hl. Gregor arbeitete mit Heldenmuth für die Freiheit der Kirche;

aber seine letzten Worte waren: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Sünde gehaßt; darum sterbe ich in der Verbannung". So starb auch der hl. Franziscus, ohne die Heimath wiederzusehen und den Dank und das Lob seiner Mitbrüder empfangen zu können, allein und verlassen, auf einer entlegenen Insel. Es war dieses das letzte Opfer, das Gott von seinem Diener forderte, das Opfer der Ergebung in den Willen Gottes, der in seiner Weisheit Alles wohl macht und die Krone der Vollendung gibt, wann und wie er will. — Der hl. Franziscus trägt auf seinen Bildern die Symbole der Glaubensboten: das Crucifix und das Evangelienbuch. Zuweilen wird er auch in schwebender Haltung dargestellt, zum Andenken daran, daß er oft während des Gebetes vom Erdboden erhoben wurde. Endlich befindet sich auf seinen Bildern auch als Attribut das Zeichen I. H. S., umgeben von einer Sonne. Es wird dieses Zeichen wohl erklärt durch die Worte „In hoc signo (vinces) (in diesem Zeichen wirst du siegen)", oder durch die Worte Jesus, hominum salvator (Jesus, Heiland der Menschen), in Wirklichkeit enthält es die ersten Buchstaben des griechisch geschriebenen Namens Jesu, und bedeutet das Amt des Heidenapostels, welcher die Lehre des Heilandes verkündet, des Lichtes zur Erleuchtung der Heiden. In der Folge ist dieses Zeichen das Hauptsymbol des Jesuitenordens geworden, welches auch die Kirchen dieses Ordens kennzeichnet; so befindet es sich u. a. auf dem Thurme der Jesuitenkirche in Bonn. Der Stifter des Ordens, St. Ignatius, hat dieses Zeichen auf Kirchenbildern regelmäßig als Attribut.

Der hl. Georg. (23. April.)

Patron der Soldaten, Schwertfeger und Sattler.

Der hl. Georg wird in den Kirchen des Morgen- und des Abendlandes als einer der berühmtesten Blutzeugen Christi verehrt. Die Griechen nannten ihn den großen Martyrer; fünf Kirchen seines Namens gab es in Constantinopel, die älteste wahrscheinlich von Constantin erbaut. Von demselben soll auch die Kirche errichtet sein, die auf dem Grabe des Heiligen in Palästina stand. Die Meerenge der Dardanellen bekam den Namen „Arm des

hl. Georgius", weil eine viel besuchte Kirche seines Namens zur Seite derselben gelegen war. In vielen Kirchen des Orientes, besonders in der nach ihm benannten Landschaft Georgien, wurde er als Titularheiliger verehrt.

Im Abendlande wurde durch die Waller nach Jerusalem, die sein Grab besuchten, die Andacht zum hl. Georg verbreitet. Gregor von Tours bezeugt dieselbe für das 6. Jahrhundert. Die hl. Clotilde ließ Georgi-Altäre errichten; Gregor der Große (590—604) ließ in Sicilien eine alte, bereits verfallene Georgi-Kirche wieder herstellen; Papst Leo II. weihte 683 eine Kirche auf den Namen des hl. Sebastian und Georgius. Fortunatus von Poitiers hat ein Gedicht verfaßt auf eine Kirche des Heiligen, die zu Mainz stand. Somit war seine Verehrung auch im Abendlande allgemein und sehr früh eingeführt.

Fragt man nach den Lebensumständen des Heiligen, so steht wenig Sicheres fest, da seine Martyrer-Acten verloren gegangen sind; aber das Alter und die Allgemeinheit seiner Verehrung ist historisch gut beglaubigt. Die Bollandisten berichten aus den sichersten Quellen viele Wunder, welche in allen Landen auf die Fürbitte des hl. Georg geschehen sind. Die von Simeon Metaphrastes, einem griechischen Geschichtsschreiber des 10. Jahrhundertes, gesammelten Nachrichten über sein Leben stimmen darin überein, daß er unter Diocletian in Nikomedien den Martertod erlitten hat. Die Arianer hatten Legenden über den Heiligen erdichtet, die aber vom Papste Gelasius verworfen wurden. Wie es scheint, war der hl. Martyrer von Geburt ein Kappadocier, wahrscheinlich ein höherer Kriegsmann, und, da an der uralten Verehrung seiner Reliquien, also auch an seiner Persönlichkeit, nicht zu zweifeln ist, so mag er, wie Einige annehmen, jener muthige junge Krieger gewesen sein, der nach Lactantius und Eusebius die kaiserlichen Verordnungen gegen die Christen, welche zu Nikomedia angeschlagen waren, in Stücke riß und dann nach muthigem Bekenntnisse seines Glaubens und nach langer Marter am Charfreitage starb als der erste Blutzeuge in der Diocletianischen Verfolgung. Nach Metaphrastes litt er im Jahre 303 zu Lydda in Palästina, welche Stadt später San Giorgio genannt wurde.

Die Siege, welche die Kreuzfahrer unter Anrufung des heil. Georg errangen, vermehrten noch die Berühmtheit desselben bei den Kriegsleuten. Er galt im Mittelalter als das Vorbild aller Ritterlichkeit, und mit Vorliebe stellten sich die ritterlichen Genossenschaften unter seinen Schutz und benannten sich nach seinem Namen. Der Ritterbund des Georgenschildes in Süddeutschland zählte im Jahre 1392 gegen 450 Mitglieder; es sind im Ganzen dreizehn ritterliche Orden bekannt, die seinen Namen trugen. In Deutschland wurde am berühmtesten der bayrische St. Georgenorden, welcher bis auf die Zeiten der Kreuzzüge zurückreicht und im Jahre 1729 erneuert wurde; er verpflichtete seine Mitglieder zur Vertheidigung der Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä. Radowitz (Ikonographie) legt dem hl. Georg folgende Patronate bei, wie er sie in Siegeln und Münzen gefunden: St. Georg war Patron von Deutschland, England, Genua, Bayern, Lüttich, Mansfeld, Piemont, Nymwegen, Ulm, Ferrara, Mantua, auch war er Patron der Soldaten; in der Garnisonkirche zu Koblenz ist er als der Patron der Kavallerie dargestellt neben St. Joseph, Barbara und Mauritius als den Schutzheiligen der Pioniere, der Artillerie und der Infanterie. In den Zunftchroniken wird er als der Patron der Sattler erwähnt, wie Kolping populär erklärt, „weil er so fest im Sattel saß".

Besonders wurde St. Georg in England verehrt; schon unter ihren normannischen Königen verehrten die Einwohner dieses Landes ihn als Schutzheiligen im Kriege, und das Feldgeschrei der Engländer war Jahrhunderte hindurch: England and St. George! Das 1222 abgehaltene National-Concil in Oxford führte seinen Gedenktag als gebotenen Feiertag für England ein. Unter seinen Schutz hat Eduard III. den im Jahre 1330 errichteten Orden des Hosenbandes gestellt, der aus 25 Rittern besteht, den König mitgerechnet. Kaiser Friedrich III. stiftete 1470 einen Ritterorden zu Ehren des hl. Georg; auch gab es in Venedig einen Militärorden, welcher den Namen des Heiligen trug.

Als im 14. Jahrhunderte „der schwarze Tod" die Länder Europa's verwüstete, und das Volk in seiner Andacht die viel verehrten Schutzheiligen im Kreise der 14 Nothhelfer anrief, wurde

auch der hl. Georg als Nothhelfer verehrt (Weber, Die 14 Nothhelfer S. 38). Conrad Dangkrotzheim, Schöffe zu Hagenau und Mitglied der Meiſterſingerzunft zu Colmar, welcher im Jahre 1435 ſein ſchönes „Heiliges Namenbuch“ ſchrieb, nennt ihn

. . . „den Ritter Sanct Jergen
ein edelen helfer in der not.“

Von dem gläubigen Volke wurde er verehrt als Helfer in geiſtigen Kämpfen, in Gefährdung der Standhaftigkeit im Glauben, gegen die Macht des böſen Feindes, in manchen Gegenden auch bei Krankheiten der Hausthiere. Eine große Menge von Städten, Inſeln u. ſ. w. ſind nach ihm benannt, ſo 3 St. Georg, 40 St. Georgen, 75 St. Georges, 24 San Giorgio, das ungariſche Szt. György, das ruſſiſche Jurburg und dazu noch die vielen Zuſammenſetzungen, St. Georgendamm, St. Georgenthal, St. Georgenwalde, St. Georgsberg u. a.

Die Bilder des hl. Georg kommen ſehr zahlreich vor. Er iſt gewöhnlich zu Pferde dargeſtellt, einen Drachen tödtend; oft iſt ſeine Lanze abgebrochen, weil er der Legende zufolge, nachdem die Lanze zerbrochen, den Drachen mit dem Schwerte tödtete. Wenn Georg auf den beſiegten Drachen tritt, ſo unterſcheidet er ſich dadurch von Michael, daß er die Martyrerpalme hat, Michael dagegen iſt geflügelt und trägt die Waage des Gerichtes. Ueber die Symbolik der Drachenbilder wird in dem Artikel „St. Martha“ Näheres mitgetheilt werden. Zuweilen ſieht man bei St. Georg ein Mädchen, welches der Drache in dem Augenblicke zu verſchlingen drohte, als der Heilige anlangte. Dieſe Darſtellung iſt ein Bild des chriſtlichen Kampfes gegen den hölliſchen Drachen. Sie kann auch gefaßt werden als der Sieg der Kirche über das Heidenthum, letzteres hier repräſentirt durch Diocletian, welcher die letzte allgemeine Chriſtenverfolgung ins Werk ſetzte, und ſomit als Repräſentant des in ohnmächtiger Wuth tobenden und hinſterbenden Heidenthums gelten kann. Die von St. Georg gerettete Jungfrau heißt in der Legende Cleodolinde; ſie iſt nach der Symbolik der alten Kunſt eine Perſonification der Stadt Nikomedien, welche, noch in Satan's Gewalt, heidniſch war und durch den hl. Georg davon befreit wurde. Treffend ſchreibt darüber Kreuſer: „Die

Herren Klassiker denken dabei an Andromeda, Perseus und sonstiges Heidenzeug. Die Sache steht einfach so: Städte werden von der alten Kunst als Jungfrauen abgebildet, z. B. Stadt und Jungfrau Roma. Nach der Rede des Demosthenes von der Krone krönte die Jungfrau Byzanz ihre Freundin Athen. Die Stadt Nikomedia war noch in des Drachen Gewalt, d. h. heidnisch, davon befreite sie und führte sie zum Christenthume der hl. Georg."

In diesem Heiligen dachte sich die christliche Kunst der Vorzeit den wackeren Streiter für des Heilandes Ehre, den Rittersmann gegen alles Christusfeindliche versinnbildet. Darum ist auch seine Abbildung, wie Hack im christlichen Bilderkreise gut auseinandersetzt, vorherrschend sinnbildlich. Sein Panzer bedeutet den Glauben und die Liebe, und sein Helm die Hoffnung des Heils (II. Thessal. 5, 8); überhaupt bedeutet die Rüstung den Streiter Christi. Der Schild ist ein Sinnbild der Gerechtigkeit (Weish. 5, 20). Die Lanze, womit der Heilige den Drachen, das Sinnbild des Bösen, erlegt, und die sehr oft durch eine Kreuzesfahne vertreten wird, ist ein Symbol der Entrüstung und des Zornes gegen die Abgötterei (Weish. 5, 21). Wird der Heilige reitend dargestellt, so sitzt er auf einem Schimmel (Offenb. 14, 14), und, da er für den Herrn sein Blut vergoß, so ist der Mantel roth. St. Georg wird auch auf dem Drachen stehend vorgestellt, mit einer Lanze in der Rechten, einen Schild, von einem Kreuze durchzogen, am linken Arme. In freier Stellung ist er stets geharnischt und trägt eine Kreuzesfahne.

Die Fahne, deren Symbolik hier näher betrachtet werden soll, ist ein im Volksleben und der christlichen Kunst viel gebrauchtes Sinnbild. Mit diesem Zeichen wurden die Vasallen belehnt, und die größeren Lehen, bei welchen diese Investitur vorkam, erhielten davon den Namen Fahnen-Lehen (vanlen, wie der Sachsenspiegel schreibt). Um die Fahne sammelte sich das Heer; und die Reichssturmfahne der Deutschen im Mittelalter trug das Bild des hl. Michael. In der Schweiz kam der Gebrauch auf, die Fahne zu netzen. Drohte Gefahr, so rief die in einen Brunnen gesteckte Fahne alle Mannschaften zu den Waffen; man tauchte die Fahne in das Wasser und schwur, „nicht zurückzukehren, es wäre

denn der Feind geschlagen oder die Fahne an der Luft getrocknet". Feierlich sind die Bestimmungen der alten Kriegsordnungen für den Fähnrich. „Er soll sein anbefohlenes Fähnlein verwahren und in Ehren halten, gleich seinem ehelichen Weibe. Würde er von dem Feinde so bedrängt, daß ihm die rechte Hand abgeschlagen wäre, soll er das Fähnlein in die linke Hand nehmen, und wird ihm auch diese abgehauen, es mit den Stümpfen an sich ziehen, sich darin wickeln, Leib und Leben dafür lassen." Bei Märkten steckte man zum Zeichen der Marktfreiheit Fahnen aus. Wie im bürgerlichen, so spielt auch im kirchlichen Leben die Fahne als ein bedeutungsvolles Sinnbild eine große Rolle. Um die Kirchenfahnen versammelten sich die Gemeinden bei Bittgängen und feierlichen Umzügen, jede kirchliche Genossenschaft hatte ihr besonderes Banner, die Zünfte hatten als Zeichen ihrer Einheit ihre mit dem Bilde des Schutzheiligen geschmückte Fahne. Auf alten Gemälden und Bildnissen, welche die Auferstehung des Herrn darstellen, hält der Heiland eine Fahne in der Hand. Das ist die Osterfahne Christi, das Sinnbild des Sieges. Seit alten Zeiten ist die Fahne beinahe unzertrennlich geworden vom Auferstehungsbilde. Auch das Lamm Gottes trägt die Siegesfahne, um anzudeuten, daß der Sieg durch den Opfertod Christi erlangt wurde. Fortunatus singt vom heiligen Kreuze: „Vexilla regis prodeunt, fulget crucis mysterium" („Des Königs Fahne wallt hervor, hellleuchtend strahlt das Kreuz empor"). Ueber den Triumph der Siegesfahne Christi in der Geschichte schreibt schön der Bischof Eberhard von Trier: „Zuerst stand die Feindesfahne der Juden wider Ihn. Er zerstreute das Volk durch alle Länder. Dreihundert Jahre waren die trotzigen Adler des Römerreiches aufgepflanzt wider Christi Fahne. Im Gerichtshofe des Pilatus standen sie; am Kreuze und am Grabe Christi waren sie wieder; sie standen wider Petrus und Paulus, wider die Apostel und Martyrer dreihundert Jahre lang. Wo ist das römische Reich? Die Fahne des Auferstandenen weht. Aegypten zog zu Felde mit seinen Standarten, auf denen Leoparden und andere Thiere standen. Wo ist das Reich? All' seine Macht ist zerstreut und verweht; die Fahne des Auferstandenen weht. Die römischen Adler erschienen

wieder in dem französischen Kaiserreiche. Groß war ihr Flug; vieler Herren Länder überflogen sie. Aber wo sind sie geblieben? Wo ist derjenige, der sie seinen Soldaten gab? Gestorben, verweht bis zum fernen Eilande ist er; die Fahne Christi aber ist unsterblich, wie Christus selbst unsterblich ist." Von den christlichen Fahnen hat das Labarum, die Fahne Constantin's, einen weltgeschichtlichen Namen erlangt. Sie hatte zum Stabe ein Kreuz, ganz von Gold eingefaßt; von dem Querbalken des Kreuzes fiel ein glänzendes Fahnentuch von Purpur nieder, mit Gold und Perlen reich geschmückt; auf des Kreuzes Spitze erglänzte eine kostbare Krone, und unter derselben der heilige Namenszug Christi. Auf Kirchenbildern haben die Fahnen als Attribut den Erzengel Michael und die ritterlichen Heiligen, wie Georg, Mauritius und die Ritter der thebanischen Legion, wegen ihrer Tapferkeit im Erdulden des Martyriums, endlich den hl. Capistran († 1456). Johannes Capistranus, Franziscaner, reiste durch ganz Europa und predigte den Kreuzzug gegen die Türken, den er unter Johannes Corvinus mitmachte, indem er im Kampfe die Fahne vorantrug; ihm wird zum Theile der Sieg bei Wien zugeschrieben. Er war ein Mann von außerordentlichen Gaben; auf seinen Bildern trägt er ein rothes Kreuz vor der Brust und die Kreuzesfahne in der Hand.

Der hl. Goar. (6. Juli.)

Patron der Töpfer, Winzer und Gastwirthe.

Die alte Legende nennt St. Goar „einen ruhmwürdigen Mann von stattlichem Aeußeren, gutmüthig, enthaltsam, stark im Glauben, vollkommen im Wandel, begnadigt mit der Gabe der Wunder und der Weissagung". Die Stadt St. Goar am Rhein, in einem der schönsten Theile des Rheingaues, früher Hauptort der Grafschaft Katzenellnbogen, verdankt ihre Entstehung dem hl. Goar, der hier in der ersten Hälfte des 6. Jahrhundertes das Evangelium predigte. Sein Vaterland soll Aquitanien sein; er führte schon in früher Jugend ein heiliges Leben und zeichnete sich aus durch die Erfüllung aller Christenpflichten. Nachdem er

im Alter von 24 Jahren die hl. Priesterweihe empfangen hatte, verließ er seine Heimath und ging an den Rhein, um als Glaubensbote daselbst zu wirken. Er erbaute sich zwischen Oberwesel und Boppard eine Zelle, aus welcher später die gleichnamige Stadt entstanden ist, ein bleibendes Denkmal seiner segensvollen und tiefeingreifenden Wirksamkeit. In der Kirche dieser Stadt sind schöne altdeutsche Gemälde; über der Stadt sind die Trümmer der 1619 durch die Franzosen zerstörten Bergfestung Rheinfels, nahebei ist der Loreleifelsen mit dem 15fachen Echo, im Rhein oberhalb der Stadt die St. Goarsbank.

An den Ufern des Rheins lebten damals noch viele Heiden, denen St. Goar die Lehre des Kreuzes verkündigte. Da er sehr liebevoll und demüthig gegen Jedermann war und seine Worte durch einen heiligen Lebenswandel bestätigte, so faßten die Heiden Vertrauen zu ihm, und Gott segnete sein Werk mit vielen Bekehrungen. Die neu gewonnene Christenheit führte er auch zur Cultur und Gesittung, indem er die Waldgründe in fruchtbare Aecker und Weingärten verwandelte; daraus erklärt es sich, daß die Winzer ihn als Patron verehrten.

Die eigene Heiligung suchte St. Goar auch durch die Ausübung christlicher Gastfreundschaft zu fördern, weshalb er das Patronat der Gastwirthe erlangte. Er nahm die Fremden und Armen auf, speiste sie, wartete ihrer und gewann durch diese Liebesdienste ihre Herzen. Zwei Hofdiener des Bischofs Rusticus von Trier verleumdeten den Heiligen, der dann nach Trier zur Verantwortung vorgeladen wurde. Auf dem Wege wollten die gottlosen Ankläger vor Durst verschmachten; aber St. Goar, so meldet die Legende, läßt drei Hirschkühe, die des Weges kamen, im Namen der hl. Dreifaltigkeit stille stehen, und labt mit der Milch der Thiere seine Begleiter; so übte er Barmherzigkeit an seinen Feinden. Vor dem Bischofe vertheidigte er sich durch ein Gottesurtheil, indem er seine Einsiedlerkappe an einen Sonnenstrahl aufhängte. Als man ihn der Schwarzkunst anklagte, bewirkte er durch sein Gebet, daß ein kleines Kind mit deutlicher Rede seine Unschuld betheuerte. König Sigbert I. von Austrasien, zu dem der Ruf der Heiligkeit und der Wunder des frommen Einsiedlers

gedrungen war, forderte ihn ohne Unterlaß auf, dem allgemeinen Wunſche der Gläubigen zu willfahren und die biſchöfliche Würde anzunehmen. Der Heilige widerſetzte ſich demüthig und entſchieden dieſem Anſinnen und betete mit Inbrunſt zu Gott, daß er ſeine Lebenstage in der Einſamkeit und Verborgenheit beſchließen dürfe. Sein Gebet wurde erhört; er wurde von einer ſchmerzlichen Krankheit ergriffen, die ſieben Jahre anhielt und ihn hinderte, ſeine Zelle zu verlaſſen; er entſchlief dann ſelig am 6. Juli 575.

Durch die mitgetheilte Legende wird die Darſtellung des hl. Goar auf Kirchenbildern erklärt. Er hat auf ſeinen Bildern als Attribut eine oder drei Hirſchkühe, die Einſiedlerkappe am Sonnenſtrahle und den Topf der Gaſtlichkeit; wegen des letzteren Attributes haben ihn die Töpfer als Patron erwählt, und wegen dieſes Patronats hat er auch das Töpferrad als Abzeichen erhalten. Zuweilen ſchwebt über ſeinem Haupte eine Mitra, weil er ein Bisthum ausſchlug. Die Töpfer führten im Wappen Geſchirre in rothem oder goldenem Felde, und die deutſchen Meiſter dieſes Gewerbes waren im Mittelalter berühmt; manche Oefen und Töpferwaaren, die ſie für Burgen, Rathhäuſer und Klöſter lieferten, ſind durch Schönheit und kunſtreiche Verzierungen ausgezeichnet.

Der hl. Papſt Gregor. (12. März.)

Patron der Sänger und der gelehrten Schulen.

Gregor der Große ſtammte aus einer reichen Senatoren-Familie Roms und wurde um das Jahr 540 geboren. Er gehört ſeinem Leben nach auf die ernſte Grenzſcheide zweier Weltalter, wo die altrömiſche Welt innerlich und äußerlich gebrochen zuſammenſank und die Zeit des Mittelalters anhob, welche ſo viele nicht geahnte Kräfte und Entwickelungen damals noch unter rohen Anfängen verbarg. Biſchof Eberhard, der ein ſchönes Lebensbild dieſes großen Mannes entwirft, nennt ihn mit Recht den großen Papſt der Miſſionen zur Zeit der Völkerwanderung. Aus einer altrömiſchen Familie entſproſſen, in römiſcher Bildung und Art erzogen, mit wichtigen weltlichen Aemtern betraut, gehörte Gregor

nach allen diesen bedeutenden Beziehungen dem untergehenden Weltalter an. Neben einer tüchtigen Bildung für den Staatsdienst erhielt er durch seine fromme Mutter Sylvia, welche frühzeitig Wittwe geworden war und für das klösterliche Leben große Zuneigung hegte, eine der katholischen Kirche innig zugewandte Richtung. Um 570 wurde er vom Kaiser Justinus zum Prätor von Rom erhoben. Dieses Amt verwaltete er in schwieriger Lage, da im Innern der Kirche die Fortsetzung des Dreikapitelsstreits und von Außen die Longobarden das weströmische Reich zerrütteten und bedrohten, mit Würde und zur Zufriedenheit der Römer. — Es hatte damals der hl. Benedictus seinen berühmten Orden gestiftet. Er hatte an nichts gedacht, als eine Regel zu geben und ein bescheidenes Institut zu gründen, worin der einzelne Mensch in tiefer Zurückgezogenheit sich heiligen und seinem eigenen Heile leben könne. Gott aber hat diesen Gedanken gesegnet und ihm eine Erweiterung und Fruchtbarkeit gegeben, die der hl. Stifter nicht ahnen konnte. Der junge Gregor, ein Weltmann, ein Staatsmann von großen Gaben des Geistes und des Herzens, beliebt und bewundert in den gesellschaftlichen Kreisen, entschließt sich zum Erstaunen seiner Zeitgenossen, all' seinen Ehren und Reichthümern gänzlich zu entsagen. Er verwendete sein großes Vermögen zur Errichtung von sieben Benedictiner-Klöstern und trat dann selbst in das im elterlichen Hause zu Ehren des hl. Andreas gestiftete als Mönch ein. In demselben verbrachte er nach eigenem Geständnisse die schönsten Tage seines Lebens. Aber schon nach einigen Jahren zog ihn Papst Benedict aus der Einsamkeit, indem er ihn zum Diakon der römischen Kirche weihte. Benedict's Nachfolger, Papst Pelagius II., schickte ihn als Gesandten an den Hof von Constantinopel, wo es ihm gelang, die Streitigkeiten auszugleichen. Nach seiner Rückkehr im Jahre 585 erlangte er die Erlaubniß, wieder in sein Kloster eintreten zu dürfen, zu dessen Abt er erwählt wurde.

In merkwürdiger Weise sollte in dem zukünftigen Papste der Geist der Heidenmissionen erwachen. Da Gregor eines Tages über den Sclavenmarkt wanderte und betrübten Herzens die Reihen der unglücklichen Menschen betrachtete, welche zum Verkaufe aus-

gestellt waren, zogen insbesondere die edelen Gesichtszüge einiger Jünglinge, die aus England herübergebracht waren, seine Aufmerksamkeit auf sich. Als er hörte, sie seien aus dem noch heidnischen England, da ging auf einmal eine apostolische Liebe zu dem fernen Lande in der edlen, großen Seele auf; er wollte um dieses Heidenland mit seinem Leben werben. Anspielend auf den Namen des Landes rief er aus: So viel versprechende Jünglinge wolle er wirklich zu engelgleichen Menschen, das Land zu einem Lande der Engel machen. Er ergriff bald den Wanderstab und verließ Rom; England war sein Reiseziel, die Bekehrung dieses Landes der Zweck seiner Reise. Er hat seinen Zweck erreicht, aber auf andere Weise. Das römische Volk, das sofort die Abreise des apostolischen Mannes vernahm, wollte sich in die Entfernung seines Lieblings nicht finden; er wurde eingeholt und zurückgebracht. Nicht die apostolische Wanderung war seine Bestimmung, sondern der apostolische Sitz, von dem aus er die Missionen unter den Heiden mit großen, umfassenden Gedanken ordnen und durch seine muthige Anregung in Bewegung setzen sollte. Immer schwebten ihm die unglücklichen Jünglinge aus England vor der Seele, ähnlich wie einst dem hl. Paulus ein Mann aus Macedonien im Traume vor die Seele trat und ihn bat, in Macedonien das Christenthum zu predigen. Er gab dem Benedictinermönche Augustin und 40 Gefährten den Befehl, England zu bekehren. Gregor blieb mit ihnen in unaufhörlichem brieflichem Verkehre; immer neue Impulse, Anweisungen, Rathschläge gehen aus von dem apostolischen Stuhle zu diesen apostolischen Gesandten. Die Christianisirung des englischen Inselreiches ist Gregor's Werk und größter Ruhm, und da von England der hl. Bonifatius und die deutschen Glaubensboten ausgingen, so ist auch Deutschland dem großen Papste Gregor zum Danke verpflichtet.

Ueberaus groß war die Wohlthätigkeit dieses hl. Oberhirten. Die Einkünfte der römischen Kirche sollten „Patrimonium der leidenden Menschheit" sein, und dafür verwendete er sie auch nach dem Berichte des Diakons Johannes, seines Biographen. „Viermal im Jahre gab der Papst der Geistlichkeit, seinen Hausgenossen, den Klöstern, Kirchen, Armen- und Krankenhäusern Rom's ihren

bestimmten Antheil. In den ersten Tagen des Monates spendete er den Armen je nach der Jahreszeit; täglich schickte er den Kranken und Gebrechlichen Speisen auf Wagen; verschämten Armen wurde von der päpstlichen Tafel mitgetheilt." Gregor entwickelte ungeachtet seiner Kränklichkeit eine außerordentliche Thätigkeit, so daß er mit Recht den Namen „der Große" erhalten hat. Das Werk Leo's, die Verbesserung des Kirchengesanges, vollendete er; nach ihm ist der „Gregorianische Gesang" benannt. Dem hochfahrenden Patriarchen von Constantinopel gegenüber nannte er sich demüthig „Diener der Diener Gottes"; den Armen war er ein sorgsamer Vater, den Unterdrückten ein muthiger Vertheidiger und Sachwalter. Aus allen Ländern kamen an ihn Anfragen in Gewissensangelegenheiten, und er ließ keinen Brief, mochte er auch von ganz niedrig gestellten Personen kommen, unbeantwortet. Im Jahre 604 rief Gott den wachsamen, unermüdlichen Oberhirten zu sich. Der hl. Isidor von Sevilla schreibt über ihn: „Er war voll der Furcht Gottes, an Demuth der Höchste und durch die Gnade des heiligen Geistes von einem so großen Lichte der Wissenschaft umstrahlt, daß kein ihm gleich großer Lehrer zu finden war." Die Bedeutung Gregor's für den wissenschaftlichen Fortschritt im Mittelalter erklärt Alzog (Patrologie, S. 491) in folgender Weise: „Wie Gregor durch seine liturgischen Schriften und seinen Kirchengesang den römischen Cultus bei den Germanen einführte, so hat er auch mit Boetius und Cassiodorus auf die allmähliche Ausbildung der Wissenschaft bei den Germanen vorzugsweise eingewirkt. Gregor machte nämlich durch Popularisirung der Resultate der Kirchenväter diese den noch wenig gebildeten Germanen genießbar; Cassiodorus verlieh ihren gelehrten Schulen durch die Erörterungen über die sieben freien Künste die Form des Trivium und Quadrivium; Boetius endlich bahnte durch seine Uebersetzungen und Commentare zu Aristoteles und Porphyrius die Kenntniß der griechischen Philosophie und deren Gebrauch bei den Germanen an."

Ein altes Gemälde stellt den hl. Gregor mit seinen Eltern dar. Gregor ist angethan mit den Zeichen seiner Würde, trägt in der Linken das verschlossene Evangelienbuch, die rechte Hand ist wie zum Segen sanft erhoben, der Gesichtsausdruck ist der einer

ungewöhnlichen Sanftmuth mit väterlichem Ernste gemischt. Auf anderen Kirchenbildern trägt er ein einfaches Kreuz; auf seinen Schultern ruht eine weiße Taube, das Symbol des heiligen Geistes. Das Buch in der Linken deutet theils auf die von ihm verfaßten Werke, theils will es ihn als Verbesserer der Liturgie und des Kirchengesanges und als Patron der Gelehrten darstellen. Zuweilen trägt er mit dem Buche eine Feder, oder auch eine Kirche. Ebenso findet sich öfter die schöne Scene, wie er 12 Arme speist, künstlerisch dargestellt. Im späteren Mittelalter war besonders in Miniaturen und Holzschnitten häufig die Darstellung der sog. Gregori-Messe. Es ist darauf der hl. Gregor abgebildet, das hl. Meßopfer darbringend; ihm erscheint der Heiland, umgeben von den Passionswerkzeugen.

Weil der hl. Gregor sich die Erziehung der Jugend sehr angelegen sein ließ und weil er die Schulen verbesserte, so hat einer seiner Nachfolger, Papst Gregor IV., gleichfalls ein Freund der Jugend und der Schulen, im Jahre 830 zu seinem Andenken ein Schulfest gestiftet und veranlaßt, daß Gregor der Große seitdem als der Patron der Schulen angesehen wird.

Das Schulfest am Gregori-Tage wurde in fast allen christlichen Ländern feierlich und freudig begangen und hat sich vielerorts bis auf die Gegenwart erhalten. In Böhmen pflegen am 12. März die Schulknaben einen Umzug zu veranstalten; man nennt sie dort die Gregorius-Soldaten. An manchen Orten war bei dieser Feier eine beliebte Figur der Bauer, der seinem Sohne Kunst und Wissen vermittelst des berühmten Nürnberger Weisheits-Trichters wollte eintrichtern lassen. Fast immer traten bei dem Feste die sieben freien Künste und sämmtliche Stände und Handwerke mit den üblichen Sprüchen und Reimen auf.

Der ungünstigen Witterung wegen wurde in Deutschland das Gregorius-Fest zuweilen auf den zweiten Pfingsttag verlegt. Besonders feierlich wurde das Gregorius-Fest bis in die neueste Zeit in Koburg begangen. Reinsberg, der eine ausführliche und interessante Darstellung dieser Feier gibt, schreibt darüber in seinem festlichen Jahr S. 74: „Da sah man nicht nur die meisten Professionen und Handwerke, sondern auch National- und historische

Trachten. Bäcker mit weißen, Gerber mit lohgelben, Tuchmacher mit grünen Schürzen, Schuhmacher, Schmiede und Böttcher mit Schurzfellen und Handwerksgeräth, das jeder trug, mit buntfarbigen Bandschleifen geschmückt, — bewegten sich zwischen Thüringer Bauern, Schweizer Landsknechten und Rittern des Mittelalters; Friedrich der Einzige mit Zopf und Stock, Napoleon in seinem kleinen Hute und andere geschichtliche Größen standen unter Bergschotten und Türken, und Alles gehorchte willig den Anführern, welche sich durch seidene Schärpen kenntlich machten."

Diese Sitten waren nicht leere Spiele der Unterhaltung; die für dramatische Spiele begeisterte Vorzeit hat vielmehr in der sorgsamen Pflege des Gregori-Festes praktischen Sinn und pädagogisches Verständniß bekundet. In der Wahl der Tracht und des Handwerkszeuges zeigte der Knabe schon die Liebe zu seinem künftigen Berufe und gewährte so den Eltern und Lehrern oft einen nützlichen Einblick in seine Anlagen und Neigungen. Die Zurüstungen und Vorbereitungen auf das Fest boten der Jugend eine anregende und nützliche Beschäftigung dar, hielten die Langeweile fern, weckten den Erfindungsgeist, und die Feier des Tages selbst war für die Jugend eine reiche Quelle unschuldiger Freude. Der Frohsinn und das muntere Treiben der Gregorius-Soldaten bieten dem einsichtigen Pädagogen ein erfreulicheres Bild dar als die Geistesmüdigkeit und Blasirtheit so mancher Stadtkinder der Neuzeit, die durch trockene Schularbeit ermüdet sind und das schwere Joch und die ganze Last der modernen Schulwuth ertragen müssen.

Gewöhnlich wurden beim Gregori-Feste die Kinder in reicher und sinniger Weise beschenkt; so wurde schon in alter Zeit regelmäßig Backwerk unter dieselben vertheilt, und in einem alten Gregorius-Liede heißt es: „Der Brezel heißt pretiolum — ein Preislein für die Kinder." Oft hatten die als Preise bei dem Gregorius-Feste vertheilten Brezeln die Form der einzelnen Buchstaben des Alphabets. Gaben zur Veranstaltung des Festes sammelte der Lehrer mit den Kindern, und in Süddeutschland sagt man noch davon: „Der Schulmeister geht in Gregori." Im Etschlande und im Vintschgau hat der Kinderschmaus am Gregori-Tage

den Namen Marende (vom italieniſchen merenda, Vesper). In Löwen iſt der Gregorius-Tag das Hauptfeſt der Schulen geblieben, indem an demſelben der ſogenannte Primus ausgerufen wird. Der Schüler, welcher ſich am meiſten durch Betragen, Fleiß und Leiſtungen ausgezeichnet hat, wird feierlich als Primus oder Erſter gekrönt und von der ganzen Schule zur Kirche geleitet; auf dem Wege geht ihm ein Mitſchüler mit einem Lorbeerzweige voran.

Die hl. Kaiſerin Helena. (18. Auguſt.)

Patronin der Nadler und der Nagelſchmiede.

Die hl. Helena, welche das Kreuz und die Nägel des Kreuzes wieder auffand, wird dargeſtellt mit der kaiſerlichen Krone und mit dem hl. Kreuze oder mit den hl. Nägeln in der Hand. Sie wurde deshalb von den Nadlern und den Nagelſchmieden im Mittelalter zur Patronin erwählt; ſie führten im Wappen ein purpurnes Herz mit drei Nägeln im ſilbernen Felde. Die Kirche feiert das Andenken an die Auffindung des hl. Kreuzes am 3. Mai; und das Feſt Kreuzerfindung iſt durch ein ſchönes kirchliches Officium ausgezeichnet. Die Kaiſerin Helena, ſo heißt es darin, welche mit Andacht die hl. Stätten beſuchte, entdeckte bei Jeruſalem die Felſengruft des hl. Grabes. Groß war ihr und des anweſenden Volkes freudiges Erſtaunen, als man nahe bei dem hl. Grabe drei Kreuze ſammt Nägeln und der vom Kreuze getrennten Inſchrift fand. Da man nicht genau wußte, welches der drei Kreuze das des Heilandes ſei, kam der Biſchof von Jeruſalem, Makarius, im Gebete erleuchtet, auf den Gedanken, die drei Kreuze zu einer ſchwer erkrankten Frau bringen zu laſſen. In Gegenwart der Kaiſerin und des Volkes berührte man die Kranke mit den Kreuzen; bei den beiden erſten ohne Wirkung, als ſie aber mit dem dritten Kreuze berührt wurde, erlangte ſie in wunderbarer Weiſe plötzlich ihre Geſundheit wieder. Die Thatſache der Entdeckung des hl. Kreuzes beruht auf ſo vielen, ſo frühen und ſo ehrwürdigen Zeugniſſen, daß dieſelbe nicht in Zweifel gezogen werden kann. Die hl. Helena ließ dieſe koſtbare Reliquie in ein ſilbernes, mit Edelſteinen geziertes Gehäuſe einfaſſen und zur Verehrung der

Gläubigen in der prächtigen Kirche aufstellen, welche der Kaiser Constantin auf dem Kalvarienberge erbaut hatte. Auch in Bethlehem ließ die fromme Kaiserin an der Stätte der Geburt des Erlösers eine Kirche errichten; die hl. Helena starb hochbetagt am 18. August 328.

Schon die erste Christenheit hatte einen großen Reichthum von Andacht zum hl. Kreuze; als mit Constantin das Christenthum die Freiheit erlangte und St. Helena das hl. Kreuz aufgefunden hatte, kam vorzüglich das Wahrzeichen des Christenthums zu Ehren. „Der Cultus, der in Einöden begonnen", so schildert Ranke diese Zeit, „nahm die Welt ein. Die Basilika wurde ein christlicher Tempel. An allen Landstraßen, auf den steilen Höhen der Gebirge, in den Päſſen durch die Thalschluchten, auf den Dächern der Häuser sah man das Kreuz". Da die hl. Helena in so naher Beziehung zu dem hl. Kreuze steht, so erscheint es angemessen, an dieser Stelle eingehender über die Symbolik des hl. Kreuzes zu handeln.

In den drei ersten christlichen Jahrhunderten, den Zeiten der Verfolgung, war die Darstellung des Kreuzes Christi eine vorherrschend sinnbildliche; der Namenszug Christi, das Zeichen des Fisches, des Lammes, des Pelikans, des guten Hirten, das waren die ersten Darstellungen, welche an Christi Kreuz und Opfertod erinnerten. Besonders war das Bild des guten Hirten verbreitet, weil es am meisten geeignet war, in der schweren Zeit der Verfolgung die Hoffnung und den Muth der Christen zu erwecken und zu erhalten. Zur Zeit des hl. Paulinus von Nola errichtete man rothe Kreuze, auf denen Christus als Lamm dargestellt war. Der Fortschritt von der sinnbildlichen Darstellung zu dem wirklichen Crucifixe wurde bestimmt durch die Irrlehre der Doketen, welche behaupteten, Christus sei nur scheinbar gestorben. Ihnen gegenüber stellte die christliche Kunst die Passion des Heilandes dar, weil sie in der Vertheidigung der christlichen Wahrheit ihren hehrsten Beruf erkannte. Das Truillaner Concil im Jahre 692 sanctionirte ausdrücklich den frommen Gebrauch der Crucifixe.

Auf den ältesten Kreuzbildern der abendländischen Kunst erscheint Christus in langem Gewande, nicht angenagelt, sondern vor dem Kreuze stehend und die Hände zum Segen erhebend.

Auch wurde das Kreuz als Lebensbaum aufgefaßt und deshalb grün dargestellt, weil am Kreuze das Heil der Menschheit erblühte, und weil eine alte Sage das Holz des Kreuzes auf den paradiesischen Lebensbaum zurückführt. Auf den alten Bildern trägt der Heiland gewöhnlich ein weißes Gewand und eine Königskrone; diese Attribute bezeichnen den im Leiden triumphirenden Erlöser. Seit dem 10. Jahrhunderte wurde der Heiland verscheidend oder gestorben, mit gesenktem Haupte abgebildet. Vielleicht erst seit den Zeiten Michel Angelos (16. Jahrh.) wird das Haupt des Herrn nach hinten gesenkt und mit offenem Munde dargestellt.

Nicht selten sind am Kreuze nur die Hände, die Füße und das Herz angebracht, um die hl. fünf Wunden darzustellen, oder auch die Leidenswerkzeuge, von den Alten schön „Wappen Christi" genannt. Auch kommen Bilder vor, auf denen Engel mit dem Kreuze und den Leidenswerkzeugen in den Lüften schweben. Der Vater betrachtet das Werkzeug der großen Erlösung, und neben ihm ist der hl. Geist in der Gestalt der Taube angebracht; diese Bilder hatten den Namen „die ewige Liebe".

Das alte Kreuz ist für vier Nägel bestimmt; diese ältere Darstellung scheint die richtige zu sein; denn die hl. Helena fand nach dem Zeugnisse des Ambrosius vier Nägel bei dem Kreuze. Bei den alten Crucifixen sind die Arme des Heilandes oft unangenagelt ausgespannt, wodurch das Wort des Herrn ausgedrückt werden soll: „Wenn ich erhöht sein werde, dann werde ich Alles an mich ziehen." Auch hat wohl die rechte Hand die drei Vorderfinger zum Segnen gebogen, während die Linke flach und wegweisend ist, andeutend das Loos der Verdammten, die zur Linken, und den Lohn der Gesegneten, die zur Rechten des Weltenrichters stehen werden. Die alten Maler brachten ferner auf den Bildern der Kreuzigung fünf oder mehrere Engel an, welche die Leidenswerkzeuge halten oder das Blut aus den Wunden des Herrn in Kelchen sammeln; die letztere Darstellung findet sich auf dem Gebetbuche der hl. Elisabeth. Dieser Gedanke ist schön und berechtigt, da nach dem Berichte der Evangelien die Engel an der Passion des Herrn mitleidig Antheil nahmen, ihn beim Leidenskelche stärkten und an seinem Grabe wachten. Ueberhaupt liebte es die alte Kunst, durch

irgend ein Zeichen an die hl. fünf Wunden zu erinnern. Die Meiſter der Goldſchmiedekunſt fügten deshalb in die Kreuzchen, die als Schmuck getragen wurden, gern fünf rothe Edelſteine (Karfunkel) ein.

Die Schlange am Fuße des Kreuzes, durch den Apfel im Maule oft als die paradieſiſche Schlange noch genauer beſtimmt, ſoll den Sieg Chriſti über das Reich des Böſen andeuten. Auch der Todtenkopf, dem zwei kreuzweiſe übereinandergelegte Beinknochen als Unterlage dienen, wurde vielen Crucifixen zu Füßen gelegt. Einige meinen, es ſei das geſchehen, um den Calvarienberg (Schädelſtätte) anzudeuten, Andere erinnern dabei an die alte Legende, nach welcher Adams Schädel unter dem Kreuze auf Golgatha lag. Die Darſtellung ſoll wohl nur andeuten, daß durch das Kreuz der Tod beſiegt iſt und alle Menſchen zum ewigen Leben erlöſt ſind. — Die Chriſten ließen es ſich von jeher angelegen ſein, das Kreuz, dieſes heilige Zeichen der Erlöſung, zu ſchmücken; namentlich mit Edelſteinen, um dadurch den hohen Werth des Verſöhnungstodes Chriſti anzudeuten. Weil man in der Blüthe der ſogenannten Paſſionsblume die Leidenswerkzeuge auf wunderbare Weiſe dargeſtellt findet, ſo wird dieſe Blume oft am Fuße des Kreuzes abgebildet. Ueberhaupt liebte man es, wegen ihrer reichen Symbolik mit Blumen das Kreuz zu ſchmücken. Zuweilen iſt dasſelbe oben mit einem Kranze von Roſen umwunden. Weiße Roſen zeigen den Opfertod aus Liebe an; abwechſelnd weiße, rothe und gelbe Roſen ſind Sinnbilder der Geheimniſſe des hl. Roſenkranzgebetes. Außer mit Roſen wird das Kreuz noch mit Weintrauben und Aehren und mit Epheu geziert. Erſtere bedeuten das hl. Altarſacrament, letzterer deutet auf die Treue des Glaubens hin. Sehr ſchön und ſinnig werden am Kreuze als Zeichen des Sieges zwei Palmen in Form eines Andreaskreuzes übereinander gelegt. Seltener ſind Palmen und Lorbeer daſelbſt in ähnlicher Weiſe verbunden. Auch iſt das Kreuz ſehr oft von Strahlen umgeben, als Zeichen des hohen Opfers, das auf ihm dargebracht wurde, und des hohen Werthes, den es für die Menſchheit hat. Die Strahlen, die aus ihm hervorbrechen und nach allen Seiten hin ausgehen, zeigen die am hl. Kreuze verdiente göttliche Gnade an.

Der Sieg und Ruhm des hl. Kreuzes in der ganzen christlichen Welt wird am Besten verkündet durch das häufige Vorkommen des Kreuzbildes in und außer der Kirche, in den gottesdienstlichen Gebräuchen und auch in dem Culturleben der christlichen Völker. Die verschiedenen Kreuzesformen, ungefähr 40 an der Zahl, sind zu den Zeiten der Kreuzzüge entstanden, als die Anführer als Abzeichen ein besonderes Kreuz erhielten, das sie später zur Erinnerung an ihren Zug in das gelobte Land in ihre Wappen aufnahmen.

Die sog. drei gestrengen Herren.

In Deutschland pflegt man die Heiligen Pankratius (12. Mai), Servatius (13. Mai) und Bonifatius (14. Mai) „Wetterpatrone", oder die „drei strengen Herren", auch wohl die „drei Eismänner" zu nennen; in den Niederlanden hat man dafür die Heiligen Mamertus, Pankratius und Servatius (11., 12., 13. Mai) als die „Eisheiligen" angenommen. Fast allgemein ist im Volke die Meinung verbreitet, daß um die Mitte Mai oft ein Nachwinter komme, der den Saaten verderblich sei. So sagen die Franzosen: A la mi-mai, Queue d'hiver (Um Maimitte Winterschleppe); die Landleute in Oberitalien bezeichnen ihn als l'inverno dei cavatieri, den Seidenwürmer-Winter. „Pankraz, Servaz und Bonifaz sind drei Eismänner", sagt man in der Pfalz; im Saalthale, namentlich bei Naumburg, werden sie die „Weindiebe" genannt, und in der Eifel heißt es: „Wer seine Schafe scheert vor Servaz, dem ist die Wolle lieber als das Schaf"; „Vor Servaz kein Sommer, nach Servaz kein Frost"; heißt es an anderen Orten.

Es gelten somit allgemein diese Tage als das Ende der kalten Nächte; vollständig wird die Furcht vor den Nachtfrösten erst am St. Urbanstage (25. Mai) abgelegt. Die Czechen haben aus den Anfangsbuchstaben der drei „Eismänner" ein eigenes Wort gebildet: Pan Serboni,[1] und sagen davon „Pan Serboni verbrennt die Bäume", weil man bei seiner Ankunft heizen muß.

Daß die Gedenktage dieser drei Heiligen in den Wetterregeln des Volkes so oft genannt werden, ist leicht zu verstehen. Um

[1] Pan = Herr.

die Mitte Mai stehen die Bäume in der Blüthe; Nachtfröste sind zu dieser Zeit am schädlichsten, und die Gärtner halten es mit Recht als ein gutes Vorzeichen für den Sommer, wenn zu dieser Zeit die Blüthe keinen Schaden gelitten hat. Über die Bedeutung der Wetterregeln spricht sich Reinsberg in seinem Büchlein „Das Wetter im Sprichwort" in zutreffender Weise aus: Je unberechenbarer das Wetter ist, so sagt er, desto größer ist der Wunsch der Menschen, es im Voraus zu bestimmen, um so sein Thun und Lassen mit Erfolg darnach richten zu können. Seit der ältesten Zeit hat man daher versucht, den Wechsel der Witterung mit anderen Erscheinungen der äußeren Natur, sei es am Himmel oder in der Luft, an Pflanzen und Thieren in einen gewissen Einklang zu bringen, und die mannigfachen Erfahrungssätze, welche sich aus diesen Beobachtungen ergaben, haben sich in zahllosen gereimten und reimlosen Sprüchen erhalten, die unter dem Namen Bauernregeln bekannt sind. Da dieselben zum großen Theile an die hergebrachten Namen der Kalendertage anknüpfen, so hat es auf den ersten Anschein allerdings etwas Widersinniges, daß die sogenannten Loostage oder entscheidenden Tage Einfluß auf die Witterung eines bestimmten Zeitraumes von kürzerer oder längerer Dauer haben sollen. Bei näherem Einblick jedoch ersieht man, daß diese kritischen Tage fast immer gut gewählt sind, und daß in dem scheinbaren undurchdringlichen Chaos der Bauernregeln gewisse Gesetze herrschen, die nicht so ohne Weiteres zu verwerfen sind.

Denn, wenn z. B. Weihnachten und Johanni für einflußreich auf das Wetter gelten, so erklärt sich dieses aus dem Erfahrungssatze, daß die Sonnenwenden in der Regel einen Wechsel in der Witterung herbeiführen. Warum die kalten Nächte an den Tagen der strengen Herren so sehr gefürchtet sind, wurde schon erklärt. Wenn es ferner heißt, daß Regen am St. Urbans- und St. Barnabastag (11. Juni) dem Wein gefährlich ist, so hat man nicht Unrecht, weil Regen um diese Zeit den Wein in seiner Blüthe stört, und wenn man fürchtet, daß Regen an Mariä Heimsuchung (2. Juli), am Sieben-Brüdertag (10. Juli) und St. Margarethen-Tag (13. Juli) längere Zeit anhält, so rührt dieses aus der richtigen Beobachtung her, daß die glühende Julisonne fortwährend

die Feuchtigkeit aus der Erde zieht, die dann als Regen wieder herabfällt. Daß hierbei die Bestimmung der Dauer des Regens oft nur willkürlich, je nachdem es der Reim erforderte, oder mit Anspielung auf die Namen des Tages angegeben wird, kann nicht auffällig sein, da die Bauernregeln vom Volke selbst ausgegangen sind und das Volk die Dichtung liebt. Eine Anspielung des Namens veranlaßte z. B. die Annahme, es werde 40 Nächte hindurch frieren, wenn es in der Nacht vom 10. März, dem Feste der 40 Ritter, friere.

Dagegen hat es seine Richtigkeit, daß, wenn um Johanni Schmetterlinge fliegen, es im nächsten Jahre viele Raupen gibt, und: „Wenn im Hornung die Mücken schwärmen, muß man im Winter die Ohren wärmen", oder „tanzen im Januar die Mucken, muß der Bauer nach dem Futter gucken", indem es länger nachzuwintern pflegt, wenn die Witterung in diesen beiden Monaten gelinde ist. Auch die vielen allgemein gehaltenen Sprüche des Volkes, welche sich auf die Beobachtungen an einzelnen Himmelserscheinungen, Thieren und Pflanzen stützen, stimmen zum großen Theile mit den Erfahrungssätzen der Wissenschaft überein. Nur ist wohl darauf zu achten, daß bei vielen Bauernregeln, die sich an bestimmte Tage des Jahres knüpfen, nicht der vom Papste Gregor XIII. verbesserte und nach ihm benannte Gregorianische Kalender, sondern der alte Julische Kalender zu Grunde liegt, welcher um 12 Tage von unserer Zeitrechnung abweicht, so daß der erste Januar des letzteren auf den 13. Januar neuen Stil's fällt.

Wenn freilich die mancherlei Wahrzeichen von Wind und Wetter, welche das Sprichwort enthält, oft nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmen, so muß man an die alte Regel denken: Der Kalendermann macht die Kalender und Gott das Wetter.

Ueber die bildliche Darstellung der genannten drei Heiligen sei Folgendes bemerkt: Pankratius starb zu Rom als Martyrer im jugendlichen Alter um das Jahr 304. Durch den hl. Bonifatius wurde seine Verehrung in Deutschland verbreitet, und es sind ihm viele Pfarrkirchen geweiht. Abgebildet wird er als Jüngling in römischer Tracht mit dem Schwerte. — Der hl. Servatius († 384), Bischof von Mastricht, hat auf seinen Bildern

als Abzeichen den Adler, das Sinnbild der Gottesgelehrten, als welchen er sich auf den Kirchenversammlungen erprobt hatte. Bonifatius († 755), der Apostel der Deutschen, hat auf Kirchenbildern als Abzeichen das von einem Schwerte durchbohrte Evangelienbuch.

Der hl. Hubertus. (3. Nov.)

Patron der Jäger, Förster und Metallarbeiter.

Der hl. Hubertus, Sohn des Herzogs Bertrand von Aquitanien, begab sich an den Hof Pipins, diente Anfangs der Welt und ihrer Eitelkeit und war wenig um das Heil seiner Seele besorgt. Einst jagte er in den Ardennen während der Charwoche und sah einen weißen Hirsch, der ein leuchtendes Crucifix zwischen den Geweihen trug. Im Christenthum wurde er unterrichtet von dem hl. Lambert zu Mastricht, dessen Nachfolger er wurde, als dieser am 17. September 709 des Martertodes starb. Gegen seinen hl. Lehrer Lambertus hegte er zeitlebens die größte Verehrung und erbaute zu Lüttich, wo derselbe sein Blut vergossen, eine herrliche Kirche; auch verlegte er dorthin den Bischofssitz. In seiner umfangreichen Diöcese an den Grenzen von Brabant gab es noch manche Heiden und viele Reste heidnischen Aberglaubens; in treuem Eifer für das Heil der Seelen ging St. Hubert als Glaubensbote bis in die entlegensten Thäler der Ardennen, um den halbwilden Bewohnern das Evangelium zu verkünden. Ueberall siegte das Kreuz; an Stelle der zerstörten Götzentempel erhoben sich christliche Kirchen. Die Legende preist den hl. Bischof wegen seiner Liebe zu den Armen und seiner bewunderungswürdigen Beredsamkeit. Als ihm geoffenbart war, daß er nach Verlauf eines Jahres sterben werde, bestellte er freudig sein Haus und wandte die letzten Tage seines Lebens dazu an, noch einmal seinen Sprengel zu durchwandern. Er erkrankte bei der Einweihung einer Kirche in der Nähe von Lüttich und starb im Jahre 727. Sein Leichnam wurde unter allgemeiner Theilnahme des Volkes nach Lüttich gebracht, im Jahre 825 aber, noch ganz unverwest, nach dem Kloster St. Hubert in den Ardennen übertragen. Bereits im zehnten Jahrhunderte verehrten die Jäger im ganzen Umfange

der Ardennen den Heiligen als ihren Schutzpatron und feierten sein Fest am 3. November.

Die nach ihm benannte Benedictiner-Abtei St. Hubert in Belgisch-Luxemburg wurde ein viel besuchter Wallfahrtsort. Namentlich wird seine Fürbitte angerufen von solchen, die von wüthenden Hunden gebissen worden sind; in St. Hubert werden dieselben unter Anrufung des hl. Bischofs gesegnet. Dargestellt wird der hl. Hubertus im Jägerkleide, den Hirsch mit dem Crucifixe zur Seite. Mehrere Ortschaften sind nach dem Heiligen benannt, auch das ehemalige sächsische Jagdschloß Hubertsburg, berühmt durch den am 15. Februar 1763 geschlossenen Frieden, wodurch der siebenjährige Krieg beendigt wurde. Es gab mehrere nach diesem Heiligen benannte Ritterorden, und in Bayern ist der St. Hubertus-Orden der älteste und vornehmste des Königreiches. Sein Festtag, der 3. Nov., ist der Gedenktag der Uebertragung seiner Reliquien von Lüttich nach der Abtei Audain, welche davon den Namen St. Hubert erhielt. Am Tage des hl. Hubertus begann regelmäßig die Hochwildjagd. Weil er mit seinem goldenen Schlüssel nach der Legende den von tollen Hunden Gebissenen Heilung verschaffte, so wird er auch, wie erwähnt, gegen die Wasserscheu angerufen. Der Jägerglaube kennt auch sog. Hubertus-Schlüssel, mit welchen die Jagdhunde auf die Stirn gebrannt werden, um sie gegen die Wasserscheu zu sichern. Mit solchen Schlüsseln wurden sonst häufig auch die von einem tollen Hunde gebissenen Wunden ausgebrannt. In Vlämisch-Belgien werden am St. Hubertus-Tage noch besondere Brödchen gebacken, welche Huibrechts broodje heißen und zu Ehren des Heiligen mit einem Jagdhorn geziert sind. Nach Cahier wurde St. Hubert auch von den Metallarbeitern und den Optikern als Patron verehrt. Das kam daher, weil diese Künste in Lüttich früh aufblühten, die Künstler aber ihren Landesheiligen als Patron verehrten. Während das Patronat des hl. Hubertus, wie erwähnt, schon seit dem 10. Jahrhunderte bekannt ist, hat das Jagdrecht im Laufe der Jahrhunderte große Wandelungen durchgemacht. Das Jagdrecht der deutschen Vorzeit wird namentlich durch die Rechtssprichwörter bezeugt, von welchen Graf und Dietherr aus Anlaß einer von der Universität

München gestellten Preisaufgabe eine umfangreiche Sammlung veranstaltet haben. Die Jagd auf Hochwild war lange Zeit ein ausschließliches Recht der Landesherren. Mancherlei Vorschriften waren in Betreff der Hegezeit gegeben. Eine kurbayrische Verordnung vom Jahre 1673 schrieb für größere Hofmarken die Anstellung „eines gelernten und gebrödeten Jägers mit gehöriger Besoldung vor, damit ein solcher nicht wie ein Thrazier vom Raube lebe und dadurch der Nachbarschaft zur Last falle".

Gemeinschädliche Thiere, wie Füchse, Bären, Wölfe hatten keinen Frieden. Zur Vertilgung dieser dem übrigen Wildstande schädlichen Raubthiere waren in der karolingischen Zeit eigene Wolfsjäger angestellt. Dagegen gehörten Marder und Falken in den Wildbann; daher die Rechtssprichwörter: „Falken sind der Fürsten Weidwerk." „Ein Marder (wohl wegen seines kostbaren Pelzes) gehört in den rechten Wildbann." Bei Ottern und Bibern war eine Hegezeit nicht vorgeschrieben; sie gehörten zur niederen Jagd, theils wegen der Unbedeutendheit des Jagdgewinns, theils wohl auch, wie Graf meint, wegen der Unsicherheit, ob Ottern und Biber überhaupt noch zum jagdbaren Wilde und nicht vielmehr in den Bereich der Fischerei gehörten. Wildschweine durfte Jeder auf seinem Grundstücke erlegen nach dem alten Rechtssprichworte: „Wildschwein und Eichhorn sind Gäste."

Noch in der fränkischen Zeit war die Jagd ein allen Freien zustehendes Recht. Im Laufe der Jahrhunderte hat sich aber hier das fiscalische Interesse ein Vorrecht (Regal) gesichert. Schon Freidank (Bridank Bescheidenheit, herausgegeben von W. Grimm 1834) äußert seinen Unmuth lebhaft in folgenden Worten:

„Die Fürsten zwingen mit Gewalt
Feld, Stein, Wasser und Wald.
Dazu nehmen sie die Thiere, wild und zahm,
Und machen's so auch mit der Luft allsamm.
Die muß uns aber doch gemeinsam sein!
Könnten sie uns auch den Sonnenschein
Verbieten, nicht minder Wind und Regen,
Man müßte ihnen den Zins in Gold abwägen."

Aus der Oberaufsicht des Staates über die Forstkultur ist die Forsthoheit und im weiteren Verlaufe auch ein Forstvorrecht

des Königs hervorgegangen. Dasselbe stand mit dem königlichen Vorrechte der Jagd in enger Verbindung, obwohl eine wirkliche Anerkennung dieses staatlichen Nutzungsrechtes der Anschauung des Volkes widerstrebte. Dieses wollte vielmehr lange noch das edle Weidwerk jedem freien Manne in unbeschränkter Weise gewahrt wissen und huldigte deshalb dem Grundsatze: „Es soll jedes Wild sein in dessen Rechte, in dessen Gewalt es ist", oder „wer die Vögel fängt, dessen sind sie, und wer hinten nach kommt, hat nichts davon". Ungeachtet dieser der Entwickelung des königlichen Jagdrechts ungünstigen Anschauungen hat sich dasselbe immer mehr ausgebreitet, so daß zuletzt nur noch die Jagd auf Vögel und Bienen allgemein gestattet war; denn „die Biene ist ein wilder Wurm" und „wer den Impf fängt, deß ist er". In einigen Gegenden war Anfangs das Fangen des Wildes lediglich mit Hunden (Rüden) zu eigenem Bedarfe noch gestattet, ein schwacher Ueberrest der alten Jagdfreiheit. Allmälig wurde selbst der Vogelfang ein Bestandtheil des Wildbanns, so daß nur der damit Belehnte, meistens der Adel, einen Vogelherd anlegen durfte. Derb und mit komischem Zorne über die Ausbildung des Jagdregals schreibt Kreitmayer in seinem Kommentare zum bayrischen Landrechte: „Hätte man an Mäusen, Ratten, Würmern, Schlangen, Schnecken, Heuschrecken, Mücken und Maikäfern soviel Profit und Lustbarkeit, wie an anderen wilden Thieren gefunden, so wären sie ebenfalls schon lange mit zum Jagdregale gezogen worden."

Dem Wildbanne war das in Thiergärten eingeschlossene Wild entzogen; denn dieses gehörte so wenig zur Jagd als der Vogel im Bauer. „Tauben und Pfauen und anderes Federspiel wird gemein, wenn es aus den gewirkten Gewaren entkommt", d. h. auf freiem Felde konnte es Jeder durch Besitzergreifung sich aneignen. —

Der hl. Apostel Jacobus der Aeltere. (25. Juli.)

Patron der Hutmacher.

Der hl. Jacobus der Aeltere (wie Durandus meint, der Berufung nach) ist der Bruder des hl. Johannes; im Mittelalter

hat er auch den Namen „Jacobus der merer“. Er gehörte mit Petrus und Johannes zu den bevorzugten Jüngern und wurde der erste Martyrer unter den Aposteln; er war Zeuge der Verklärung Christi auf dem Tabor und seiner Todesangst am Oelberge. Sein Festtag, der 25. Juli, fällt in die Erntezeit und heißt deshalb in den Datirungen der Urkunden des Mittelalters: „Jacobstag in der Aren“, „Jacobstag im Schnitt“, „Jacobstag in der Ernen“.

Die Legende berichtet von ihm, daß er nach der Himmelfahrt des Herrn nach Spanien gekommen sei, um dort das Evangelium zu verkünden; so erfüllte er den Auftrag Christi: „Ihr sollt meine Zeugen sein in Jerusalem und bis an der Erde Grenzen“; denn Spanien galt damals als das entlegenste Land. Nach Palästina zurückgekehrt, lebte er, wie Epiphanius erzählt, in steter und strenger Abtödtung und wurde von dem Könige Herodes Agrippa vor dem Osterfeste zum Tode verurtheilt und enthauptet. Sein Leichnam wurde von seinen Schülern nach Spanien, dem Lande seiner apostolischen Arbeiten, gebracht, zu Ira Flavia, jetzt El Padron, beigesetzt, endlich unter König Alfonso nach Jago di Compostella übertragen, wohin Papst Leo III. den bischöflichen Sitz verlegt hatte. Der Leib des hl. Apostels wurde in den Kriegen des 16. Jahrhundertes in der Apostelkirche zu Compostella begraben, und man wußte lange Zeit die Stelle nicht mehr. Den Nachforschungen des Erzbischofs Paya y Rico gelang es im Jahre 1884, daß man die kostbaren Reliquien wieder auffand. Papst Leo XIII. schickte den Promotor s. fidei Augustin Caprara nach Compostella, welcher an Ort und Stelle alle Einzelheiten zu revidiren und dann zu berichten hatte. Als er nach Rom zurückgekehrt war, erfolgte am 19. Juli 1884 die definitive Entscheidung, daß die Identität der hl. Reliquien des Apostels Jacobus über jeden Zweifel erhaben sei und daher von dem römischen Stuhle mit apostolischer Autorität bestätigt werde; an dem Haupte des h. Apostels sind die Spuren des Martyriums noch zu sehen.

Compostella hat nach Einigen seinen Namen von campus stellae, nach Anderen von Jacobus Apostolus und war neben Jerusalem und Rom das ganze Mittelalter hindurch das Ziel frommer Wallfahrer; es ist auch noch jetzt unter den Gnadenorten

dadurch ausgezeichnet, daß die Dispens von dem Gelübde der Pilgerfahrt nach Compostella dem Papste reservirt ist. Gegen das Jahr 1170 bildete sich in Spanien der Orden vom Jacobsschwert, dessen Zweck war, die nach Compostella ziehenden Pilger vor den Verfolgungen der Mauren zu schützen. Er wurde bald reich und mächtig und veranlaßte viele innere Kriege, weshalb Hadrian ihn von der spanischen Krone abhängig machte.

Auf seinen Bildern hat Jacobus das Schwert als Attribut, ferner als apostolischer Wanderer Stab, Pilgermuschel und Hut. Wegen dieser Darstellung war er ehedem der von der Zunft der Hutmacher erwählte Patron. Auch die in England bestehende Gewohnheit, am Jacobstage alten Stils die ersten Austern zu essen, wird von Reinsberg (festl. Jahr S. 217) auf die Sitte zurückgeführt, daß Jacobus „in den Legenden als erster Pilgrim mit Stab und Muschel dargestellt werde".

Auf dem Hauptaltare der ihm geweihten Kirche zu Compostella befand sich früher seine Statue, aus Holz gefertigt. Ueber derselben hing eine schwere Krone, und vierzig Kerzen brannten vor dem Altare. Diese hölzerne Statue wurde später durch eine goldene, zwei Fuß hohe, ersetzt, die in einer Kapelle aufgestellt war. Auf einem Bilde von Guido Reni in der Gemälde-Gallerie zu Madrid hat Jacobus ein gelbes Oberkleid und ein grünes Unterkleid, seine Hände sind gefaltet, seine Augen zum Himmel gerichtet, ein Lichtstrahl umfließt ihn. Auf einem trefflichen Bilde von Andreas del Sarto (Gal. der Ufficien in Florenz) ist er als Schutzheiliger der „Bruderschaft des hl. Jacobus" dargestellt. Zu seinen Füßen sind zwei Knaben abgebildet, da die Erziehung verwaister Kinder die Aufgabe der genannten Bruderschaft war. In Spanien, als dessen kriegerischer Patron gegen die Mauren er galt, ist er häufig dargestellt worden als der Besieger der Feinde. Wie die Deutschen St. Michael, die Franzosen St. Denis (Dionysius), die Engländer St. George besonders verehrten und deren Bildnisse auf ihren Kriegsfahnen führten, so war „St. Jago" Jahrhunderte lang das Feldgeschrei der Spanier in der Schlacht. Weil er nach der Sage in der Schlacht bei Clavijo (808) auf einem strahlenden Rosse, ein wallendes Panier in der Hand, den Spaniern erschien

und den christlichen Waffen zum Siege verhalf, so wird er in der spanischen Kunst oft auf einem weißen Rosse reitend abgebildet. Es bildete sich in Spanien ein nach ihm benannter Ritterorden, dessen Mitglieder das sog. Jacobskreuz trugen: ein hohes Kreuz, dessen drei obere Enden lilienförmig ausgehen, während der untere Theil in einer Kugel endigt.

Festlich wird der Jacobstag begangen auf Hohenberg bei Ellwangen, wo der hl. Jacobus Patron ist, in Schwaben, weil dort zu Jacobi die Dienstzeit der Mägde umgeht, und von den Sennerinnen auf den Alpen, die an diesem Tage in ihren Wohnungen Besuch empfangen und ein gemeinschaftliches Fest feiern. Im Berner Oberlande lodern, sobald die Abenddämmerung des Jacobstages anbricht, auf allen Höhen und Felspunkten Feuer auf. Da der St. Jacobstag in die Ernte fällt, so achtet man auf das Wetter, und es wird deshalb dieser Tag, wie auch der folgende St. Annatag, in den Wetterregeln des Volkes oft genannt. (Reinsberg, das Wetter im Sprichworte S. 158.) Die Rheinländer sagen vom Jacobstag: „St. Jacob bringt das Salz in die Birnen"; die Czechen sagen mit Bezug auf den Wein: „Was bis Jacobi Mittag abblüht, reift bis Galli" (16. October). Nach der Ansicht der Deutschen und Polen beeinflußt der Jacobstag das Wetter des Weihnachtsfestes:

„Der Vormittag vom Jacobstag
Das Wetter bis Weihnacht deuten mag"
„Warme helle Jacobi — kalte Weihnachten"
„Jacobi klar und rein
Wird's Christfest kalt und frostig sein."

Wenn am Jacobitage weiße Wölkchen bei Sonnenschein am Himmel stehen, so sagt das Volk in einem poesiereichen Spruche: „Der Schnee blüht für den nächsten Winter", und in Niederösterreich heißt es:

„Ist's zu St. Jacob dürr,
Geht der Winter in's Geschirr."

Regnet es am Jacobstage, so sollen die Eicheln verderben; in der Lombardei dagegen wünscht man, daß es an diesem Tage

und dem folgenden St. Annatage regne, indem die Mailänder den Regen am 26. Juli „die Mitgift der heiligen Anna“ nennen.

Die Hutmacher, deren Patron der hl. Jacobus ist, führten im Wappen einen Hut in blauem Felde.

Der hl. Ignatius von Loyola. (31. Juli.)

Patron seines Ordens.

Der hl. Ignatius, Sohn Don Bertrands, Herrn von Ognez und Lojola, geboren 1491, anfangs von Weltsinn und Ruhmsucht erfüllt, wurde bei der Belagerung von Pampelona durch die Franzosen verwundet; auf seinem Krankenlager las er die Geschichte der Heiligen und wurde durch diese Lektüre bekehrt. In Montserrat und Manresa lebte er seiner Heiligung. Während seines 10monatlichen Aufenthaltes in Manresa schrieb er „die geistlichen Uebungen“, ein Buch, worin der Geist Gottes weht, unter dessen Anleitung der Sünder stufenweise zur Vollkommenheit geleitet wird. Am Feste Mariä Himmelfahrt des Jahres 1534 legte er mit sechs Genossen in der Kapelle des hl. Dionysius auf Montmartre bei Paris die Gelübde ab. Papst Paul III. bestätigte 1540 den neuen Orden der Gesellschaft Jesu. Nach Butler (X, 184) hätte der Orden diesen Namen von der Jesuskirche (al Gesù) in Rom, die man ihm einräumte, erhalten. Nachdem der heilige Stifter 15 Jahre lang mit unerschütterlichem Muthe und segensreicher Arbeit diesem Amte vorgestanden, ließ er sich, da seine Kräfte abnahmen, einen Gehülfen beigeben und bereitete sich durch Gebet und Betrachtung auf den Hingang in die Ewigkeit vor. Er starb im Jahre 1556 in einem Alter von 65 Jahren.

Der hl. Ignatius ist der Patron seines Ordens; auch wird seine Fürbitte von den Kranken angerufen; vergl. die formula benedicendi aquam sancti Ignatii Confessoris in Schneiders Manuale Sacerdotum. p. 774, Köln, bei Bachem. — Wie der hl. Ignatius selbst den Wahlspruch: Ad majorem Dei gloriam (A. M. D. G.) immer im Munde führte, so wurde er auch der Wahlspruch der von ihm gegründeten Gesellschaft. Der hl. Ordensstifter wird auf Kirchenbildern dargestellt mit dem Namen Jesus

(I. H. S.) auf der Bruſt, der auch öfter in einer Glorie über ihm ſchwebt. Auch kennzeichnet den Heiligen ein Kreuz in der Sonne, wie es in einer Viſion ihm erſchien. Der Geſtalt nach war er von mittlerer Größe, ſchön und ebenmäßig gebaut, ſein Antlitz war von der ſüdlichen Sonne gebräunt, ſeine Augen leuchteten mild. Ueber das erwähnte Zeichen I. H. S. ſchreibt Stadler im Kirchen-Lexikon III—19: „Ich habe mich auf meiner letzten Reiſe vollkommen überzeugt, daß dieſe drei Buchſtaben, welche übrigens ſchon lange vor dem hl. Ignatius im Gebrauche waren, nur den abgekürzten Namen Jeſus bezeichnen. Schon bei Binterim (Denkwürdigkeiten II, S. 361) ſteht die Notiz, daß der Name *IHΣOYΣ* in griechiſcher Sprache ſo (I-H-C) abgekürzt ſich finde; in England und Irland aber habe ich mehrere alte und neue Kirchen geſehen, in welchen dieſer Name häufig ſo (i h c) vorkommt. Dieſes h entſpricht dem griechiſchen *η* (*H*), das C am Ende iſt aber eine andere Form für das griechiſche *Σ*, welches jedoch im Mittelalter, wo das Griechiſche nur wenig betrieben wurde, mit dem lateiniſchen S vertauſcht wurde. Von dem Bollandiſten P. Joſeph van Hecke in Brüſſel erfuhr ich überdies, daß auch die Form I H N vorkomme, welches den Accuſativ (IHCOVN) bezeichnet, woraus zugleich ganz klar hervorgeht, daß bei der Abkürzung (I H C) nicht das erſte, ſondern das zweite C (*Σ*) genommen worden ſei, alſo der erſte, zweite und letzte Buchſtabe des Namens IHCOVC."

Der hl. Johannes Evangeliſta. (27. Dez.)

Patron der Schriftſteller und Buchdrucker, gegen Vergiftung und Epilepſie.

Der hl. Apoſtel Johannes iſt der Verfaſſer des vierten Evangeliums und der Bruder des hl. Jacobus. Seine Mutter Salome war eine Jüngerin des Herrn, den ſie auch an ſeinem Kreuze und in ſeinem Tode nicht verließ. Der fromme Sinn der Salome gibt die Bürgſchaft, daß Johannes eine ſorgfältige Jugenderziehung genoſſen, daß namentlich die meſſianiſchen Hoffnungen, welche damals die Frommen in Iſrael mit Sehnſucht erfüllten, von der zarteſten Jugend an ſeinem Gemüthe tief eingeprägt wurden. Johannes gehörte nach ſeiner apoſtoliſchen Berufung mit Petrus und Jacobus

zu dem engſten und vertrauteſten Kreiſe des Herrn. Der innige Verkehr mit dem Heilande läuterte und verklärte die urſprünglich leidenſchaftliche Gluth ſeines Eifers in die entſprechende Gnadengabe, in eine heilige Gluth der Seele für Gottes und Chriſti Ehre. Er war es, der bei dem letzten Abendmahle an der Bruſt des Heilandes ruhte und dem Jeſus ſterbend ſeine Mutter empfahl.

Von der geiſtigen Perſönlichkeit des hl. Johannes, wie ſie aus ſeinen Schriften und der Ueberlieferung uns entgegentritt, entwirft Biſping (Exeg. Handb. 3, 6) die folgende Schilderung: „Johannes war eine leicht erregbare, ſonſt aber ſtille, in ſich verſenkte Natur; beſchaulich, aber praktiſch, ideal mit einer tiefen Myſtik, aber fern von aller Schwärmerei; zart und demüthig ohne Sentimentalität und mit apoſtoliſcher Energie. Milde, Sanftmuth und kindliche Demuth, getragen von einer unbegrenzten Liebe zu ſeinem Herrn und Meiſter, bilden die Hauptzüge ſeines Charakters. Während in Petrus männliche Kraft und feuriger Eifer vorherrſchten, ruhte Johannes in ſtiller, beſchaulicher Wirkſamkeit, ſo lange der Herr auf Erden wandelte, an ſeine Bruſt gelehnt, nach ſeiner Rückkehr zum Vater mit geöffnetem Geiſtesohre auf ſeine Offenbarungen horchend. Dieſe ſtille Einkehr in ſich, dieſe ruhige Beſchaulichkeit, verbunden mit jungfräulicher Reinheit (virgo mente et corpore, Auguſtinus) öffnete das Auge ſeines Geiſtes, daß er tiefer als irgend ein anderer Apoſtel in die Geheimniſſe Gottes ſchaute. Mit Recht wird er daher von den Alten vorzugsweiſe der Theolog genannt, und der ſcharfblickende Adler als Symbol ihm zugeſellt.“

Treffend ſingt von Johannes der alte Hymnus der Kirche: »Volat avis sine meta — Quo nec vates nec propheta — Evolavit altius.« Hat Petrus in den thatkräftigen Gregoren und Innocenzen, Paulus in den ſpeculativen Geiſtern, einem Auguſtin, Thomas von Aquin u. a. ſich fortgepflanzt, ſo iſt Johannes der Repräſentant aller wahren Myſtiker geworden, der Vorgänger eines Bonaventura, Heinrich Suſo, Thomas von Kempen, Johannes vom Kreuze, Fenelon und vieler Anderen.

Aus den ſpäteren Lebensjahren des hl. Johannes wiſſen wir nur, daß er zu Epheſus ſeinen bleibenden Aufenthalt genommen

und von da aus eine ausgebreitete Wirksamkeit über ganz Kleinasien entwickelt hat. Polykarpus, sein Schüler, nennt ihn „den Hohenpriester mit dem goldenen Stirnband", um seine geistige Hoheit und Heiligkeit und seine ausgezeichnete amtliche Stellung zu bezeichnen. Nach dem Zeugnisse der alten Kirche wurde er später um des Evangeliums willen nach der Insel Patmos verbannt; dort empfing er in der stillen Einsamkeit die heiligen Gesichte, welche er in dem Buche seiner „Offenbarung" niedergelegt hat. Haneberg nennt dasselbe „ein Trostbuch in großen Leiden der Kirche und einen prophetischen Mahnruf zur steten Wachsamkeit im Aufblicke zur Wiederkunft Christi". Noch vor seiner Verbannung nach Patmos ist Johannes, wie Hieronymus berichtet, nach Rom gebracht, dort vor dem Lateinerthor in siedendes Oel getaucht, aber unversehrt geblieben. Aus seinem späteren Leben werden uns von den Vätern der alten Kirche noch einige charakteristische Züge aufbewahrt: wie er einen Giftbecher durch seinen Segen unschädlich machte, die Zurückführung und Bekehrung eines Jünglings, der unter die Räuber gerathen und Anführer derselben geworden war, daß er in den Gemeindeversammlungen stets die Worte: „Kindlein, liebet euch einander!" wiederholte. Der hl. Johannes starb zu Ephesus in Frieden und in einem hohen, fast hundertjährigen Alter, im Jahre 101.

Sein Evangelium hat man wohl das „Herz Christi" genannt wegen der zarten, innigen Liebe, die dasselbe durchweht. Bei aller Tiefe der Gedanken ist die Sprache desselben einfach und klar; mit der einfachsten Form verbindet sich hier der erhabenste Inhalt. Während die anderen Evangelisten mehr das äußere Thun und Wirken des Erlösers darstellen, bringt Johannes das Bild des menschgewordenen Sohnes Gottes zur Anschauung, wie es sich in seiner jungfräulichen, tief innerlichen Seele reflectirt hatte.

Es wurde schon oben erwähnt, daß der hl. Johannes auf seinen Bildern den Adler als Symbol hat. Gleich bei den ersten Worten seines Evangeliums erhebt sich der Lieblingsjünger des Herrn zu der Höhe, woher das ewige Wort zur Erde niederstieg, und so wird er mit dem Adler verglichen, der seit Johannes das Sinnbild der Gottesgelehrten ist, und der Sonne, welcher er

zufliegt, ungeblendet in's Antlitz schaut. (Kreuser, Bildnerbuch S. 157.) Dargestellt wird er auch in den verschiedenen Scenen aus seinem Leben, und zwar gewöhnlich als Jüngling, weil er der jüngste Apostel war. Er hat auch den Kelch mit der Schlange in der Hand, weil er einen Giftbecher ohne Schaden austrank, den ihn die Heiden zu trinken zwangen. Daher der sog. Johannis-Segen und sein Patronat gegen Vergiftung und gegen die Fallsucht. Am Feste des Heiligen reicht die Kirche den Gläubigen gesegneten Wein mit den Worten: „Trinke die Liebe des hl. Johannes!" Der Kelch hat auch eine Beziehung auf Matth. 20, 22, wo der Herr dem hl. Johannes und seinem Bruder den Kelch des Leidens und der Prüfung vorausverkündigt. Leicht begreift es sich, daß das Zeichen der Schlange hier den Bösen bedeuten soll, der vor dem Kreuzzeichen flüchten mußte. Häufig trägt der hl. Johannes außer dem Kelche auch priesterliche Gewänder, da er zuerst in denselben das hl. Meßopfer gefeiert haben soll.

Johannes war Patron der Tempelherren, deshalb führten diese in ihrem Wappen einen Kelch. Auf den Bildern des letzten Abendmahles sitzt Johannes zur Rechten Christi, bei der Kreuzigung steht er unter dem linken Kreuzesarme und Maria unter dem rechten, gemäß der Andeutung der hl. Schrift (Joh. 19, 20). Nach Papst Benedikt XIV. war zu Rom in der Kirche der heil. Lucia ein Altarbild, auf dem dargestellt war, wie er der seligsten Jungfrau die hl. Communion reicht. Bei dem Begräbnisse der Mutter Gottes trägt er die jungfräuliche Palme. (Am Niederrhein, bemerkt Kreuser, ist noch jetzt bei Todesfällen Unverheiratheter und bei der Hochzeit das Palmstreuen Sitte.) Die morgenländische Kunst stellt den hl. Evangelisten meistens als Greis dar und gibt ihm einen rothen Mantel und ein blaues Kleid. Johannes ist der Patron von Cleve, Herzogenbusch und Mecklenburg; die Schriftsteller und Buchhändler verehren ihn als Patron, weil er auf seinen Bildern die Feder und das Buch als Abzeichen hat; in Frankreich feierten diese besonders das Fest St. Johannes ante portam latinam (6. Mai), (St. Jean Porte-Latin). Cahier fügt folgende sonderbare Begründung bei: La raison, c'est à dire le motif, etait, quia portant latinum.

Die Myſtiker des Mittelalters pflegen die in der geheimen Offenbarung genannten Edelſteine mit den zwölf Apoſteln zu vergleichen; der poetiſche Sinn der frommen Vorzeit konnte nicht leicht etwas Schönes in der Natur betrachten, ohne es auf die Heiligen Gottes zu beziehen. Dem hl. Johannes wurde der grünſchimmernde Smaragd beigelegt, der am Amtsſchilde des Hohenprieſters den Stamm Levi, den Prieſterſtamm, bezeichnete. — Wird auf Kirchenbildern dargeſtellt, wie Johannes den vergifteten Becher ſegnet, ſo unterſcheiden ſich die Bilder der abendländiſchen und die der morgenländiſchen Kunſt in folgender Weiſe: Im Abendlande erhebt die ſegnende Hand die drei Vorderfinger als Deutung auf die hl. Dreifaltigkeit; die beiden anderen, kleiner und Ringfinger, werden an die Hand gedrückt. In der byzantiniſchen Kunſt bildet die ſegnende Hand die beiden Namen Jeſus Chriſtus. Der Zeigefinger bildet erhoben das J (eſus), der Daumen über den Goldfinger gelegt bildet das griechiſche Chi, das iſt Ch (riſtus), der kleine und der Mittelfinger krümmen ſich zum lateiniſchen C, welches ein griechiſches S iſt, alſo der Schlußbuchſtabe von Jeſus Chriſtus. An dieſem Segen, der noch bei den Griechen in Gebrauch iſt, kann man nach Kreuſer am ſicherſten jedes byzantiniſche Werk erkennen.

Der hl. Johannes von Nepomuk. (16. Mai.)

Patron der Prieſter und Beichtväter.

Der hl. Johannes von Nepomuk iſt ein Martyrer wegen des bewahrten Beichtgeheimniſſes. Um das Jahr 1330 im böhmiſchen Dorfe Nepomuk geboren, mit glücklichen Geiſtesanlagen ausgeſtattet, Lehrer der Theologie und Prediger an der Teïnkirche zu Prag, wurde er im Jahre 1389 von dem Prager Erzbiſchofe Jenſtein zum Generalvikar ernannt. Damals regierte in Böhmen (1378—1400) König Wenzel (der Schreckliche); Günſtlinge Wenzels hatten ſich in die Rechte des Erzbiſchofs grobe Eingriffe erlaubt. Da ſich die Räthe des Erzbiſchofs den ungerechten Eingriffen widerſetzten, ſo wurden ſie nach rohen Mißhandlungen ins Gefängniß geworfen und gefoltert. Die meiſten derſelben gelobten und be-

ſchworen Alles, was der König wollte, und wurden dann entlaſſen. Nicht ſo Johannes von Nepomuk; heldenmüthig beſtand er alle Qualen der Folter, bei welchen König Wenzel mit eigenen Händen mitgewirkt hat. Dann ließ der wuthentbrannte Wenzel die Seiten des Heiligen mit Fackeln brennen, ließ ihm die Füße zum Kopfe und die Hände auf den Rücken zuſammenbinden, den Mund durch einen Knebel verſtopfen und endlich den pflichtgetreuen heiligen Mann — es war bereits Nacht geworden — von der Brücke herab in die Moldau werfen. Nach Palacky's Forſchungen geſchah dieſes um 9 Uhr Abends am Donnerstag, den 20. März 1393. Bald darauf überfielen den grauſamen Fürſten Schmerz, Reue und Furcht. Er ſuchte ſich mit dem Erzbiſchofe, der ſich geflüchtet hatte, zu vergleichen, doch kam es mehr zum Verſprechen, als zum Halten deſſen, was jetzt Geſetz und Gewiſſen von ihm verlangten.

Auf die Frage, weshalb Wenzel gerade gegen den hl. Johannes ſo ſehr wüthete, antworten die Geſchichtsſchreiber: „Es geſchah, weil Johannes dem Könige wegen ſeiner ungerechten Regierung und ſeines ſündhaften Lebens Vorhalt gemacht hatte, dann weil er als Beichtvater der frommen Königin ſich weigerte, das Beichtſiegel zu verletzen. Er iſt ermordet worden, weil er das Recht der Kirche zu wahren ſuchte, aber auch in Folge eines älteren Grolles des Königs gegen ihn, und ſomit iſt er als ein Märtyrer des kirchlichen Rechtes und der heiligen Prieſterpflicht zu verehren. Am 19. März 1729 erfolgte in Rom die von Clerus und Volk dringend gebetene Canoniſation des Mannes, von dem alle Stände viel Gutes lernen können im Reden, Schweigen und Handeln. Daß der hl. Johannes wegen des bewahrten Beichtgeheimniſſes gemordet wurde, hat der Piariſt Dobner in einer eigenen Schrift nachgewieſen. Am 15. April 1719 öffnete man des Heiligen Grab. „Man ſah", ſchreibt Stadler (Heiligen-Lexikon III., 283) „am Hinterhaupte und an den Schultern Merkmale ſeines Sturzes in den Fluß. Die Zunge aber war ſo friſch und wohl erhalten, als wäre der Märtyrer erſt geſtorben." Am 16. Mai wird das Feſt des hl. Johannes in Prag, wo er in der St.-Veits-Domkirche ein prachtvolles Grabmal erhalten hat, mit großer Feierlichkeit begangen.

Der hl. Johannes von Nepomuk ist Schutzpatron von Böhmen, auch wird er gegen Verleumdung als Fürbitter angerufen; besonders gilt er als Helfer in der Wassernoth, weshalb sein Bild auf vielen Brücken angebracht ist. Menzel schreibt darüber in seiner Symbolik I., S. 155: „Nach dem hl. Benedikt von Avignon bildete sich ein eigener Orden für Brückenbau in der Provence, die frères pontifes. Seit dem 15. Jahrhundert aber wird als der eigentliche Brückenheilige Johann von Nepomuk verehrt, den König Wenzel zu Prag in der Moldau ertränken ließ, weil er das Beichtgeheimniß gewahrt und dem Könige nicht hatte verrathen wollen, was ihm die Königin gebeichtet hatte. Seine Statue steht in Böhmen und im ganzen östlichen Deutschland auf fast allen Brücken als deren Schutzwächter." Die Sitte, das Bild des Heiligen auf Brücken und am Wasser anzubringen, hat sich in fast allen christlichen Ländern („von Europa bis nach Brasilien", sagt Kreuser im Bildnerbuch, S. 216) verbreitet. Abgebildet wird der Heilige in priesterlicher Kleidung; er hat ein Crucifix in den Händen und als Zeichen seines Martertodes die Palme. Auf manchen Bildern hält er den Zeigefinger an den Mund, die Bewahrung des Beichtgeheimnisses andeutend. Er ist in der christlichen Kunst dadurch ausgezeichnet, daß er allein, außer der heil. Mutter Gottes, einen aus einem Sternenkranze gebildeten Nimbus hat. Weil nach der Legende Lichter, über der Moldau schwebend, die Stelle bezeichneten, wo sein heiliger Leichnam unter dem Wasser lag, so trägt er als Heiligenschein einen Kranz von Lichtern. Die alte Kunst brachte sinnig in den Reif, der sein Haupt umgiebt, fünf Sterne an, schrieb darin das Wort t-a-c-u-i (ich habe geschwiegen) und verkündete so schön mit einem Worte den Ruhm des Heiligen.

Der hl. Isidor. (10. Mai.)

Patron des Bauernstandes.

„Jeder Stand hat seine glorreichen Namen vor Gott", sagt Bischof Eberhard von Trier (Kanzelvorträge II—99). „Jeder Stand hat seine Heiligen und sein Contingent gestellt zu den himmlischen Heerschaaren. Aus dem Kriegslager kamen die heiligen

Soldaten Mauritius und Sebastianus, aus der Gerichtsstube der hl. Ivo, vom Königshofe der hl. Ludwig, aus der Scheune der hl. Isidorus."

Der hl. Isidor, mit dem Beinamen Agricola, ist der Patron des Bauernstandes; auch die Städte Madrid, Leon und Saragossa verehren ihn als Schutzheiligen. Das Römische Martyrologium nennt ihn am 10. Mai; in Spanien wird sein Fest am 15. Mai gefeiert. Er wurde um die Mitte des 11. Jahrhunderts geboren zu Madrid von armen, aber frommen Eltern, die ihm durch Wort und Beispiel die Liebe zu einem tugendhaften und gottgefälligen Wandel einflößten. Als Jüngling kam er in den Dienst eines Edelmannes, Namens Johannes de Vargas, um dessen Feld zu bebauen und ein lange vernachlässigtes Pachtgut zu verbessern. In diesem Dienste blieb er treu durch sein ganzes langes Leben. Bei Sonnenaufgang war er schon bei der Arbeit, die er sorgfältig verrichtete und so einzurichten wußte, daß er seiner Gewohnheit gemäß täglich dem hl. Meßopfer beiwohnte. Da er bei dem Morgengebete sein Tagewerk Gott aufopferte, so wurde ihm all seine Arbeit verdienstlich für den Himmel. Die schönen Gleichnißreden des Herrn vom Säemann, vom Waizen und Unkraut, vom Weinstocke und den Talenten betrachtete er gern und schöpfte daraus für sich reiche Belehrung. Während seine Hand bei der Arbeit war, war sein Geist in Gott gesammelt; überdies erleichterte er sich die schwere Arbeit, indem er sich den Erlöser mit dem schweren Kreuz beladen vorstellte und in der Nachfolge Christi den Weg zum Himmel fand.

Der hl. Isidor war vermählt mit Maria Toribia, die nach ihm starb und in Spanien als Heilige verehrt wird, was Papst Innocenz XII. im Jahre 1697 bestätigte. Die Legende lobt an dem hl. Isidor besonders eine große Liebe zu den Armen, denen er nicht selten seinen Liedlohn mittheilte.

Auf bildlichen Darstellungen sieht man den hl. Isidor in Bauernkleidung, einen Engel neben ihm, welcher ihm bei der Arbeit hilft. Sein Herr gewahrte ihn einmal, so meldet die Legende, in später Morgenstunde zurückkehren; schon wollte er ihn tadeln, als er das Feld von zwei Gespannen weißer Rinder bebauen sah.

Als er sich hierüber verwunderte und den Isidor fragte, wer ihm beim Ackern geholfen, antwortete der Heilige: „Ich habe Niemanden zu Hülfe gerufen und Niemanden gesehen. Meinen Gott aber rufe ich täglich früh an, daß er mein Helfer sei und meine Arbeit segnen wolle, auch empfehle ich mich und meine Arbeit meinem Schutzengel.“ Vargas erkannte, daß Isidor von Gott wunderbar begnadigt sei und stand davon ab, ihm wegen der vermeinten Versäumniß einen Vorhalt zu machen.

Bei den Bollandisten wird noch ein Brunnen erwähnt, der sich in der Nähe von Madrid befindet und durch sein heilsames Wasser berühmt ist. Das Volk nennt ihn den St. Isidorsbrunnen und erzählt, die Quelle verdanke ihren Ursprung dem Gebete des Heiligen. Da St. Isidor in hohem Alter das Ende seiner irdischen Laufbahn voraussah, so bereitete er sich mit der größten Sorgfalt auf einen seligen Tod vor. Mit rührender Andacht empfing er die hl. Sterbesakramente und verschied sanft im Jahre 1130. Vierzig Jahre nach seinem Tode wurde sein Leib, der unverwest gefunden wurde, in die Andreaskirche übertragen. In Spanien ruft man den hl. Isidor zur Zeit großer Dürre um seine Fürbitte an. Am 12. März 1622 wurde Isidor zugleich mit dem hl. Ignatius und dem hl. Franziscus Xaverius heiliggesprochen und wird seitdem von der Hauptstadt Madrid und vom ganzen Königreiche Spanien als Schutzheiliger verehrt.

Der hl. Ivo. (19. Mai.)

Patron der Juristen.

Patron der Juristen ist der hl. Ivo aus der Bretagne, von dem es in einem alten Hymnus heißt: Advocatus et non latro — Res miranda populo. „Juristen — böse Christen“ heißt es im Volke, ein Spruch, der schon ein paar Jahrhunderte alt ist und sich noch in Uebung erhalten hat. Schon im Jahre 1632 erschien dagegen von einem Genossen der Juristenzunft eine eigene Schrift unter dem Titel: Sanctorum quinquaginta juris peritorum elogia contra populare commentum de solo Ivone. Auctore Joh. Roberti. Leodii 1632. (Lob der fünfzig rechtskundigen

Heiligen wider das Volksmärchen vom einzigen Ivo.) Der Verfasser nennt darin fünfzig Heilige, die in ihrem Erdenleben mitten unter den Uebungen der Gottseligkeit der Rechtswissenschaft und der Rechtspflege beflissen gewesen sind.

Während der hl. Katharina von Alexandrien das Patronat des gesammten Gelehrtenstandes zugetheilt wurde, ist der eigentliche Schutzpatron der Juristen St. Ivo geworden, nach seinem Vater Ivo Helorii genannt, in Frankreich unter dem Namen St. Ives von Rennes berühmt. Er wurde geboren 1253 in der Bretagne, studirte das römische Recht an den Hochschulen zu Paris und Orleans und wurde dann Official der Diöcese Rennes, später Official seiner Heimath. In seiner amtlichen Eigenschaft war er der Beschützer der Waisen, Wittwen und Armen nicht nur in denjenigen Fällen, welche vor sein eigenes Forum gehörten, sondern er führte auch ihre Rechtssachen vor anderen Gerichten. Darum erhielt er schon bei seinen Lebzeiten den schönen Titel: „Anwalt der Armen". In seiner Stellung zeigte er Frömmigkeit, Uneigennützigkeit, Freigebigkeit und Gelehrsamkeit, und sein Haus war ein wirklicher Zufluchtsort jeder Noth. In seinen letzten Lebensjahren legte er seine Ehrenstellen nieder und wurde Pfarrer von Losannec, woselbst er ungemein segensreich wirkte und ein Spital gründete. Er starb hier im Jahre 1303, allgemein beweint. Papst Clemens VI. versetzte ihn 1347 unter die Heiligen, und man begeht seinen Gedächtnißtag in einigen Gegenden am 22. Mai, in anderen am 19. Mai, seinem Todestage; der Kalender für den dritten Orden nennt ihn am 27. October.

Die Bollandisten bringen eine sehr ausführliche Lebensbeschreibung von ihm; seine Gerechtigkeit und sein Eifer in der Vertheidigung der Unschuld machte ihn würdig, daß die Alten ihn zum Schutzheiligen des Juristenstandes erwählten; zugleich ist er ein schönes Vorbild für den Seelsorg-Clerus. Am 19. Mai gedenkt seiner auch das Martyrologium Romanum als eines Priesters und Bekenners, welcher besonders die Wittwen und Waisen vertheidigte.

In Paris trägt eine Kirche den Namen des hl. Ivo, die im Jahre 1348 von seinen Landsleuten, den Bretagnern, erbaut wurde.

Die Universität von Nantes hat den hl. Ivo zu ihrem Patron erwählt. Wie der Jurist Hommel berichtet, führen manche Juristen-Facultäten das Bildniß Ivo's in ihren Siegeln; er ist darauf abgebildet, eine Papierrolle in der Hand haltend, von Armen umgeben. Peter von Cortona in Rom malte den Heiligen, wie ihm Rathsuchende ihre Klagen schriftlich überreichen.

Vor Zeiten wurde das Fest des hl. Ivo auf den Universitäten von den Juristen-Facultäten gefeiert, „und gewiß nicht ohne Segen", meint der Protestant Göschel in seinen „Zerstreuten Blättern". Bei der Stiftung der Universität Wittenberg (1502) verlegte noch der Kurfürst Friedrich der Weise den Festtag Ivo's auf den 3. Mai. Er befahl zugleich, daß die Juristen jedesmal durch ein feierliches Programm den Rector der Universität und alle Professoren davon in Kenntniß setzen sollten, damit die gottesdienstliche Feier an Ivo's Altare zahlreich besucht werde. Die kirchliche Bruderschaft des hl. Ivo stand in den früheren Jahrhunderten in großer Blüthe und wurde noch im Juni 1886 in Gent wieder canonisch errichtet. Sie stellt sich die Aufgabe, den Armen bei vorkommenden Rechtsschwierigkeiten und Prozessen unentgeltlichen Beistand zu gewähren. Nur Richter, Advokaten, Notare und Doctoren der Rechte können Mitglieder werden. Aus Ivo's richterlichem Amtsleben und seiner Advokatenpraxis sind uns mancherlei Erzählungen überliefert worden, welche zeigen, daß er als Richter immer dafür Sorge trug, damit das Recht nicht zum Unrecht würde, und daß er als Advokat stets zur Stelle war, wo es etwas zu thun und zu helfen gab. So wird berichtet, daß er eine Frau durch die Macht seines Wortes zu bestimmen wußte, einem von ihr gegebenen Eheversprechen treu zu bleiben. Schön ist eine von ihm gebrauchte Advokatenlist, durch die er einer bedrängten Frau Hülfe brachte; dieselbe ist in der Juristenwelt wohl bekannt. Göschel erzählt sie a. a. O. in folgender Weise: In Tours hatte Ivo mehrmals in dem Gasthause einer betagten Wittwe Herberge genommen. Als er einstmals des Abends dort einkehrt, kommt ihm die alte Frau mit Thränen entgegen; sie sollte Tags darauf vor Gericht erscheinen; sie war auf Ersatz von 1200 Dukaten verklagt und sie fürchtete, verurtheilt zu werden.

obgleich sie nicht einen Pfennig schuldig zu sein betheuerte. Zwei Fremde, die bei ihr eingekehrt, hatten ihr eine Geld-Chatouille in Verwahrung gegeben; sie hatte beiden versprochen, das Depositum an keinen von beiden allein, sondern nur an beide zugleich zurückzugeben, die Correalberechtigung war ausdrücklich ausgeschlossen. Wenige Tage darauf gehen beide Fremde zugleich mit mehreren Kaufleuten an dem Gasthause vorüber, die Wirthin steht an der Thür; sie sagen ihr, daß sie soeben mit diesen Kaufleuten ein Geschäft abschließen wollten. Sie bestellen zugleich ein Abendessen, aber noch vor der Zeit des Abendessens kommt einer der beiden Deponenten und bittet sich die Chatouille aus, weil das Geschäft abgeschlossen sei. Der Wittwe ahnte nichts Arges, sie hatte beide eben zusammen gesehen, beide hatten auf den Abend Essen bestellt; so giebt sie die Chatouille heraus, und der Fremde entfernt sich damit. Abends kommt der andere und fragt nach dem anvertrauten Schatze; sie antwortet, daß sein Freund und Genosse das Geld vor einer Stunde abgeholt habe. Der Fremde kommt darüber in große Bestürzung, sein Gefährte bleibt aus. Nun hält er der Frau vor, daß sie wider den Vertrag gehandelt, er fordert Schadloshaltung und klagt auf Ersatz des anvertrauten Gutes.

Ivo tröstet die Frau und verspricht ihr Beistand. Des anderen Tages meldet er sich mit ihr vor Gericht, und er wird der Verklagten als Anwalt beigeordnet. Der Kläger wiederholt seine Klage, er beruft sich auf den Inhalt des Verwahrungsvertrages, die Verklagte muß den Vertrag einräumen, sie kann auch nicht leugnen, dagegen gehandelt zu haben. Der Kläger bittet um ihre Verurtheilung nach dem Inhalt des Vertrages. „Deren bedarf es nicht", erwidert Ivo, der Advokat, „die Chatouille ist noch nicht verloren; die Verklagte wird sie herausgeben, sobald sie von Rechtswegen dazu verurtheilt ist, »quando ex justitia tenebitur«. — „Nein", antwortet der Kläger, „keine Frist, keine Bedingung. Entweder das Geld zur Stelle oder augenblickliche Verurtheilung." — „Die Verurtheilung", entgegnet Ivo, „kann nur nach dem Inhalt des Vertrages geschehen, wie du ihn selbst angegeben hast; die Frau ist zur Herausgabe nicht eher schuldig, als bis dein Geschäftsfreund und Reisegefährte, der so plötzlich verschwunden ist,

zugleich mit dir dazu erscheint.“ Da wurde der Kläger verlegen; er sieht sich in seiner eigenen List gefangen, er fürchtet sich verrathen und sucht sich vergeblich herauszureden. Endlich wird entdeckt, daß sich beide Deponenten zu dem Betruge gegen die einfache Frau verbunden hatten. Die Verklagte wird nun freigesprochen, der Kläger wegen seines Betruges bestraft. Und es war viel weniger die juristische Spitze, an der sich die List des Gegners brach, als die Macht der Wahrheit, welche den Lügner wider seinen Willen entlarvte.

Karl der Große. (28. Januar.)

Patron der Zinngießer.

Karl der Große, berühmt durch glänzende Waffenthaten, der eigentliche Gründer des deutschen Reiches, wurde am 2. April 742 geboren als der Sohn des Frankenkönigs Pipin. Bei seinen großen Kriegsthaten hatte er vor Allem die Ausbreitung des Reiches Gottes im Auge, auch bewährte er sich stets als Beschützer und Vertheidiger der Kirche. Zwar blieb sein Leben nicht frei von schweren Vergehungen, doch sühnte er später seine Schuld durch reinen Wandel und christliche Buße. Der große Kaiser starb am 28. Januar 814 zu Aachen und wurde in dem von ihm dort erbauten Liebfrauen-Dom, auf einem goldenen Throne sitzend, die Krone auf dem Haupte, das Schwert an der Seite, den Kelch in der Hand, beigesetzt; auf den Knieen lag das Evangelienbuch, zu seinen Füßen Scepter und Schild. Friedrich I. ließ seine Gebeine in ein prächtiges Grab legen.

Die Stadt Aachen verehrt ihn als ihren Patron, ebenso die Zunft der Zinngießer, weil er die Liebfrauenkirche in Aachen mit Zinn decken ließ. Auch Fabian und Sebastian werden als Patrone derselben genannt. Im Alterthum machte man aus Zinn auch Spiegel; diese Hohlspiegel geben ein dunkles Bild, und daran hat man zu denken bei der Erklärung der Worte des hl. Paulus: „Jetzt sehen wir Gott nur im Dunkeln, wie in einem Spiegel.“ Im Mittelalter war der Gebrauch des Zinnes häufiger als jetzt; in den sogenannten Prunkküchen jener Zeit waren sogar die

Kehrichtfässer und der Besenstiel von Zinn. Die Zinngießer führten im Wappen Geschirre in silbernem Felde. (Dr. Lang, Handwerkspatrone, S. 86.)

Auf Kirchenbildern wird Karl der Große abgebildet als Kaiser mit Krone, Scepter und Reichsapfel in voller Ritterrüstung; auch wird er dargestellt mit einem Buche wegen seiner großen Fürsorge für die Ausbreitung des Evangeliums und für die Pflege der Wissenschaften, ferner mit dem Modelle einer Kirche, weil er viele Kirchen erbaut hat. Eine alte Darstellung des gewaltigen Kaisers und Schenkgebers an den hl. Petrus findet sich bei Didron (Hist. de Dïeu). In Montfaucon ist eine Büste dieses Kaisers aus dem 12. Jahrhunderte; derselbe trägt hier eine Lilienkrone mit einem hohen Kreuze auf dem Haupte, auf der Brust aber ein Herz, in der Mitte eines Kreuzes angebracht, um dessen Enden ein Kreis von Edelsteinen gezogen ist und zu dessen Seiten je zwei Tauben zu sehen sind. Im Dome zu Fulda ist eine sehr alte Statue des Kaisers; er hält hier das Scepter und trägt die Krone. Karl soll sieben Fuß hoch gewesen sein, eine breite Stirn, blitzende Augen, eine kleine, stumpfe Nase und einen starken Bart gehabt haben; so wird er auch gewöhnlich gemalt. Es wurde freilich früher heftig und gelehrt darüber gestritten, ob Kaiser Karl einen Bart getragen habe, und es wird davon wohl die Redensart abgeleitet „um des Kaisers Bart streiten", d. h. um eine unbedeutende Sache streiten. Auf Siegeln an Urkunden wurde er verschieden, mit und ohne Bart, dargestellt und von der wirklichen Gestalt wollte man die Echtheit der Urkunden abhängig machen. Der Streit betraf also ursprünglich nicht eine gleichgültige Sache; da aber so viele unnütze Worte darüber gemacht wurden, so hat die Redensart allmälig die angegebene Bedeutung gewonnen.

Karl der Große ist der Patron der deutschen Städte Aachen, Frankfurt a. M. und Hildesheim. In dem Dome zu Aachen zeigt man noch sein Jagdhorn (aus einem Zahne des Elephanten, den ihm Harun al Raschid schenkte, und an einer Koppel von carmoisinrothem Sammt hängend, worauf die Inschrift: „Dein ein", ganz dein), sein Schwert, gebogen und künstlich verziert, und seinen Mantel. Mit dem Schwerte wurden die Kaiser bei der Krönung umgürtet.

Das gewöhnliche Attribut des Kaisers Karl ist der Herrscherstab, das Scepter, dessen Symbolik in der christlichen Kunst und den Rechtsgebräuchen der Vorzeit hier näher erklärt werden soll. In den ältesten Zeiten hatte das Scepter der Fürsten die Gestalt eines einfachen Stabes. Von den alten fränkischen Königen meldet Grimm, daß sie bald eine einfache Palme, bald eine goldene Ruthe gehabt hätten, letztere ebenso hoch wie der Fürst und oben gekrümmt. Das Scepter des Chlodwig am Portale der Abtei St. Germain in Paris besteht aus einem Stabe, auf dessen oberstem Ende ein Adler sitzt. An demselben Portale hat Childebert auf seinem Scepter eine Art Blätterbüschel, ähnlich einem Tannenzapfen. Dagobert hat auf einem alten Siegel ein Scepter, das einem Aste mit mehreren Zweigen gleicht. Ein anderes Scepter desselben Königs hat oben einen Adler, der sich zum Fluge anschickt; auf dessen Rücken sitzt ein Mann, ähnlich den Bildern der Apotheose römischer Kaiser. Pipins Statue in Fulda hielt hoch in der Rechten einen kurzen Stab, an dessen oberstem Ende eine Lanzenspitze angebracht war, die zu beiden Seiten Widerhaken hatte, so daß sie einer Lilie ähnlich sah. Auf anderen Sceptern sind Hände, deren drei erste Finger zum Schwure in die Höhe gerichtet sind.

Der Stab der Bischöfe und der Aebte ist ein Zeichen der geistlichen Herrschaft. An ihm hängt oft ein Tuch herunter, die ursprüngliche Manipel, ein Schweißtuch. Zum Unterschiede von dem Bischofsstabe ist an dem Abtsstabe die Krümmung nach innen gekehrt, weil dem Abte nur Jurisdiction über das Innere seines Klosters zusteht. Im deutschen Rechte hatte der Stab eine mehrfache symbolische Bedeutung. Vornehme gebrauchten dieses Symbol häufig, und es wurde zunächst angewendet bei der Uebergabe größerer Landschaften. Grimm führt die verschiedenen Bedeutungen desselben auf zwei Ideen zurück: des Aufgebens und des Besitzens der Gewalt. Wer den Stab hält und trägt, übt Gewalt aus; wer ihn hingibt, wegwirft, läßt seine Gewalt fahren. Es waren meistens weiße Stäbe vorgeschrieben; das Abschälen der Rinde hatte wohl nur den Zweck zu zeigen, daß der so behandelte Stab eine besondere Bedeutung habe. Der weiße Stab war Sinnbild der höchsten Gewalt, besonders der Strafgewalt. Der Gerichtsstab

und der Stab des Königs wurden von Bittenden, Gelobenden, Schwörenden angerührt; daher der Ausdruck in Urkunden: „an den Stab geloben". Beim peinlichen Gerichte wurde der Stab über dem Haupte des Verurtheilten gebrochen und die Stücke wurden ihm vor die Füße geworfen, was zu dem Ausdrucke „den Stab über etwas brechen" im Sinne von „aburtheilen" Anlaß gegeben hat. Formeln, die dabei gesprochen wurden, sind folgende: „Nun helf' dir Gott, ich kann dir nicht ferner helfen" oder: „Ich zerbreche mit diesem Stabe zugleich das Band zwischen der Menschheit und dir armen Sünder." Das Symbol bedeutete, daß der Missethäter nichts weiter zu hoffen habe und auf sein Leben verzichten müsse, daß Gericht und Urtheil unwiderruflich abgethan seien. Daher wurden auch beim Aufstehen der Richter und der Schöffen Stühle und Bänke umgestürzt „zu einem Zeichen, daß nicht mehr dawider soll gehandelt werden". Die sich auf Gnade und Ungnade Ergebenden trugen weiße Stäbe in den Händen. Grimm glaubt, die virgae, von Verbrechern getragen, könnten mit den Besenreisern verglichen werden, welche die Strafe des Ruthenschlagens anzeigten. Merkwürdig ist der an einigen Orten, namentlich in Holland geltende Gebrauch, daß dienstlose Mägde mit weißen Stäben gehen; das erinnert an die alte Formel „mit Stab ohne Hab".

Die hl. Katharina von Alexandrien. (25. Nov.)

Patronin der Schulen, der Müller und Wagner.

Die drei hl. Jungfrauen, Katharina, Margaretha und Barbara sind in den Kreis der in Deutschland viel verehrten vierzehn Nothhelfer aufgenommen worden, weil sie als Schutzheilige der drei Hauptstände, des Lehr-, Nähr- und Wehrstandes galten und schon im frühen Mittelalter zusammen genannt wurden; besonders erhielten viele Glocken ihren Namen. In Altbayern und Oberfranken hat das Volk den naiv frommen Spruch:

„Barbara mit dem Thurm
Margaretha mit dem Wurm (Lindwurm)
Katharina mit dem Radel
Sind die drei heiligen Madel." (Weber S. 25.)

Die hl. Katharina ist die Patronin des Lehrstandes. Sie war von edlem Geschlechte und nicht nur im Christenthume, sondern auch in den weltlichen Wissenschaften so wohl unterrichtet, daß sie die heidnischen Philosophen siegreich widerlegte, wie die Legende berichtet. Darum wurde sie zur Patronin der Philosophie und der weltlichen Wissenschaften erwählt. Auch von den alten Juristen wurde sie als Schutzheilige verehrt und »tutelaris juris consultorum praeses« genannt. „Sie ist", schreibt der Protestant Göschel in den „Zerstreuten Blättern", „das Vorbild der Juristen geworden, ihre Schützlinge zu erinnern, daß alle ihre juristischen Worte nur in der Kraft des göttlichen Wortes zu einem gedeihlichen Siege führen, daß auch die äußerliche Niederlage den wirklichen Sieg nicht schmälert, sondern vielmehr krönt; daß kein Rad, kein Messer, keine Furcht oder Gefahr abhalten darf, die Wahrheit laut und öffentlich zu bekennen."

Das Bildniß der hl. Katharina findet sich oft in den Hörsälen der Schulen, auf den Siegeln der Universitäten und noch jetzt haben in Deutschland manche Schulen den Namen „Katharinen-Schulen". Sie starb für den christlichen Glauben und hat auf ihren Bildern das Marterwerkzeug bei sich, durch welches sie litt, ein zerbrochenes Rad mit krummen Messern. Das zerbrochene Rad kann für die zum Stolze neigende Wissenschaft zugleich ein lehrreiches Sinnbild sein, welches sie stets daran erinnert, daß alles menschliche Wissen Stückwerk ist, wie die Schrift sagt. Die hl. Katharina ist Patronin von Freiburg in der Schweiz; häufig wird sie neben dem gelehrten und heiligen Kirchenvater Hieronymus abgebildet.

Katharina heißt die Reine und der Bedeutung ihres Namens gemäß wird sie als das Vorbild der Reinheit und Unschuld vielerorts von den Jungfrauen als Patronin verehrt. In den Mädchenschulen empfangen nach einer weit verbreiteten Sitte an diesem Tage fleißige Schülerinnen Geschenke; fromme Dienstmädchen beten zur hl. Katharina um einen guten christlichen Dienst. Weil diese Heilige in der Vertheidigung des Glaubens von ihrer Zunge einen so gottgefälligen Gebrauch machte, so wird sie in den Leiden der Zunge angerufen; wegen ihrer Beharrlichkeit betet man zu derselben um ein seliges Lebensende.

Wegen des Rades auf ihren Bildern ist St. Katharina die Patronin der Müller- und Wagnerzunft. In England wird noch jetzt der Katharinen-Tag von den Werftarbeitern in Woolwich festlich begangen; in den nördlichen Districten Englands begehen die Frauen und Mädchen, welche spinnen, den Tag der Heiligen als einen Festtag und sie nennen ihre gemeinsame Feier Katharin'ing; als Schutzheilige der Spinnerinnen gilt sie wohl deshalb, weil sie auf ihren Bildern das Rad zeigt.

In der christlichen Kunst ist es oft dargestellt worden, wie die Engel den Leib der Heiligen auf den Berg Sinai trugen, wo sie ihn begruben. Auf diese Uebertragung deutet auch das Kirchengebet hin, welches also lautet: „O Gott, der du dem Moses auf der Höhe des Berges Sinai das Gesetz gegeben und ebendaselbst den Leib der seligen Jungfrau und Martyrerin Katharina durch die Engel wunderbar hast bestatten lassen, verleihe uns, wir bitten dich, daß wir durch ihre Fürbitte und Verdienste zu dem Berge, der Christus ist, gelangen mögen." Die höchste Spitze des Berges Sinai heißt der Katharinenberg, und ein dort befindliches griechisches Kloster trägt den Namen der Heiligen. Das genannte Kloster ist von der hl. Kaiserin Helena erbaut; nach einer schönen Volkssage kommen alljährlich Vögel in Schaaren zum Grabe der Heiligen mit Oelzweigen, um dem Kloster das nöthige Oel für die Lampe zu liefern.

In den Wetterregeln wird der St. Katharinentag oft genannt; weil man von demselben in den Volkssprüchen mehrfach den Beginn des Winters datirt, so heißt es darin unter sinniger Anspielung auf den Namen der Heiligen: „St. Katharina kommt weiß gekleidet."

Die Wagner oder Stellmacher, deren Patronin St. Katharina ist (vergl. noch den Artikel St. Willigis), führten im Wappen ein goldenes Rad in blauem Felde.

Die unschuldigen Kinder von Bethlehem. (28. Dez.)

Patrone der Kinder.

Der 28. Dezember ist der Gedächtnißtag der Kinder von Bethlehem, welche Herodes tödten ließ; die Kirche verehrt dieselben

als Martyrer, weil sie für Christus starben und die Bluttaufe empfingen. Sie legten für den Heiland Zeugniß ab durch die That, wie der hl. Johannes ein Martyrer war durch die Gesinnung und der hl. Stephanus durch die Gesinnung und die That. Darum hat die Kirche die genannten drei Gedenktage in unmittelbaren Anschluß an das hl. Weihnachtsfest gebracht.

Die unschuldigen Kinder, im kirchlichen Hymnus als flores Martyrum (Blüthen der Martyrer) gepriesen, galten als die Patrone der christlichen Kinderwelt; darum ist der 28. Dezember ein Festtag der Jugend geworden, an dem man den Kindern besondere Freiheiten gestattete. In Antwerpen, Brabant, Limburg sind die Kinder dann Herren im Hause, ziehen die Kleider ihrer Eltern an und geben den Dienstboten Befehle; namentlich hat das jüngste Mädchen das Recht anzuordnen, was an diesem Tage gekocht werden soll. In Pensionaten besteht noch vielfach der Gebrauch, daß die Schülerinnen in dem Anzuge ihrer Lehrerinnen erscheinen und einen Tag das Regiment führen, was viel Kurzweil gewährt. In Schwaben heißt man diesen Tag den Pfeffertag, weil die Kinder mit Wachholderzweigen umherziehen und das Recht haben, einen Jeden, der ihnen begegnet, damit zu schlagen (zu pfeffern), bis er ihnen ein Geschenk gibt.

In den Volkssitten war dieser Tag schon im frühen Mittelalter ausgezeichnet, indem man den Bethlehemitischen Kindermord in einem Drama zur Anschauung brachte, wozu die Reden der Kirchenväter, wie die vom hl. Fulgentius im Officium des Octavtages benutzt wurden. Man hat wohl die Behauptung aufgestellt, der Kindermord sei eine selbst für einen Herodes unbegreifliche Grausamkeit gewesen. Darauf erwidert Bisping (exeg. Handb. I S. 76): „Wer nur in etwa die Geschichte dieses Wütherichs kennt, wird eingestehen müssen, daß die Ermordung einiger Kinder unter seinen übrigen Grausamkeiten wie ein Tropfen im Meere verschwindet. Außer den Hinrichtungen seiner Söhne erinnern wir nur an den gräulichen Befehl, den er kurz vor seinem Tode erließ, aus allen angesehenen Familien ein Mitglied an seinem Sterbetage zu tödten, damit sich wegen der allgemeinen Trauer Niemand über seinen Tod freuen möge“ (Flavius Josephus Antiq. 17, 6. 6).

Das entsetzliche Ende dieses grausamen Königs wird von Flavius Josephus a. a. O. in folgender Weise geschildert: „Ein inneres Feuer brannte ihn langsam aus; der heftigsten Gier, etwas zu sich zu nehmen, durfte er nicht nachgeben wegen unleidlicher Schmerzen in den Eingeweiden; in den Füßen und im Bauche sammelte sich Wasser. Aufgerichtet konnte er nicht athmen; der Athem stank; Krämpfe in allen Gliedern gaben ihm eine unnatürliche Stärke. Vergeblich brauchte er noch die Bäder von Kallirrhoe; er ward von da krank nach Jericho zurückgebracht. Da er nun, 70 Jahre alt, fühlte, er werde nicht aufkommen, war er voll bitteren Ingrimmes, weil er meinte, es würden sich Alle über seinen Tod freuen. Darum ließ er die Vornehmsten im Amphitheater zu Jericho zusammenkommen, dasselbe rings mit Soldaten umstellen, und befahl seiner Schwester Salome und ihrem Manne Alexas, alle diese Leute, sobald er todt sei, von jenen Soldaten zusammenhauen zu lassen, damit es bei seinem Tode nicht an Trauernden fehle. Salome befolgte jedoch den Befehl nicht. Als nun seine Schmerzen immer mehr zunahmen und er zugleich vor Hunger verschmachtete, wollte er sich mit einem Messer umbringen, wurde aber daran gehindert. Endlich starb er im 37. Jahre seiner Regierung."

Das Officium des Tages der unschuldigen Kinder hat kein Tedeum, die hl. Messe kein Gloria noch Alleluja, die Farbe ist violett, weil die Kirche mit den Müttern der unschuldigen Kinder trauert und weil letztere zu einer Zeit starben, in der noch kein Sterblicher zur Anschauung Gottes gelangen konnte. Das Fest-Officium enthält die schönen Hymnen des Prudentius, die eine zur Zeit Christi geltende und allezeit gültige Wahrheit aussprechen: es wird nämlich darin die Eitelkeit und der Wahn geschildert, mit Menschengewalt Gottes Reich vernichten zu wollen, was stets zur Verherrlichung des letzteren und zum Untergange der Feinde ausschlagen muß. Diese beherzigenswerthe und große Wahrheit der Geschichte des Reiches Gottes auf Erden verkündet die kirchliche Festordnung am Schlusse des alten und zu Beginn des neuen Jahres.

Im Mittelalter war es Sitte, die unschuldigen Kinder von Bethlehem auf Bildern des Weltgerichtes so darzustellen, daß sie

als lieblicher Kranz den unterſten Saum des Himmels umſchließen. Der Bethlehemitiſche Kindermord iſt von berühmten Meiſtern dargeſtellt worden, z. B. von Rubens, Le Brun, Dürer und Rafael. Das Bild von Rubens, zwar eins der erſten Kunſtwerke der Welt, iſt zu realiſtiſch gehalten, um als Vorbild für religiöſe Darſtellungen dienen zu können. Rafael hat namentlich zwei ergreifende Scenen dargeſtellt: wie eine Mutter ihr Kind vertheidigt und wie eine andere Mutter ihr getödtetes Kind betrauert. Bei den Krippen-Darſtellungen wird auch wohl der Kindermord zur Anſchauung gebracht, z. B. in der großen Krippe der Minoriten-Kirche zu Würzburg; doch iſt dieſes weniger paſſend für die Krippen-Darſtellungen in den Kirchen.

Der hl. Laurentius. (10. Auguſt.)

Patron der Köche und gegen Feuersbrunſt.

Der hl. Laurentius wurde von den Köchen als Patron verehrt, weil er auf ſeinen Bildern den Roſt als Attribut hat. Es gibt nur wenige Martyrer, deren Name ſo berühmt iſt, wie der des hl. Laurentius. Die Kirche feiert ſein Feſt mit einer Octave, und die ausgezeichnetſten Väter der alten Kirche haben ſeinem Lobe ihre Beredſamkeit geweiht; denn daß das Heidenthum in Rom gänzlich zuſammenbrach und das Chriſtenthum die Oberhand erhielt, wird ſeinem glorreichen Martyrium zugeſchrieben. Er gehörte zu den ſieben Diakonen der römiſchen Kirche unter Papſt Sixtus, der im Jahre 257 dem hl. Papſte Stephanus folgte. Derſelbe hatte den hl. Laurentius ſorgfältig zur chriſtlichen Vollkommenheit herangebildet und ernannte ihn trotz ſeiner Jugend zum Erſten der Diakonen; deshalb gaben ihm auch mehrere Väter den Namen „Erzdiakon des Papſtes“. Dieſes Amt ſetzte ein großes Verdienſt voraus; der Archidiakon hatte die Aufſicht über den Schatz der Kirche und er mußte die Einkünfte unter die Armen vertheilen.

Als der Papſt Sixtus unter dem Kaiſer Valerian zum Tode geführt wurde, folgte ihm ſein Diakon Laurentius, begierig, an ſeinem Leiden Theil zu nehmen, nach und redete ihn nach dem Berichte des hl. Prudentius alſo an: „Wohin gehſt du, heiliger

Vater, ohne deinen Diakon? Nie verrichtetest du das Opfer, ohne daß ich dir am Altare zur Seite stand. Wodurch habe ich es verschuldet, dir zu mißfallen? Hast du mich untreu gegen meine Pflicht erfunden? Prüfe mich von Neuem und sieh', ob du einen unwürdigen Diener zur Ausspendung des Blutes des Herrn erwählt hast." Der hl. Sixtus, gerührt durch solche Treue, tröstete ihn mit den Worten: „Ich verlasse dich nicht, mein Sohn; eine größere Prüfung, ein herrlicherer Sieg harret deiner, der du noch in der vollen Kraft deiner Jugend bist. Ich werde verschont wegen meiner Schwäche und meines hohen Alters. Du wirst mir in drei Tagen folgen." Nachdem er dieses zu ihm gesagt hatte, gab er ihm den Auftrag, alle ihm anvertrauten Kirchenschätze unter die Armen zu vertheilen, damit sie nicht von den Heiden ihres Erbtheils beraubt würden.

Die römische Kirche besaß damals bei der Mildthätigkeit der Gläubigen beträchtliche Reichthümer, so daß sie nicht nur für die Bedürfnisse des Cultus sorgen konnte, sondern noch eine große Anzahl Wittwen und Waisen, nebst 1500 Armen unter dem Volke ernährte. Der Präfekt von Rom hatte Kunde von dem großen Kirchenvermögen bekommen und er faßte den Entschluß, dasselbe zu säculariſiren. In der Absicht, durch List seinen Diebstahl auszuführen, ließ er den hl. Laurentius vor sich kommen und forderte von ihm die Auslieferung der Kirchenschätze. Der Heilige antwortete gelassen: „Ja wohl, die Kirche ist reich, und der Kaiser hat keine so köstliche Schätze, wie sie. Ich werde dir einen guten Theil davon zeigen; nur begehre ich ein wenig Zeit von dir, um Alles zu ordnen." Der Präfekt gestand ihm drei Tage Aufschub zu, und diese Frist benutzte der hl. Laurentius nach dem ihm gewordenen Auftrage des hl. Sixtus und gemäß den Anforderungen seines Amtes. Er vertheilte, worüber er verfügte, Gold, Silber, Edelsteine und allen Reichthum der Kirche an die Wittwen, Waisen, Kranken und Armen überhaupt, die in der ersten christlichen Kirche ihr größter Schmuck hießen und waren. Am dritten Tage führte der Heilige dem römischen Stadtvogte die Menge der Armen vor mit den Worten: „Das Gold, welches du so gierig verlangst, ist ein verächtliches Metall und die Quelle aller Arten von Verbrechen.

Das wahre Gold ist das Licht des Himmels, dessen diese vor deinen Augen stehenden Armen genießen. In diesen Armen erblicke die Schätze, welche ich dir zu zeigen versprochen habe".

Der Stadtvogt hatte natürlich die Schätze im gewöhnlichsten Sinne verstanden. Als ihm nun die Menge der Armen vorgeführt wurde, gerieth er in Wuth und ließ einen glühenden Rost bereiten, um den jugendlichen Diakon darauf zu martern. Laurentius bestand muthig die Feuerqual und sprach in seiner Pein zu dem Richter das denkwürdige Wort: „Nun laß mich wenden, die eine Seite ist genug gebraten." In der freudigen Geduld dieses Blutzeugen Christi zeigt sich am glorreichsten der Triumph der christlichen Standhaftigkeit über die Verfolgungen dieser Welt. „Der hl. Laurentius", sagt Augustinus, „verlangte so sehnsüchtig nach dem Besitze Jesu, daß er an die Qualen nicht dachte, welche er zu erdulden hatte. Während die irdischen Flammen an seinem Leibe zehrten, verschlang das Feuer der göttlichen Liebe, welches weit heftiger in seinem Herzen brannte, das Gefühl der erduldeten Schmerzen." Er flehte um die Bekehrung der Hauptstadt der Welt, wo die hl. Apostel Petrus und Paulus das Kreuz aufgepflanzt hatten und für den Glauben gestorben waren. Nach beendigtem Gebete erhob er seine Augen gen Himmel und gab den Geist auf. Der hl. Prudentius trägt kein Bedenken zu behaupten, daß Rom's gänzliche Bekehrung die Frucht der Gebete des hl. Laurentius gewesen sei. Gott habe angefangen, ihn zu erhören, bevor er noch diese Welt verlassen hatte, indem mehrere Senatoren, die Augenzeugen seines Todes gewesen waren, von seinem Muthe und seiner Frömmigkeit so gerührt wurden, daß sie sich auf der Stelle zum Christenthume bekehrten. Sein Tod war der Untergang der Abgötterei, die von diesem Augenblick an immer mehr in Verfall gerieth.

Der hl. Laurentius wird jugendlich mit edelen Gesichtszügen dargestellt, im Diakonengewande mit dem rechteckigen Rost zu seinen Füßen. Das Marterwerkzeug, zwei Meter lang, wird als kostbare Reliquie in San Lorenzo in Rom aufbewahrt. Bisweilen trägt der Heilige auf Kirchenbildern in der Hand eine Schüssel mit Kirchengeräthen oder Goldmünzen, auch hat er wohl als Diakon

das Rauchfaß oder ein Kreuz und das Evangelienbuch in der Hand. Sein Leben und Martyrium wurde schon früh in der christlichen Kunst dargestellt, z. B. in den Fresken der Vorhalle von San Lorenzo Fuori bei Rom, besonders von Fiesole in der Kapelle San Lorenzo des Vaticans, und auch häufig in Glasmalereien des 13. und 14. Jahrhundertes. Zu erklären ist noch das Attribut des Falken, das die alte Kunst dem hl. Laurentius zutheilt. Das soll seine Bereitwilligkeit anzeigen, womit er in die Gefangenschaft zurückkehrte. Wie der Falke, wenn er auch frei durch die Lüfte jagt, wieder auf die Hand seines Herrn in freiwillige Gefangenschaft zurückkehrt, so begab sich der hl. Laurentius, nachdem er die Güter der Kirche vertheilt hatte, um sie räuberischen Händen zu entziehen, wieder freiwillig in den Kerker zurück.

Das größte Denkmal des Heiligen ist das prächtige Kloster Escurial in Spanien. Philipp II., König von Spanien, machte, ehe er die Schlacht bei St. Quentin (10. August 1557, auf welchen Tag das Fest des hl. Laurentius fällt) begann, das Gelübde, falls er die Feinde besiegen würde, ein Kloster zu Ehren des hl. Laurentius bauen zu lassen. Die Schlacht entschied sich zu seinen Gunsten, und er hielt Wort. Er ließ mit einem Kostenaufwande von mehr als fünf Millionen Dukaten das Kloster Escurial aufführen und zwar in der Form eines Rostes, weil St. Laurentius auf einem solchen war gemartert worden. Das Ganze besteht aus einem großen Rechtecke, an dessen vier Winkeln vier mächtige Thürme, die Füße des Rostes vorstellend, angebracht sind, und welches der Breite nach noch von drei Gebäuden durchzogen wird. Der Wunderbau sollte so viele Höfe haben, als der Rost Quadrate. Zur Erinnerung an die Mildthätigkeit des hl. Laurentius wurden zu Rom im 8. Jahrhunderte Münzen mit seinem Bildnisse geprägt. Er ist der Patron vieler Kirchen und Städte, z. B. Nürnberg, Merseburg, Havelberg, Wismar, Warendorf; in einigen Städtewappen ist sein Attribut, der Rost, zu sehen. „Vom Aufgange bis zum Niedergange", sagt Papst Leo der Große, „ist Rom durch den Glanz des hl. Laurentius verherrlicht". Sein Name wird gepriesen in der Litanei von allen Heiligen; unter den Heiligen, die im Kanon der hl. Messe angerufen

werden, wird auch sein Name gefunden; er lebt fort in den vielen ihm gewidmeten Kirchen und Denkmalen; eine Kirche wölbt sich über seinem verehrten Grabe. Sein Verfolger trug am Tage, da Laurentius starb, die kaiserliche Krone, aber er trug sie nicht lange mehr. Unglücklich in dem Kriege, den er gegen die Perser führte, fiel er schon im folgenden Jahre in die Hände seines Feindes, des Königs Sapor, der ihn in einen eisernen Käfig sperren und allen denkbaren Mißhandlungen aussetzen ließ.

Der hl. Laurentius, der durch das Feuer litt, wurde in der Christenheit auch als der Schutzheilige gegen Feuersbrunst angerufen. Es sind auch zahlreiche Ortschaften nach ihm benannt, z. B. St. Lorenzen in Steiermark und Tyrol. Weil die Spanier diesen Heiligen als ihren Landsmann und Landespatron verehren, so findet sich der Name desselben so oft in den Theilen der neuen Welt, die von Spaniern zuerst besetzt wurden; wir erinnern nur an die Namen: St. Laurenzo, Nebenfluß des Paraguay, St. Lorenzo mit dem Lorenzbusen in Nordamerika, die Städte Lawrencebourg in Tennessee, Lawrenceville in Illinois, die Insel St. Lorenzo bei Californien u. a.

Papst Leo der Große. (11. April.)

Patron der Sänger und Musiker.

Leo I., mit dem Beinamen des Großen, der vom Jahre 440—461 mit wahrhaft apostolischem Eifer die gesammte Kirche regierte und einzig durch die Würde seiner Person und seine unverzagten Worte Rom zweimal vor dem Untergange rettete, war nicht nur der größte Mann seiner Zeit, sondern gehört unstreitig zu den ehrwürdigsten und größten Männern, die je den Stuhl Petri innegehabt haben. Wegen seiner Bemühungen um die Hebung und Förderung der kirchlichen Musik, welches Werk von Gregor dem Großen vollendet wurde, gilt er als Patron der Sänger und Musiker.

Es waren schwere Zeiten, das Jahrhundert der Völkerwanderung, eine Zeit wilder Kriege und Parteiungen, als Leo I. unter dem lauten Jubel des Volkes, das ihn als seinen Retter

begrüßte, und durch die Wahl der Geiſtlichkeit, die ſeine Tugenden kannte, auf den päpſtlichen Stuhl erhoben wurde. Wohl erkannte er mit Scharfblick die Gefahren und die Stürme, welche die Chriſtenheit bedrängten, aber er hatte ein unerſchütterliches Vertrauen auf Gott und deshalb verwaltete er mit Muth und Weisheit ſein Oberhirtenamt. Um den ſo nöthigen Beiſtand von Gott zu erhalten, ordnete er zuerſt allgemeine Gebete an, dann ſuchte er den Glauben der Chriſtenheit zu befeſtigen und die Sitten zu verbeſſern.

Durch die Vandalen waren damals die aus Afrika verdrängten Manichäer zum großen Theile nach Rom gekommen. Wie bei allen Irrlehren, ſo machte ſich bald bei ihnen ein Conventikelweſen geltend; in geheimen Zuſammenkünften verübten die Hochgrade unter ihnen, welche ſich „Auserwählte“ nannten, die ſchändlichſten Laſter. Den unermüdlichen Bemühungen Leo's gelang es, dieſe Geheimbünde ſiegreich zu bekämpfen und das Volk vor den Verführungen dieſer Sekte zu bewahren, auch hatte er das Glück, viele reuige Manichäer in die Kirche wieder aufnehmen zu können.

In den kirchlichen Wiſſenſchaften machte er ſeinen Namen unſterblich durch ſeine ſchönen Homilien und die ſiegreiche Bekämpfung der Monophyſiten. Das geprieſenſte Werk Leo's iſt aber, daß er den Attila, den König der Hunnen, mit ſeinen wilden Horden zum Rückzuge bewog und den König der Vandalen, Genſerich, abhielt, die ewige Stadt zu zerſtören und die Einwohner zu ermorden. Vor dem hl. Papſt Leo dem Großen wich ſelbſt Attila, der Hunnenkönig, der ſich mit einem alle Menſchen bedrohenden Namen die „Geißel Gottes“ nannte, vor den Thoren Roms, vor der letzten, von Gott vorbehaltenen Stelle in einer merkwürdigen Scheu und Ehrfurcht zurück. Während Leo, umgeben von ſeiner Geiſtlichkeit, muthig dem Hunnenkönige entgegenzog, erſchienen die Apoſtelfürſten mit gezückten Schwertern in der Luft, ſo erzählt die Legende, und der Barbar, der ſonſt nichts fürchtete und dem nichts heilig war, zog ſeine Schaaren zurück, bewegt durch die Worte Leo's und erſchüttert durch die ihm gewordene Erſcheinung. Aleſſandro Algardi hat dieſe denkwürdige Begebenheit zur Ausführung eines Kunſtwerkes benutzt, das noch

jetzt in der Peterskirche zu Rom zu sehen ist. Man sieht darauf Leo in majestätischer Gestalt, von seiner Geistlichkeit umgeben, vor Attila; etwas links über dem Papste schweben die Apostelfürsten, gezückte Schwerter in den Händen. Der Hunnenkönig ist von Bewaffneten umgeben.

Leo I., dem die dankbare Mit- und Nachwelt den Beinamen des Großen gegeben hat, endigte sein thatenreiches Leben im Jahre 461. Er wird abgebildet mit der Tiara, dem geraden Hirtenstabe und dem Evangelienbuch, das sind die Insignien des Papstes und des Kirchenlehrers. Schöne Züge aus seinem Leben und Beweise für seine großartige und allseitige Wirksamkeit zum Besten der Kirche und der Menschheit gibt die treffliche Schrift von Arendt: „Leo der Große". Auf manchen Bildern dieses Papstes ist zu seinen Füßen ein Drache als Attribut hinzugefügt. Das geschieht mit Beziehung auf Attila und ist zugleich ein Sinnbild der unheiligen, Gott entfremdeten Weltmacht, gegen welche dieser Papst so siegreich ankämpfte.

Der hl. Leonard. (6. November.)

Patron der Landleute.

St. Leonard kommt wiederholt als Ortsname vor; wir erwähnen nur St. Leonard in Kärnthen, St. Leonhard in Steiermark, St. Leonhard, Hauptort des Passeyerthales, St. Leonhard bei Lüttich, St. Leonard in Frankreich. Der hl. Leonardus, nach welchem diese Ortschaften benannt sind, wurde vom hl. Remigius getauft, lebte längere Zeit am Hofe Klodwigs, lehnte alle Würden ab und nahm nur ein Geschenk vom Könige an, unschuldige Gefangene befreien zu dürfen. Er lebte längere Zeit in einer Einöde bei Limoges; befreite Gefangene, fromme Genossen gesellten sich zu ihm, und so entstand in der Einöde allmälig das Städtchen St. Leonard. Der Heilige starb hochbetagt im Jahre 559. Dargestellt wird er gewöhnlich in schwarzer Mönchskleidung, mit einem Stabe in der einen und Ketten in der anderen Hand, zu seinen Füßen Gefangene und rings um ihn Pferde und Rinder, als deren Patron er namentlich in Deutschland verehrt wird.

Der hl. Leonard gehört zu den gefeiertsten Heiligen und hat zahlreiche Patronate erlangt. Weil er nach seiner Legende einer kranken Fürstin durch sein Gebet Hülfe brachte, so wird er in Frankreich von den Frauen angerufen. Daß er der Schutzheilige der Gefangenen ist, wurde schon angedeutet; die christlichen Krieger, welche in türkische Gefangenschaft geriethen, beteten zum heiligen Leonard um Befreiung. Besonders merkwürdig ist die von mehreren Schriftstellern erzählte wunderbare Befreiung des Ritters Martel von Bonqueville im 14. Jahrhundert, der mit zwei anderen französischen Edelleuten in türkische Gefangenschaft gefallen war. Da der Heilige als Patron der Gefangenen verehrt wird, so ist an manchen St. Leonardskirchen eine Kette aufgehängt.

Menzel, Zenotty, Stadler erwähnen ihn als den von den Viehzüchtern verehrten Schutzpatron; ein Grund für die Auswahl dieses Patronates wird nirgends angegeben. Er ist wohl deshalb von dem Landvolke so eifrig verehrt worden, weil er vorzüglich den Landleuten predigte und sein in der Legende erzähltes tugendreiches Leben von dem Volke mit Freude betrachtet wurde, auch hat das von ihm gestiftete berühmte Kloster St. Léonard de Noblac sich in der Folgezeit große Verdienste um die Hebung der Landwirthschaft erworben. Ueber die volksthümliche Verehrung des Heiligen in Deutschland gibt Domkapitular Heuser im neuen Kirchenlexikon folgende interessante Nachrichten: „In Altbayern wird der hl. Leonhard als besonderer Patron gegen die Krankheiten der Hausthiere, namentlich der Pferde, verehrt. Man sieht sein Bild dort häufig an den Stallthüren, und in vielen Bauernfamilien wird er neben den Heiligen Sebastian und Florian, den Patronen gegen ansteckende Krankheiten und gegen Feuersgefahr, täglich beim Abendgebet angerufen. In vielen Pfarreien werden jährlich, sei es an seinem Festtage (6. November) oder an einem anderen Tage, je nach der Verschiedenheit der Orte, die St. Leonhardsfahrten oder -Ritte veranstaltet, Wallfahrten, welche nicht nur zu Fuß, sondern auch zu Pferd und Wagen stattfinden. An den betreffenden Tagen versammeln sich oft aus weiter Umgegend die Landleute auf ihren stattlichsten Pferden oder in reich verzierten, mit vier Pferden bespannten und mit Laub geschmückten Wagen,

welchem ein Vorreiter voraufreitet, während die Fohlen manchmal luſtig nebenher ſpringen, mit Muſik bei der Kirche, während die Fußpilger mit Kreuz und Fahne, von ihren Geiſtlichen geführt, erſcheinen. Nachdem die Pilger dem Gottesdienſte beigewohnt, ſtellt ſich der Zug der Reiter und Wagen in Ordnung auf und zieht dann dreimal um die Kirche, zuerſt langſam, dann in ſcharfem Trabe. Hierauf wird die Segnung der Pferde von dem vor der Kirche ſtehenden Prieſter nach dem Diöceſan-Rituale vorgenommen. Näheres über dieſe Feier und die Kirchen, bei welchen ſie beſonders gehalten wird, enthält der Sulzbacher Kalender für kath. Chriſten im Jahrgange 1859 und den folgenden Jahrgängen.

Der hl. Liborius. (23. Juli.)

Patron des Bisthums Paderborn und gegen Steinleiden.

Das Leben des hl. Liborius iſt von den Bollandiſten ausführlich beſchrieben (23. Juli; V., S. 394—457); Johannes Bollandus, der eine große Verehrung gegen dieſen hl. Biſchof hegte, hat ſelbſt dieſe Arbeit übernommen. Liborius diente von Kindheit an dem Herrn und trat ſchon in jungen Jahren in den Dienſt der Kirche. Nach dem Bollandiſten Papebroch wurde er ungeachtet ſeiner demüthigen Weigerung am 7. Juni 347 zum Biſchof von Mans ordinirt und ſtarb am 9. Juni 396. Sein Feſt iſt auf den 23. Juli geſetzt, weil an dieſem Tage das Translationsfeſt ſeiner Reliquien nach Paderborn gefeiert wird. Mit der Uebernahme des biſchöflichen Amtes traten die ausgezeichneten Tugenden des hl. Liborius in dem hellſten Glanze hervor. Vorzüglich zeichnete er ſich aus durch aufrichtige Demuth und Geduld, durch unermüdlichen Seeleneifer und thätiges Mitleid gegen die Armen. Mit apoſtoliſchem Eifer widmete er ſich der Verkündigung des Evangeliums. Während der 49 Jahre ſeiner biſchöflichen Amtsführung erbaute er viele Kirchen, ordinirte 217 Prieſter und war auf einen würdigen Schmuck der Gotteshäuſer eifrig bedacht. Mit dem großen hl. Biſchof Martinus von Tours war er innigſt befreundet. Als er dem Ende ſeines Lebens nahe war, fügte es Gott, daß Martinus, von einer höheren Stimme ermahnt, nach

Mans sich begab, um seinem Freunde im Sterben beizustehen. In der den hl. Apostelfürsten Petrus und Paulus geweihten Domkirche zu Mans wurde der Leib des hl. Liborius beigesetzt; Martinus hielt bei dem Begräbnisse eine Trostrede an das Volk und pries die Tugenden des Heiligen, dessen Grab bald eine viel besuchte Gnadenstätte wurde.

Im 9. Jahrhundert wurden die Reliquien des hl. Liborius nach Paderborn übertragen. Kampschulte hat in seiner trefflichen Schrift („Die westfälischen Kirchenpatrocinien". Paderborn, Verlag von Ferdinand Schöningh, 1867) die geschichtlichen Nachrichten über diese Translation gesammelt. Durch Vermittlung des Kaisers Ludwig, so heißt es a. a. O., erhielt Badurad, der zweite Bischof von Paderborn, die Zusicherung, daß ihm aus der an hl. Reliquien besonders reichen Stadt Mans der Leichnam eines Heiligen ausgefolgt werden solle. Badurad hielt den Besitz eines solchen Heiligthums für nothwendig, damit das noch nicht völlig für das Christenthum gewonnene Sachsenvolk durch die Andacht zu den Heiligen Gottes im Glauben gestärkt werde und einen mächtigen Schutzherrn gewinne. Er ordnete eine Gesandtschaft ab, der auch der hl. Meinulph angehörte. Am 28. April 836 kam dieselbe in Mans an; in der Kirche des hl. Vincentius daselbst legte der hl. Meinulph das Gelübde seiner Klosterstiftung für Böddeken ab. Schon am folgenden Tage empfing die Gesandtschaft den Leib des hl. Liborius. In christlicher Bruderliebe, wenn auch mit großem Schmerze, entäußerte sich die Kirche von Mans dieses Schatzes zu Gunsten der fernen Kirche von Paderborn im neubekehrten Sachsenlande. Die Gesandtschaft legte, bevor sie entlassen wurde, das heilige Gelöbniß ab, daß die Kirche zu Paderborn zu jeder Zeit dieses kostbare Geschenk wohl bewahren und den hl. Liborius in besonderen Ehren halten wolle, — und man darf sagen, das Versprechen ist treu gehalten worden, nun schon mehr denn 1000 Jahre. Die nach Mans entsendete Gesandtschaft kam mit dem kostbaren Schatze glücklich in Paderborn an, und die alten Chronisten erzählen, daß der Jubel der Heimkehrenden und der Entgegenkommenden schier über allen Begriff ging und von den Zeitgenossen mit dem Jubel im himmlischen Jerusalem verglichen wurde.

Zwischen den bischöflichen Kirchen von Mans und Paderborn wurde eine Verbrüderung geschlossen, die im Jahre 1243 durch eine von Paderborn nach Mans entsendete Gesandtschaft feierlich erneuert wurde. Damals empfing der Bischof Otto II. von Münster von seinem Bruder, dem Bischof Simon I. von Paderborn, Reliquien des Heiligen, die er nach der dem hl. Liborius geweihten Pfarrkirche zu Dinxberlo übertrug. Libori-Kapellen wurden errichtet auf dem St. Liboriberge bei Paderborn, bei Dringenberg, in Bergheim, zu Haus Füchteln im alten Niederstift Münster. Zu Quedlinburg weihte Bischof Meinwerk im Jahre 1021 den südlichen Altar der Stiftskirche zu Ehren des hl. Liborius. Die erwähnte Verbrüderung hat beim westfälischen Frieden auch eine politische Bedeutsamkeit erlangt, da die Kirche von Mans bei dem damals mächtigen Könige Frankreichs zu Gunsten des Hochstifts Paderborn erfolgreich sich verwendete, damit dasselbe nicht schon damals der drohenden Säcularisation verfalle. Das Freundschaftsverhältniß der beiden Diöcesen dauert bis in die gegenwärtige Zeit. Man hatte in Mans einige Reliquien des hl. Liborius zurückbehalten; da aber diese in den Stürmen der französischen Revolution verloren gingen, so schickte der Bischof von Mans im Jahre 1850 zwei Geistliche nach Paderborn, um sich einige Reliquien von dort zu erbitten. Sie wurden bewilligt, und als die Gesandtschaft nach Mans zurückkehrte, war diese Uebertragung Veranlassung zu einer großen Festlichkeit für die dortige Diöcese.

Das im Volksmunde „Klein-Libori" genannte Fest wird in Paderborn am Sonntage vor Allerheiligen gefeiert. Es wurde im 17. Jahrhundert zum Andenken an die Zurückführung der Liborius-Reliquien eingeführt, die „der tolle Christian" nach der Ausraubung Paderborns und des Domes mit sich geführt hatte, bis dieselben nach dem Untergange dieses Heiligthumsschänders am Sonntag vor Allerheiligen des Jahres 1627 wieder zurückgebracht wurden. Ueber die Verehrung des hl. Liborius als Patrons der Domkirche und des Bisthums von Paderborn schreibt Kampschulte a. a. O.: „Noch heute, wie vor Jahrhunderten, gehört es zu den ergreifendsten Momenten, die Jemand erleben kann,

wenn man Gelegenheit hat, der feierlichen Aussetzung der Libori-Reliquien am Vorabende des Hauptfestes, sowie der Reposition derselben am Schlusse der dreitägigen Andacht beizuwohnen. Und selten kann man irgendwo die Erbaulichkeit und gewaltige Kraft des kirchlichen Volksgesanges in gleichem Maße empfinden, als wenn man in Paderborn den uralten Lobgesang auf den hl. Liborius hört."

Mit besonderem Vertrauen haben diejenigen ihre Zuflucht zu ihm genommen, die an der Steinkrankheit (calculi et arenarum dolores heißt es in den Urkunden) leiden. Diese Verehrung ist schon mehrere Jahrhunderte alt. Bollandus erzählt, wie der Abt Carlenus von St. Maria zu Amelia (Ameria) in Umbrien im Anfange des 17. Jahrhunderts zu Münster in Westfalen den hl. Liborius anrief und seine Hülfe in Nierenleiden (nephritici dolores) erfahren hat. Aus Dankbarkeit veranlaßte er den Bollandus, das Leben des hl. Liborius zu schreiben, und übertrug am 12. Mai 1647 einige Reliquien in die Domkirche zu Amelia. In dem Leben des hl. Kaisers Heinrich II. wird dem hl. Benediktus dasselbe Patronat beigelegt. In dem uralten Lobgesange zu Ehren des hl. Liborius heißt es:

„Du großer Hirt und Gottesmann,
Liborius, halt für uns an,
Damit nicht Gries und Nierenstein
Die Strafe unsr'er Sünden sei'n.
Du auserwählte Engelschaar,
Durch deine Hülf' uns auch bewahr',
Und bringe nach vollbrachtem Streit
Uns zu der wahren Himmelsfreud'."

Wegen dieser Verehrung wird die neue Pfarrkirche in dem Badeorte Wildungen (bei Fritzlar), wo die an Steinkrankheiten Leidenden Genesung suchen, sinnig und schön dem hl. Liborius geweiht.

Auch die bildliche Darstellung des hl. Liborius erinnert an das genannte Patronat; er wird nämlich abgebildet als Bischof mit einem Buche, auf welchem kleine Steinchen liegen. Auf alten Bildern ist das Buch gewöhnlich in dem Heiligenschein angebracht, der das Haupt des Heiligen umgibt.

Ein anderes Abzeichen des hl. Liborius auf Kirchenbildern ist der Pfau, da nach einer Legende bei der Uebertragung seiner Reliquien von Mans nach Paderborn ein Pfau vorausflog und den Weg zeigte; deshalb wird auch am Liboriustag bei der Prozession ein Pfauenschweif vorausgetragen. Der Pfau ist zugleich ein Symbol der Auferstehung. Helmsdörfer schreibt darüber in seiner „christlichen Symbolik": „Viele Consecrationsmünzen zeigen, daß das Bild des Pfaues im römischen Heidenthum bei der Vergötterung der Kaiserinnen angebracht war. Diesem Bilde der Unsterblichkeit wurde in den ersten Jahrhunderten der Kirche die christliche Idee von der Unsterblichkeit und Wiederauferstehung untergelegt. Das Pfauenbild konnte beibehalten werden, insofern darin bereits eine dunkle Ahnung von dem erkannt war, was jetzt in einer größeren und allgemeineren Bedeutung gelehrt und erfaßt worden. Es scheint, daß sich die christlich-symbolische Bedeutung des Pfaues zunächst an den jährlichen Federwechsel des Thieres anlehnte, der bei der Schönheit des Gefieders aufgefallen war: auch behaupteten die Alten, sein Fleisch widerstehe der Verwesung. Durch alles dieses empfahl sich das Bild als Symbol der Unsterblichkeit. In dieser Bedeutung findet sich auch der Pfau auf Wandgemälden neapolitanischer und römischer Katakomben, ferner auf mehreren Sarkophagen. In der Anordnung der Gräberbilder läßt sich bemerken, wie durch dieses Symbol der Triumph über den Tod, eine freudige Hoffnung der Auferstehung sollte ausgesprochen werden." Die Thomaschristen in Asien hatten einen Pfau auf dem Kreuze zum Symbol; er ist hier nach Menzel ein Zeichen Indiens, wo er herstammt. Conrad von Meyenberg sieht in dem Pfau das Sinnbild eines Bischofs. (Menzel, Symbolik, II. 217.) Hiernach kann, der altchristlichen Symbolik entsprechend, der Pfau als Abzeichen auf den Bildern des hl. Liborius die von demselben erlangte Herrlichkeit im Himmel, sowie auch seine fortdauernde Verehrung auf Erden andeuten.

Die hl. Lucia. (13. Dezember.)

Patronin der Landleute und gegen Augenleiden.

Die hl. Lucia, gefeiert in der morgen- und abendländiſchen Kirche, deren Name auch in den Canon der hl. Meſſe aufgenommen iſt, wurde zu Syrakus in Sicilien von vornehmen und reichen Eltern geboren. Mit ihrer Mutter Entychia kam ſie nach Catanea zum Grabe der hl. Agatha, um hier durch die Fürbitte dieſer hl. Martyrerin die Heilung ihrer kranken Mutter zu erflehen. Als ihr Gebet eine wunderbare Erhörung fand, ſchenkte ſie mit der Einwilligung der Mutter ihr reiches Gut den Armen, da ſie es als etwas Geringes achtete, erſt nach dem Abſterben das zu verſchenken, was man ohnehin nicht mitnehmen kann. Dieſe Wohlthätigkeit erſchien ihrem heidniſchen Bräutigam, dem ſie gegen Wiſſen und Willen von Seiten ihrer Eltern verlobt war, als Verſchwendung, und er klagte ſie bei dem Statthalter als Chriſtin an. Sie wurde vor denſelben geführt, bekannte muthig und beredt ihren Glauben und konnte durch keine Ueberredung wankend gemacht werden.

Als der heidniſche Richter ihr die Folterqualen androhte mit den Worten: „Es wird dir die Rede fehlen, wenn wir zur Marter übergehen“, antwortete die hl. Jungfrau: „Den Dienern Gottes können nie die Worte fehlen, da ihnen von Chriſtus dem Herrn geſagt worden iſt: Wenn ihr vor den Königen und Statthaltern ſtehen werdet, ſo ſeid unbeſorgt darum, wie und was ihr reden ſollet; es wird euch gegeben werden in jener Stunde, was ihr ſagen ſollet; denn nicht ihr redet, ſondern der hl. Geiſt redet in euch.“

Auf die Frage, ob der hl. Geiſt in ihr ſei, antwortete die hl. Jungfrau: „Diejenigen, welche rein und keuſch leben, ſind Tempel des hl. Geiſtes.“ Da wollte der Heide ſie zu einem Orte der Sünde führen laſſen, aber keine Menſchenkraft konnte ſie von der Stelle bewegen. Die Heilige wurde von einer unſichtbaren Gewalt an dem Orte, wo ſie ſich befand, feſtgehalten. Hierauf ließ der Statthalter Pech, Schwefel und Harz um ſie her legen und anzünden; allein die Flamme verletzte ſie nicht. Der Heide

erklärte den Vorgang durch Zauberei nach dem Zeitglauben und er wurde in vollste Wuth versetzt durch die Weissagung der Martyrerin, daß die Verfolgung bald ein Ende haben und das Christenthum siegen werde. Die hl. Lucia erlangte dann die Krone der Vollendung, indem ihr Hals mit dem Schwerte durchstochen wurde.

Sie wird deshalb gewöhnlich abgebildet mit dem Schnitte am Halse und dem Schwerte. Der Leib der Heiligen wurde von Syrakus, wo er zunächst beigesetzt war, nach Constantinopel und von dort nach Venedig gebracht. Der Name der Heiligen findet sich in allen lateinischen Martyrologien; auch steht er im griechischen Kirchenkalender. Ueber die Bilder der hl. Lucia ist noch Folgendes zu bemerken: Zuweilen erscheint sie in Nonnenkleidung, wohl deshalb, weil sie die Armuth erwählte und sich, wie oben schon erzählt wurde, zum Danke für die wunderbare Heilung ihrer Mutter der irdischen Güter zu Gunsten der Armen entäußerte. Schwieriger ist ein anderes Attribut derselben, welches auf vielen Kirchenbildern gesehen wird, zu erklären. Sie trägt nämlich auf einer Schale oder einem Buche oder auf einem kleinen weißen Tüchlein zwei ausgestochene Augen. Wegen dieser Darstellung und auch wohl wegen ihres Namens wird sie auch als Patronin gegen Augenleiden verehrt. Viele Erklärer nehmen an, daß ihr bei dem Martyrium die Augen ausgestochen wurden und daß diese, freilich jüngere Relation der Legende der genannten Darstellung zu Grunde liege. Kreuser glaubt, daß die Darstellung auch eine rein sinnbildliche sein könne, indem die Augen als Sinnbilder der göttlichen Ueberwachung, die sie an derselben Stelle festwurzelte, angesehen, oder auch auf die Sehergabe des baldigen christlichen Sieges gedeutet werden können.

Berühmte Bilder der hl. Lucia befinden sich in der Kapelle San Giorgio in Padua von Jacopo d'Avanzo; derselbe hat in einer Reihe von Bildern ihre Verantwortung vor dem Präfekten von Syrakus und ihr Martyrium dargestellt. Die Darstellung mit dem erwähnten Attribute der Augen befindet sich in der Gallerie des Capitols in Rom, ferner in San Giovanni Chrisostomo in Venedig. Dante hat die Heilige besungen im zweiten Gesange der Hölle als die Trägerin des himmlischen Lichtes und der

Erkenntniß. Er preist in derselben das geistige Licht in seiner Stetigkeit und Unvergänglichkeit trotz aller Verdunkelungen und Anfechtungen. Er ist dazu veranlaßt worden durch die Weisheit und den Starkmuth dieser hl. Jungfrau und wohl auch durch ihren Namen; denn Lucia ist abgeleitet von lux, welches Licht bedeutet. So gewinnt auch ihr Gedächtnißtag eine schöne Bedeutung. Er fällt in die finsterste Zeit des Jahres und weist durch den Namen der Heiligen hin auf die nahe Zeit, in welcher die Tage wieder länger und heller werden, auf das Licht des neuen Jahres, das in der darauf folgenden Weihnacht erscheint.

Nach Cahier ist in Flandern St. Lucia Patronin der Landleute; auch in Deutschland wird der St. Lucientag in den Bauernsprüchen viel genannt. Das Fest der Heiligen (13. Dez.), welches nach dem alten Kalender auf den 25. des jetzigen fällt, gilt im Volksmunde noch immer zur Bezeichnung des kürzesten Tages: „St. Lucen — Macht den Tag stutzen.“ In den Volksgebräuchen am St. Lucientage kommt viel Abergläubiges vor; so die Deutung der Zukunft aus dem sog. Lucienschein und dem Luciekreuz (XIX.) (Reinsberg festl. Jahr S. 367); letzteres wird in der Luciennacht in die Rinde eines Weidenbaumes geschnitzt, und aus den räthselhaften Zeichnungen deutet man dann am Neujahrstage die Zukunft. — In Tyrol beschenkt St. Lucia die Mädchen, wie Nicolaus die Knaben; auch schneidet man dort, wie anderswo am St. Barbara-Tage Kirschzweige ab, um sie hinter dem Ofen ins Wasser zu stellen und für die Weihnachtszeit zur Blüthe zu bringen.

Der hl. Ludwig. (25. August.)

Patron der Buchbinder.

Ludwig IX., König von Frankreich, 1215 geboren, hatte an seiner Mutter Blanka eine vortreffliche Erzieherin. Oft sagte sie zu ihm: „Mein Sohn, mit innigster Liebe liebe ich dich; aber dennoch möchte ich dich lieber vor meinen Augen sterben, als in eine schwere Sünde fallen sehen.“ Ludwig führte ein abgetödtetes Leben, an zwei Tagen in der Woche fastete er, täglich wohnte er dem hl. Meßopfer bei und las eifrig in geistlichen Büchern; er

besuchte die Spitäler und pflegte oft selbst die Kranken. In einer gefährlichen Krankheit legte er das Gelübde ab, wenn er wieder gesund würde, einen Kreuzzug zur Befreiung des heiligen Landes unternehmen zu wollen. Dieses Gelübde zu halten, ließ er sich nicht ausreden. Er hatte das Unglück, in türkische Gefangenschaft zu gerathen, worin er sechs Jahre bleiben mußte. Als ihm der Tod seiner Mutter gemeldet wurde, wandte er sich zu Gott mit den Worten: „Vater, ich danke dir, daß du mir meine geliebte Mutter so lange erhalten hast: ich liebte sie mehr als irgend ein Wesen auf Erden; sie war all' meiner Liebe werth; nun hast du sie zu dir genommen; deine Liebe wird ihr noch unendlich beglückender sein; dein Name sei gelobt!"

In Frankreich wurde er bei seiner Rückkehr mit dem größten Jubel empfangen, und er suchte durch weise Gesetze das Wohl seines Volkes zu begründen. Nach 15 Jahren unternahm er einen neuen Kreuzzug; aber an der Küste Afrikas brach die Pest in seinem Heere aus; er wurde selbst davon ergriffen, empfing die hl. Sterbesacramente und, das brechende Auge himmelwärts wendend, verschied er im Jahre 1270.

Selten hat ein König so sehr die Liebe des Volkes erworben und verdient, wie Ludwig der Heilige. Die Münzen, die wir aus seiner Zeit noch besitzen, sind fast alle durchlöchert; denn das Volk trug sie als Erinnerung an den hl. König um den Hals. Das Glück seines Volkes und sein eigenes Seelenheil zu sichern, war das Ziel, dem Ludwig unabläſſig nachrang; nie war ein König barmherziger und mildthätiger gegen Arme und Kranke. Joinville, sein Geschichtsschreiber, sagt, nachdem er aufgezählt, wie der König Verkrüppelte und Arme jeden Tag bei sich speiste: „Nebst allen diesen Dingen spendete der König jeden Tag so großes und reichliches Almosen an Armenspitäler, Krankenhäuser und andere milde Stiftungen, an verarmte Frauen und Wittwen, und an Arme, die vor Alter und Krankheit nicht mehr arbeiten noch ihr Gewerbe forttreiben konnten, daß man kaum ihre Zahl anzugeben vermöchte; und dürfen wir in dieser Beziehung sagen, daß er viel glücklicher, denn Titus, der Kaiser von Rom, gewesen, von dem die alte Geschichte meldet, daß er es gar sehr zu Herzen

nahm, wenn ihm ein Tag vorüberging, ohne daß er eine Wohlthat gethan."

Ludwig ist der Wiederhersteller der Gesellschaft in Frankreich. Hätten seine Nachfolger in seiner Weise regiert, statt sich an den geheiligten Rechten der Kirche und des Volkes zu vergreifen, sie säßen wohl noch auf dem Throne, und ihrem Lande wäre eine lange Reihe von Leiden erspart geblieben. Weiter und dauernder als irgend ein Mensch während der kurzen Lebensdauer, wirken Recht und Gesetz, die er zur Geltung bringt. Die Quelle, aus der Ludwig bei seiner Gesetzgebung schöpfte, war die christliche Idee des Rechts. In der Formulirung und Durchführung seines Willens unterstützten ihn die Kenner des römischen Rechts, dessen Studium damals in Paris in hoher Blüthe stand. So hat Ludwig nicht nur den Glauben an Gerechtigkeit auf Erden in seinem Volke wieder erweckt, das moralische Ansehen seiner Beamten erhöht, sondern auch durch eine Reihe von Verbesserungen die bürgerliche Gleichheit und die Unterwerfung Aller unter das gemeine Recht angebahnt. Als die Kunde von seinem Tode sich verbreitete, war die Trauer des Volkes um den guten König, wie es ihn nannte, eine große; unermeßlich war das Geleite, als er in St. Denis bestattet wurde. Im Jahre 1297 reihte Bonifaz VIII. diesen edelsten aller französischen Könige in die Zahl der Heiligen ein. Mit Jubel errichtete das Volk ihm Altäre; lange war kein Heiliger so beliebt und so verehrt. Frankreich betrachtete ihn als seinen Schutzheiligen; „von keinem Könige", sagt Weiß in seiner Weltgeschichte, „sind heute noch so viele Münzen vorhanden, sein Bild schien Glück zu bringen; die Sterbenden wünschten es mit in's Grab zu nehmen. Das Volk glühte bei seinem Bilde von heiligem Verlangem nach Wahrheit und Recht und fühlte sich diesem edlen Geiste verwandt und gehoben bei der Erzählung dessen, was er that und was er duldete für die Sache Christi und seines Volkes."

Der hl. Ludwig wird verehrt als der Patron der Buchbinder, weil er in seinen Mußestunden das Handwerk derselben ausübte; in Frankreich haben sich noch andere Gewerbe unter seinen Schutz gestellt, z. B. die Barbiere; letztere, wie Cahier mittheilt, weil Ludwig den früher bei den französischen Königen üblichen Vollbart

ablegte. Dargestellt wird der hl. Ludwig mit Scepter und Krone, oft mit einer Dornenkrone in der Hand; letztere bedeutet die Dornenkrone des Heilandes, die vom Kaiser Balduin in Constantinopel ihm geschenkt wurde und seitdem in St. Denis bewahrt wird; zum Andenken an seinen Kreuzzug nach Aegypten hat er auch Abbildungen der Pyramiden als Attribut. Die Buchbinder, deren Patron St. Ludwig ist, führten im Wappen das Lamm Gottes auf dem Buche mit den sieben Siegeln, oder ein Buch oder eine Buchbinderpresse in grünem Felde.

Der hl. Lukas. (18. Oct.)

Patron der Aerzte, der Maler und Glaser.

Der hl. Lukas ist der Verfasser des dritten Evangeliums und der Apostelgeschichte; von seinen Lebensumständen geben uns letztere und die Briefe des hl. Paulus Nachrichten. Nach Hieronymus war er im Heidenthum geboren und stammte aus Antiochia. Seinem bürgerlichen Berufe nach war er Arzt; im Briefe des hl. Paulus an die Kolosser (4, 14) heißt es: „Es grüßt euch Lukas, der Arzt"; auch will man in seinen Schriften mehrere Spuren finden, welche dieses wahrscheinlich machen, z. B. technische Bezeichnungen einzelner Krankheiten. Nach der Ueberlieferung hat er auch der Malerkunst sich gewidmet, und man zeigt in Italien noch mehrere Bilder der Mutter des Herrn, welche von ihm herrühren sollen. Daß Lukas ein Maler war, ist schon deshalb wahrscheinlich, weil, wie Kreuser aus den vielseitigen Werken des Galenus nachweist, die alte Arzneikunde des Zeichnens kundig war.

Lukas wird deshalb seit alter Zeit verehrt als der Patron der Aerzte und der Maler. Nach Menzel und Stadler ist Lukas auch Patron der Glaser, aber der Grund dieses Patronates kann von ihnen nicht angegeben werden. Menzel schreibt in seiner Symbolik (II—43): „Warum Lukas Patron der Glaser ist, weiß ich nicht." Vielleicht ist die folgende Deutung annehmbar: Für das Verständniß der in Deutschland üblichen Patronate ist, wie schon nachgewiesen wurde, die Zunftgeschichte eine ergiebige Quelle. Oft waren mehrere Handwerke zu einer Zunft vereinigt, und es

erhielten dann die in einer solchen sogenannten „ungeschlossenen“ Zunft vereinigten Gewerbe denselben Schutzpatron, den sie auch beibehielten, als sie sich trennten. So hatten die Weber den hl. Crispinus und Crispinianus zu Patronen, weil sie früher vielerorts mit den Schuhmachern in derselben Zunft vereinigt waren. Im Hessischen hatten die Zimmerleute den hl. Stephanus zum Patron, da sie ehedem mit den Maurern eine Baugilde bildeten. In Frankreich und Belgien verehrten die Bader den hl. Cosmas und Damianus, die Patrone der Aerzte, weil sie wegen der Uebung der niederen Chirurgie sich zu letzteren rechneten. In Deutschland hatten die Uhrmacher den hl. Petrus zum Patron, weil die ersten Uhrmacher Kunstschlosser waren. Wenn also Maler und Glaser an einzelnen Orten dieselbe Zunft bildeten, (was ja bei Ausbildung der Glasmalerei leicht geschehen konnte), so erhielten auch die Glaser den hl. Lukas zum Patron. Das ist aber wiederholt der Fall gewesen, z. B. in Augsburg und Würzburg, wie bei Niedermayer, Kunstgeschichte Würzburgs S. 104 zu ersehen ist.

Nach der Ueberlieferung gehörte Lukas den 70 Jüngern an; er berichtet auch allein die Aussendung und Rückkehr der 70 Jünger und die daran sich anschließenden Belehrungen des Heilandes genau und mit Sorgfalt. Lukas war ein treuer Schüler des hl. Paulus, unter dessen Autorität er sein Evangelium geschrieben hat. Als Paulus in seiner zweiten römischen Gefangenschaft im Angesichte des Todes sein letztes Sendschreiben an Timotheus schrieb und als alle Jünger ihn verlassen hatten, stand Lukas ihm noch treu zur Seite.

Bei der Abfassung seines Evangeliums ist ihm die Paulinische Lehrweise für die Auswahl der Reden und Thaten Jesu maßgebend gewesen. Er hebt demnach mit besonderer Vorliebe solche Züge hervor, in welchen sich die freie, dem Sünder zuvorkommende, alles vorhergehende menschliche Verdienst ausschließende Gnade Gottes, und die gleiche Berufung aller Menschen zur Seligkeit ausspricht. Matthäus schildert den Heiland als den verheißenen Messias des jüdischen Volkes; Lukas aber hat sich die Aufgabe gestellt, Jesum als den Erlöser aller Menschen, der Heiden sowohl als der Juden, darzustellen. Dieser universelle Charakter seines Evangeliums

offenbart sich schon in der Zurückführung des Geschlechtsregisters Jesu auf Adam, den Stammvater aller Menschen, ferner in dem ausführlichen Berichte von der Aussendung der 70 Jünger, als der Repräsentanten aller Völker. (Bisping, exeget. Handb. II. S. 136.) Noch sei erwähnt, daß der hl. Lukas von allen Evangelisten das Meiste über das Leben der hl. Jungfrau bringt.

Nach Epiphanius hat der hl. Evangelist Lukas in Dalmatien, Gallien, Italien und Macedonien die Lehre Christi verkündigt. Er starb nach dem Martyrologium Romanum, in welchem sein Name am 18. October steht, in Bithynien; seine Gebeine wurden nach Constantinopel, und dann nach Padua gebracht, wo sie in der Benedictiner-Kirche St. Justina verehrt werden. Seltsame Mittheilungen gibt Katharina Emmerich in dem merkwürdigen Buche über das Leben Christi (1, 151), denen zufolge der hl. Lukas, dem es schon gar nicht einleuchten wollte, daß der Heiland mit so geringen Leuten umging, weder ein Jude noch ein Heide war; wie sie ihn sah, war er ein Gelehrter, der überall herumhorchte; er war mehr römisch als jüdisch gekleidet, hatte in Aegypten studirt, war Arzt, sammelte Kräuter, malte auch Götzenbilder, die er nach Aegypten schickte, trat aber nach vielem Umgange mit den Jüngern Jesu fest zu ihrer Schaar über.

Auf Kirchenbildern wird der hl. Lukas dargestellt im Begriffe sein Evangelium zu schreiben, oder er malt das Bild der hl. Jungfrau, oder es ist eine Staffelei, Malergeräth, das Bild der Mutter des Herrn vor ihm. Unter den vielen Bildern, welche darstellen, wie er die allerseligste Jungfrau malt, ist das bekannteste von Roger a. d. Weyde (Pinakothek in München). Als Symbol hat der hl. Lukas auf seinen Bildern das geflügelte Opferrind, weil sein Evangelium mit dem Opfer des Zacharias beginnt. Die gewöhnlichen Symbole der vier Evangelisten sind, wie bekannt, der Mensch, der Löwe, der Stier und der Adler, welche oft aufgeschlagene Bücher halten. Dieselben sind der Vision des Propheten Ezechiel entnommen. Die vier geheimnißvollen Gestalten, welche den Thron des Allerhöchsten tragen, wurden als Sinnbilder der Evangelisten angesehen, und schon von Hieronymus wird die Zutheilung an die einzelnen Evangelisten durch die Anfangsworte eines jeden Evangeliums begründet.

Nach einer anderen Deutung bezeichnet der Mensch die Geburt, der Stier den Opfertod, der Löwe die Auferstehung und der Adler die Himmelfahrt Christi. — Daß Lukas schon nach der Meinung der alten Kirche die Mutter Gottes gemalt hat, wird bestätigt durch ein Bild der allerseligsten Jungfrau in den Katakomben, mit der Unterschrift: Gemalt von Lukas.

Es wurde oben schon erklärt, weshalb der hl. Lukas als Patron der Glasarbeiter verehrt wurde. Als Patrone der Glaser werden auch noch genannt von Radowitz (Ikonographie) der hl. Jacobus Allemannus, und von Zenotty der hl. Serapion. In Frankreich war nach dem Zeugnisse Cahier's der hl. Markus Patron der Glasarbeiter (vitriers et lanterniers); denn in Venedig, dessen Patron St. Markus ist, erlangte die Glasindustrie schon im frühen Mittelalter eine große Vollendung und von dort kam diese Industrie und mit derselben auch das genannte Patronat nach Frankreich. Die Glaser führten nach Lang im Wappen ein gothisches Fenster und Handwerkszeug im silbernen Felde. Das Glas wurde schon in alter Zeit vielfach verwendet, hauptsächlich zu Gefäßen, doch nicht zu Fenstern. Diese wurden lange durch dünne Häute, dann mit Papier, das man in Oel tränkte, verwahrt. Das Glas für Fenster kam zuerst in Kirchen in Gebrauch, und die Glasmalerei ist schon 1000 Jahre alt. Erst seit 500 Jahren sind auch in Privathäusern allgemein die Fenster von Glas.

Die hl. Maria Magdalena. (22. Juli.)

Schutzheilige der Büßer und Patronin der Kammmacher, Salbenhändler und Friseure.

Maria Magdalena, aus Bethanien unweit Jerusalem, Schwester der Martha und des Lazarus, zubenannt von ihrem Landgute Magdala in Galiläa, ist aus dem Evangelium bekannt. Sie ist das Vorbild der christlichen Buße und darum die Schutzheilige der Büßenden. Immer, wenn sie ihre Demuth und Reue beweist, nennt die heilige Geschichte auch eine neue Gnade, die ihr zum Lohne gegeben wurde, die Vergebung der Sünden, das Lob im Evangelium, den Auftrag, die Auferstehung den Aposteln zu

verkünden. Als apostola apostolorum hat sie auch in der hl. Messe das Credo erhalten. Die Kirche legt ihr die Worte in den Mund: „Ich habe das Reich der Welt und alle Pracht der Menschen aus Liebe zu meinem Heilande verachtet"; und selbst das Volk gedenkt in seinen Sprüchen gern der Bußthränen dieser Heiligen, indem es sagt: „Maria Magdalena weint um ihren Herrn, drum regnet's an ihrem Tage gern."

Nach der Himmelfahrt Christi, so erzählt die Legende, verfolgte auch sie der Haß der Juden, und mit Lazarus, dem Bruder, der Schwester Martha, der Magd Marcella und dem Jünger Maximinus rettete sie sich über das Meer nach Marseille. Magdalena erwählte nun eine Höhle zu ihrer Wohnung, die, wie Kreuser schreibt, „durch neuere Funde immer mehr als geschichtlich begründet wird". Daselbst lebte sie viele Jahre in strenger, heiliger Buße, wurde von den Engeln Gottes getröstet und erhielt die hl. Wegzehrung vom hl. Maximinus, der mit Lazarus die Umgegend von Marseille bekehrt hatte und Bischof von Aix geworden war.

Abgebildet wird sie als Büßerin mit dem hl. Kreuze; oft hat sie auch den Todtenkopf, das Sinnbild der Vergänglichkeit, als Attribut. Auch wird wohl dargestellt, wie sie von den Engeln gespeist und in den Himmel getragen wird; so zeigt sie auch im Bilde das Beispiel und den Segen der Buße und sich selbst als Patronin der Büßenden. Darum sind häufig die Beichtstühle und die Beichtkapellen mit ihrem Bildnisse geziert. Ueber ihr Patronat schreibt Lang (Handwerker-Patrone S. 58): „Weil St. Magdalena mit ihren Haaren die Füße des Heilandes abtrocknete, wird sie von den Kammmachern und Friseuren als Patronin verehrt. Die Kammmacher hatten im Wappen einen goldenen Kamm in rothem Felde, auch mit Engelsköpfchen oben und unten." Ein anderes Abzeichen der Heiligen auf Kirchenbildern ist das Salbgefäß (Matth. 26, 8); deshalb hat sie das Patronat der Salbenhändler erlangt, wie dieses Cahier für Frankreich nachgewiesen hat.

Unter der Anrufung der hl. Maria Magdalena, als der Patronin aller büßenden Seelen entstand zuerst in Deutschland, und zwar schon in Anfange des 13. Jahrhunderts, der Orden der Magdalenerinnen, von ihrer weißen Kleidung später „weiße

Frauen“ genannt. Das älteste Kloster unter dem Schutze der hl. Maria Magdalena in Deutschland ist das St. Magdalenen-Stift (Berg-Kloster) in Worms. Als die Magdalenerinnen nur unbescholtene Personen aufzunehmen anfingen, entstanden in Frankreich die Magdalenetten zur Aufnahme und Besserung gefallener Personen (Stadler, Heiligen-Lexicon 4—30). Derselben nimmt sich in unseren Tagen der Frauenorden vom guten Hirten an. Die hl. Maria Magdalena ist in älterer und neuerer Zeit von der Dichtkunst vielfach verherrlicht worden, wie dieses Menzel in seiner Symbolik (II—60) eingehend nachgewiesen hat.

Auf Kirchenbildern wird die hl. Maria Magdalena gewöhnlich mit langem Haupthaare abgebildet; letzteres ist hier ein Zeichen der Buße, bei der hl. Agnes ein Zeichen des Schutzes. Der hl. Paulus sagt im ersten Korinther-Briefe (11, 8), daß es schimpflich ist für das Weib, sich das Haar abzuschneiden; das lange Haupthaar ist der natürliche Schleier, der für die Tugend und Schamhaftigkeit des Weibes geziemend ist.

Die Tonsur, eine von der Kirche angeordnete Ceremonie, um in den geistlichen Stand einzuführen und zu den Weihen vorzubereiten, deutet den Verzicht des Irdischen an und ist ein Sinnbild der Dornenkrone Christi.

Auch in den altdeutschen Rechtsgebräuchen hat die Art, in welcher man das Haupthaar trug, oft eine symbolische Bedeutung angenommen. Langes Haupthaar war bei den alten Deutschen ein Sinnbild der Freiheit. Ein Freier übergab sich deshalb in die Knechtschaft eines Anderen durch Ueberreichung seines Haupthaares. Verschieden hiervon war die Sitte, sich Haare abzuschneiden und sie demjenigen, dessen Hülfe man anflehte, zum Zeichen unverstellter und dringender Noth zu übersenden. Abschneiden des Haupthaares und des Bartes kommt bei einigen Völkern als Strafe vor, Strafe „an Haut und Haar“ im Gegensatz zu den größeren Strafen „an Leib und Leben“. Endlich wurde dieses Symbol auch beim Eide angewendet, indem schwörende Männer Bart und Haupthaar anrührten, schwörende Frauen die Finger der rechten Hand auf ihre Haarflechten legten. Bei den fränkischen Königen war es nach Grimm Sitte, den Wuchs ihrer Locken zu

nähren, ſie hießen reges criniti, und die deutſche Sage erzählt von den Borſten der Merovinger. Cäſar, ſpäter allgemeiner Titel für die oberſte, weltliche Würde, gemahnte ſchon die Alten an caesaries, Haarwuchs, Scheitel. (Caesar a caesarie, quod scilicet cum caesarie natus est. Festus.) Nach der Sitte der Alten durften diejenigen, welche beſcholten waren, als Bräute nicht in langen Haaren erſcheinen.

Die hl. Margaretha. (20. Juli.)

Patronin der Landleute.

Die hl. Jungfrau Margaretha oder nach neugriechiſcher Ausſprache Margarita d. h. die Perle, hat nach dem Berichte der alten Martyrologien während der letzten allgemeinen Chriſtenverfolgung zu Antiochia in Piſidien den Martertod erlitten. Nach ihrem glorreichen Bekenntniſſe hörte in jener Stadt die Verfolgung auf. Ihr Name iſt im Morgen- und Abendlande überall verbreitet und geehrt; das römiſche Martyrologium nennt ſie am 20. Juli mit den Worten: „Zu Antiochia das Leiden der hl. Jungfrau und Martyrerin Margarita"; die griechiſchen Menäen (Verzeichniſſe der Monatsheiligen) nennen ſie wohl mit dem Spruche: „Henkershand dich tödtet mit dem Schwerte — Gotteshand dich krönet mit der Gnade."

Ueber ihr Leben ſteht wenig geſchichtlich feſt; eine alte Legende erzählt darüber Folgendes: „Die hl. Jungfrau Margaretha war die Tochter eines Heiden Namens Adeſius, zu Antiochia geboren; ſie verlor frühzeitig ihre Eltern. Ihre Amme, eine Chriſtin, erzog ſie in der chriſtlichen Religion, und ſie hütete bei derſelben in der Jugend die Schafe, weshalb ſie auf manchen Kirchenbildern auch als Hirtin dargeſtellt iſt. Der Stadtpräfekt Olibarius begehrte ſie zur Ehe und ſuchte ſie zum Abfallen vom Glauben zu verleiten. In dem Verhöre ſprach er zu ihr: „Sage uns deinen Namen und deine Religion." Sie antwortete: „Ich heiße Margaretha, bin von edeler Abſtammung und chriſtlicher Religion." „Die beiden erſten Antworten ſind entſprechend; die dritte aber iſt ein Widerſinn; denn was gibt es Thörichteres, als einen

Gekreuzigten zum Gott zu machen?“ — „Ich bitte, ſage mir doch, woher weißt du denn, daß der Herr Jeſus gekreuzigt worden iſt? — „Aus den Schriften der Chriſten.“ — „In denſelben Büchern lieſt man das Leiden und Sterben Chriſti und auch ſeine Verherrlichung; wie thöricht iſt es nun, daß Ihr das Eine glaubet und das Andere zurückweiſet.“ Als der Präfekt ihre Glaubenstreue nicht wankend machen konnte, ließ er ſie auf die Folter ſpannen und grauſam martern. Im Kerker beſiegte ſie die Anfechtungen des Teufels und opferte Gott ihr Leben auf. Der Mangel an genaueren Nachrichten gab Anlaß, daß über ihr Leben und ihr Martyrium mancherlei erdichtet und verbreitet wurde, was nach den Unterſuchungen der Bollandiſten mit der Wahrheit nicht beſtehen kann. Die kirchliche Andacht hat dieſe Dichtungen nicht berückſichtigt, ſondern ſie beruht auf der durch die allgemeine Verehrung auch in den älteſten Zeiten bewieſenen Thatſache, daß die hl. Margaretha zu den gefeiertſten Martyrerinnen der erſten chriſtlichen Jahrhunderte gehört.

Ihr Name befindet ſich bereits im 7. Jahrhunderte in Litaneien der engliſchen Kirche. Ihre Reliquien wurden im Jahre 908 von Antiochien in das Kloſter San Pietro am vulſiniſchen See (Bolſena bei Viterbo) gebracht, nach deſſen Verfall aber im Jahre 1185 nach Monte Fiascone im Toscaniſchen übertragen; ſie iſt ferner Patronin von Cremona und Paris; der berühmteſte Sitz ihrer Verehrung in Frankreich iſt Saint Germain des Pre's. Vida, der chriſtliche Sänger, hat eine Hymne zu Ehren der hl. Martyrerin verfaßt, die von den Bollandiſten mitgetheilt wird. Der Dichter fleht darin durch die Fürbitte der Heiligen, die er beſingt, nicht um ein langes Leben, nicht um Reichthümer und Ehre, ſondern um die Gnade einer ſeligen Sterbeſtunde, auf daß ihm das Glück werden möchte, in Gemeinſchaft mit der Auserwählten ewig den Herrn zu preiſen.

Außerordentlich verbreitet iſt die Verehrung der hl. Margaretha in Deutſchland, wie die vielen Kirchenbilder und die nach ihr benannten Kirchen beweiſen; namentlich durch die Kreuzfahrer wurde ihr Ruhm im Abendlande begründet, ſo daß ſie eine Lieblingsheilige des deutſchen Volkes und die Namenspatronin vieler

Tausende geworden ist. Der Cisterzienser-Orden hat das Fest dieser Heiligen schon im Jahre 1216 als ein allgemein zu feierndes Fest eingeführt; jedenfalls aber ist ihre Verehrung in Deutschland viel älter, denn in den Rechtsbüchern aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts, wie in dem Sachsenspiegel, wird schon der Margarethen-Tag als ein nach alter Gewohnheit bestehender und für die Entscheidung von Rechtsverhältnissen wichtiger Bestimmungstag erwähnt. Die betreffende Stelle lautet: In sente Margaretentage sint alle andere zehnte verdinet; swat so aber e (früher) geschokit (in Haufen gesetzt) ist, daran ist der zehnte verdinet (Sachsenspiegel, Buch 2 art. 58). Weil mit dem 20. Juli alle Arbeit der Landleute zur Erlangung der Ernte vollendet war und um diese Zeit die letztere den Anfang nahm, so war nach dem altdeutschen, durch den Sachsenspiegel bezeugten, bäuerlichen Gewohnheitsrechte der St. Margarethen-Tag für die Erlangung des Eigenthums an der Ernte entscheidend. Der Pächter eines Grundstückes sollte das Eigenthum an dem Getreide, das auf demselben stand, erworben haben und also auf seine Erben übertragen, wenn er den St. Margarethen-Tag erlebte. Zu einem früheren Termine gewann er das Eigenthum an dem Getreide nur, wenn es »e geschokit« d. h. eher gemähet und in Haufen gesetzt war. Weil somit das Fest der hl. Margaretha für die rechtlichen Verhältnisse der Bauern von so großer Bedeutung war, so erklärt es sich leicht, weshalb diese Heilige von den Landleuten seit alter Zeit als Patronin verehrt wurde. Ihr Tag fiel in den Beginn der Ernte und war zugleich ein wichtiger und entscheidender Merktag für das bäuerliche Recht.

Da die hl. Margaretha als die Schutzheilige der Landleute galt, so wurde sie schon früh mit der hl. Katharina, der Patronin des Lehrstandes, und der hl. Barbara, der Patronin des Wehrstandes, zusammengestellt. Es galten somit diese drei heiligen Jungfrauen als die Schutzheiligen der drei Hauptstände; deshalb wurden sie in den Kreis der 14 Nothhelfer aufgenommen, die in der Volksandacht namentlich in Deutschland seit mehreren Jahrhunderten verehrt werden; auch finden sich die Namen dieser drei Heiligen oft vereint bei der Benennung alter Glocken.

Abgebildet wird die hl. Margaretha mit der jungfräulichen Krone, dem Schwerte, vorzüglich aber dem gefeſſelten Drachen. Die Krone beſteht oft aus einem Kranze von Perlen, zugleich eine ſinnige Anſpielung auf den Namen der Heiligen. Die Krone bedeutet den Himmelslohn oder iſt das Sinnbild der hl. Jungfräulichkeit, und der Heiland ſelbſt wird in dem kirchlichen Hymnus (Jesu, corona virginum) die Krone der Jungfrauen genannt. Das Abzeichen des gefeſſelten Drachen wird gleichfalls am beſten ſinnbildlich gedeutet; es ſoll anzeigen, daß die ſchwache Jungfrau über die Nachſtellungen des Teufels ſiegte durch die Kraft des heiligen Kreuzes. Auf dem einfachen Kreuze, das ſie in der Hand hält, wird auch zuweilen die heilige Geiſtestaube angebracht, um die Bluttaufe des Martyrerthums anzudeuten. Die hl. Margaretha gehört zu den Jungfrauen, die ſich auf Kirchenbildern am häufigſten in der näheren Geſellſchaft der Mutter Gottes befinden, wie auch die hl. Katharina, Barbara, Urſula, Dorothea, Cäcilia, indem ſie gleichſam die einzelnen Tugenden der allerſeligſten Jungfrau darſtellen.

Die berühmteſten Darſtellungen der hl. Margaretha ſind die von Rafael im Louvre, wie ſie, mit der Siegespalme in der Rechten, auf den Flügeln des Drachen ſteht; und die von Giulio Romano im Belvedere zu Wien, wie ſie das Crucifix gegen den um ſie ſich windenden Drachen erhebt. Auch in Andachtsbüchern begegnet man oft der Darſtellung, daß ſie, das Crucifix in der Hand, den Drachen mit Füßen tritt. Auf altdeutſchen Bildern trägt die hl. Margaretha zuweilen, wie die hl. Mutter Anna, einen grünen Mantel; bei der letzteren zeigt dieſes Attribut die Nähe des chriſtlichen Tages an, bei der hl Margaretha deutet die Farbe der Hoffnung die Nähe des chriſtlichen Sieges an.

Der hl. Markus. (25. April.)

Patron gegen unbußfertigen Tod.

Der hl. Markus, in der Apoſtelgeſchichte Johannes Markus genannt, iſt nach der einſtimmigen Ueberlieferung der alten Kirche der Verfaſſer des zweiten Evangeliums. Er war gebürtig aus

Jeruſalem, wo ſeine Mutter, eine Chriſtin Namens Maria, ein Haus beſaß. (Apoſtelg. 12, 12.) Wahrſcheinlich durch ſeinen Verwandten Barnabas wurde er mit dem Apoſtel Paulus bekannt, und er begleitete denſelben auf ſeiner erſten Miſſionsreiſe. Nach kurzer Trennung war Markus wieder in der Geſellſchaft des Weltapoſtels, da dieſer in den Briefen, die er aus ſeiner erſten römiſchen Gefangenſchaft ſchrieb, Grüße von Markus überſendet. Der hl. Petrus ſagt in ſeinem erſten Briefe, den er wahrſcheinlich aus Rom ſchrieb: „Es grüßt euch Markus, mein Sohn.“ (1 Petri 5, 13.) Die Nachrichten der älteſten Väter ſtimmen darin überein, daß Markus dem Apoſtelfürſten zu Rom bei der Verkündigung des Evangeliums beigeſtanden und das, was er von ihm gehört, aufgeſchrieben habe. Der hl. Hieronymus berichtet, das Evangelium des hl. Markus ſei zu Stande gekommen, indem Petrus erzählte und Markus das Erzählte niederſchrieb. Hiermit ſtimmt es auch überein, daß von Petrus und ſeiner Familie bei Markus mehr die Rede iſt, als bei den anderen Evangeliſten, gleichwohl aber ſeine Auszeichnung übergangen und ſeine Verleugnung des Herrn am genaueſten mitgetheilt wird. Aus dem Umſtande, daß Markus unter der Autorität des hl. Petrus ſchrieb, erklärt es ſich, daß ſein Evangelium, obwohl von keinem Apoſtel verfaßt, ohne Widerrede ſchon im zweiten Jahrhundert als zum Kanon gehörig anerkannt wurde. (Biſping, Exeg. Handb., II., S. 4.)

Markus gibt mehr als die übrigen Evangeliſten das Bild des Handelns Jeſu, die längeren Reden des Herrn läßt er gewöhnlich weg. Sein Evangelium zeichnet ſich aus durch Bündigkeit und Einfachheit; er ſchildert friſch und klar in kräftigen und lebendigen, oft ganz maleriſchen Zügen. Es iſt wahrſcheinlich, daß Markus als eifriger Jünger und Gehülfe des hl. Petrus auch in anderen Städten Italiens die chriſtliche Wahrheit verkündet hat. Nach der Tradition der Kirche von Aquileja kam er von Rom nach dieſer Stadt. Wie der Aufenthalt des hl. Markus in Italien und Rom, ſo iſt auch ſein apoſtoliſches Wirken in Aegypten außer allem Zweifel. Die Hauptſtadt Alexandrien empfing das Wort des Heils aus ſeinem Munde. Nach der Legende war Anianus, ein Schuhmacher, der erſte, den er bekehrte; dieſelbe erzählt, daß

der hl. Markus bei diesem eingekehrt sei, um seinen zerrissenen Schuh flicken zu lassen, dabei stach sich Anianus mit der Ahle und rief im augenblicklichen Schmerze aus: „Mein Gott!“ An diesen Ausruf knüpfte der hl. Evangelist sogleich ein Gespräch über den Glauben an den wahren Gott an, das er durch die wunderbare Heilung der Wunde noch bekräftigte. Er nahm bei dem Neubekehrten Wohnung, der später sein Nachfolger auf dem bischöflichen Sitze in Alexandrien wurde.

Das Martyrium des hl. Markus fällt, wie Stadler mit guten Gründen nachweist, in das Jahr 67. Während er Gottesdienst hielt, wurde er von seinen Feinden aus der Versammlung gerissen, mit Stricken um den Hals durch die Straßen der Stadt geschleift, die sich von seinem Blute rötheten, und ins Gefängniß geworfen, um am anderen Tage neuen Leiden preisgegeben zu werden. Vorher war ihm der Heiland erschienen und hatte ihn seines Friedens versichert. Ihm übergab St. Markus getrost seine Seele mit den Worten: „Nimm auf meinen Geist in Frieden und laß mich nicht von deiner Gnade geschieden werden.“ Der Leib des Heiligen wurde von den Christen bestattet. Nach den Geschichtsbüchern der Venetianer wurde derselbe im 9. Jahrhundert nach Venedig übertragen, von Kaufleuten aus dieser Stadt, welche als die „Erstgeborenen des hl. Markus“ darauf Anspruch erhoben. Seit der Mitte des 9. Jahrhunderts ist deshalb der hl. Markus Patron dieser Stadt, während es bis dahin der hl. Theodor war. Die erwähnte Ueberlieferung der venetianischen Kirche wird durch die Münzen, Schriften, Bauwerke Venedigs seit dem 10. Jahrhundert bezeugt.

Offenbar nach einem alten Porträt, deren die erste Christenheit sich ebenso erfreute, wie die Heidenwelt, erzählt die Legende, daß Markus als ein wohlgestalteter Mann in den mittleren Jahren, mit langer Nase, herübergezogenen Augenbrauen, schönen Augen, kahlem Kopfe und herabfließendem Barte mit untermischten grauen Haaren abgebildet werde. Als Kennzeichen führt Markus den beflügelten Löwen bei sich, weil sein Evangelium mit Johannes, der Stimme des Rufenden in der Wüste, beginnt, der Löwe aber wird der König der Wüste genannt. Aus den Attributen, welche die

Schutzheiligen der Städte auf ihren Bildern haben, sind mehrfach die Stadtwappen entstanden; so ist der geflügelte Löwe das Wappen Venedigs geworden, und noch jetzt steht auf der hohen Steinsäule des Markusplatzes in Venedig der geflügelte Löwe des Evangelisten. Die berühmte St. Markuskirche dieser Stadt gehört zu den schönsten Werken byzantinischer Baukunst und ist mit übereinander stehenden Säulen, orientalischen Kuppeln und reich mit Mosaikbildern geschmückt. Unter den Sagen, welche sich an den Namen des hl. Markus knüpfen, ist die von seinem Ringe, den ein Fisch von dem Meeresgrunde heraufholte, die berühmteste. Ein Fischer brachte ihn dem Senate von Venedig zum Zeichen, daß die Stadt niemals durch eine Ueberschwemmung des Meeres untergehen soll. Diese Legende stand im Zusammenhange mit der jährlichen Vermählung der Republik Venedig mit dem Meere durch einen hineingeworfenen Ring. Auch als Patron der venetianischen Flotte wurde St. Markus verehrt; sein Name wurde angerufen in der Gefahr und war das Losungswort in der Schlacht. Die Venetianer, die in die Gewalt der Türken geriethen, riefen vertrauungsvoll seine Hülfe an.

Wegen der erwähnten Sage gibt die venetianische Kunstschule dem hl. Markus auch einen Ring als Attribut, dessen Symbolik wir hier erklären wollen. Der Ring ist das Wahrzeichen der ewigen Verbindung, sofern die Kreisform ohne Anfang und Ende die Ewigkeit, der Ring als Glied an der Kette aber die feste Verbindung bedeutet; daher ist ein uraltes Zeichen der Verlobung der Ring, den Braut und Bräutigam gegenseitig austauschen. Binterim meint, unter dem Brautringe sei der Siegelring, das Zeichen der Beschließerin, der künftigen Hausfrau, zu verstehen. Schon die Alten betrachteten den Ringwechsel als das feierliche Zeugniß des geschlossenen Eheverlöbnisses. Ein altes Rechtssprichwort sagt hiervon: „Ist der Finger beringt, so ist die Jungfrau bedingt.“ Scheidende Freunde pflegten früher wohl Ringe zu theilen; jeder behielt die Hälfte als Andenken.

Der Ring, welchen die Bischöfe tragen und in dem sich Reliquien der Heiligen befinden, ist ein Zeichen ihrer Vermählung mit der Kirche und deutet das Siegel des Glaubens an. Daher

spricht der ordinirende Bischof die Worte: „Empfange den Ring, das Siegel des Glaubens, und bewahre die Braut Gottes, d. i. deine Kirche, makellos in reinem Glauben.“ Die Bischöfe tragen den Ring nachweislich seit dem 7., die Aebte seit dem 12. Jahrhundert. Der Saphir-Ring, den die Cardinäle vom Papste erhalten, ist ein Zeichen ihrer amtlichen Macht. Außer dem heil. Markus tragen den Ring als Abzeichen die hl. Katharina von Siena, die ihn nach ihrer Legende vom Christkind empfing, und die hl. Ida, deren Ring, als sie wegen vermeintlicher Untreue verstoßen war, in dem Neste eines Raben wiedergefunden wurde.

Von den Bildern des hl. Markus ist berühmt geworden das Mosaikbild über der Hauptthüre der Markuskirche, welches nach einer Zeichnung Titians angefertigt ist; St. Markus trägt auf diesem Bilde das bischöfliche Gewand. Die legendarischen Begebenheiten sind von den größten Meistern der venetianischen Kunstschule dargestellt worden, und es gibt deshalb vom hl. Markus viele werthvolle Bilder. Bellini stellte dar, wie er in Alexandrien predigte (Boera in Mailand), Georgione, wie Markus den Seesturm stillt, der im Jahre 1310 Venedig zu zerstören drohte, Tintoretto, wie er einen gemarterten christlichen Sklaven befreit. In dem Mosaikgewölbe der St. Zeno-Kapelle in der Markuskirche ist sein Martyrium vorgestellt. Zuweilen hat der hl. Markus auf seinen Bildern Engel und Posaunen als Attribut, weil er so das jüngste Gericht beschreibt. — Die älteste christliche Kunst war eine vorherrschend sinnbildliche, und so wurden Anfangs die Evangelisten durch vier nebeneinander liegende Schriftrollen symbolisirt, auch sieht man wohl ein Kreuz, welches Christus bedeutet, und zwischen je zwei Enden desselben ein aufgeschlagenes und mit einem Nimbus umgebenes Buch. Eine andere sinnbildliche Darstellung ist die von vier Quellen, die aus einem Felsen fließen, auf dem das Lamm Gottes steht. Ferner sind auf uralten Kunstdenkmälern die vier Ströme des Paradieses (der Nil, der Euphrat, der Tigris, der Phison) häufig in der erwähnten Bedeutung angebracht; auf Markus wird dabei der Nil bezogen, da Aegypten durch Markus bekehrt worden ist.

Erwähnen wir noch, daß das bekannte Zuckergebäck Marcipan nach dem hl. Markus benannt worden ist. Es wird darüber berichtet: Im Jahre 1407 war ein so kalter Sommer, daß fast alle Früchte verdarben und eine große Hungersnoth entstand. Man backte in der Folge zum Andenken an jene traurige Zeit am St. Markustage kleine Brödchen, die man reich würzte und nannte sie Markusbrödchen (Marci panis). Andere meinen, der Marcipan sei zuerst in Venedig gebacken und habe deshalb seinen Namen nach dem Patron der Stadt erhalten. — Am Feste des hl. Markus werden „die größeren Litaneien" (Bittprocessionen) abgehalten, welche eines der ältesten Denkmale der Verehrung der Heiligen sind, da sie schon vor Gregor dem Großen in Uebung waren. — Der hl. Markus wird wegen seiner schweren Leiden und seiner Geduld im Martyrium als der Patron gegen einen unbußfertigen Tod verehrt.

Die hl. Martha. (29. Juli.)

Patronin der Gastwirthe und der Arbeiterinnen.

Die hl. Martha, die den Heiland aufnahm und ihm diente, wird namentlich in Frankreich, wie Cahier bezeugt, von den Gastwirthen und Arbeiterinnen verehrt; auch viele fromme Genossenschaften, die in den Hospitälern in der Person der Armen und Kranken dem Heilande dienen, haben sie zur Patronin erwählt. Als in dem heiligen Lande die Christenverfolgung ausbrach, zog sie mit ihren Geschwistern auf dem gebrechlichen Schiffe, so meldet die Legende, nach Marseille und lebte mit ihrer Magd Marcella in der Einsamkeit, indem sie Frauen und Jungfrauen im Christenthum unterrichtete. Zur Erinnerung an diese wunderbare Fahrt über das Meer hat sie zuweilen auf Kirchenbildern eine Muschel an ihr Kleid geheftet. Die Einführung des Christenthums in Südfrankreich wird auf die hl. Martha zurückgeführt, und zu Tarascon an der Rhone, wo sie zuletzt gelebt hat, wird noch in einer alten unterirdischen Kapelle ihr Grabmal gezeigt. Bis zur französischen Umwälzung führte man daselbst ihr zu Ehren jährlich einen Festzug auf mit einem gefesselten Drachen als Sinnbild,

daß sie das Heidenthum vernichtete. Die hl. Martha, die in einem alten, schönen Kirchenliede: »Salvatoris hospita«, „des Erlösers Dienerin" genannt wird, gilt in der Christenheit als das Muster des arbeitsamen, durch die gute Meinung dem Herrn geweihten Lebens. Auf ihren Bildern hat sie als Abzeichen den gefesselten Drachen neben sich; die Bedeutung dieses Attributes soll im Folgenden näher erklärt werden.

Nicht nur die hl. Martha, auch St. Georg, Margaretha und noch dreißig andere Heilige haben auf ihren Bildern als Attribut einen besiegten Drachen. Am ausführlichsten handeln über die Bedeutung dieses Abzeichens Helmsdörfer in seiner Ikonographie S. 42 und Hack in seinem Bilderkreise S. 362. Wie der Löwe für das Sinnbild der Wachsamkeit galt und deshalb an den Eingängen der Häuser, Tempel u. s. w. aufgestellt war, so auch der Drache; schon der griechische Name drakon, von derko, sehen, deutet auf seine Wachsamkeit hin. Wir finden ihn im Alterthum nicht nur als Wächter von Tempeln und Orakeln, sondern auch die Ueberwachung von Helden (wie des Herkules) und von kostbaren Gegenständen (wie des goldenen Vließes) war ihm nach der alten Sage anvertraut. Auch galt er für sehr listig, und der Teufel, voll Neid und Arglist, wird vorzugsweise „der große Drache" genannt (Offenbarung 12, 9). Auf den Insignien des hl. Stephan von Ungarn tritt Christus auf einen Löwen- und einen Drachenkopf (Psalm 90). Sehr häufig ist der Drache geflügelt, und dieses vielleicht darum, weil er das Symbol des Teufels ist, der oft als gefallener Engel geflügelt dargestellt wurde. Der ungeheure Drache auf dem Drachenbrunnen zu Klagenfurt, aus dessen Rachen das Wasser hervorbricht und nach dem Herkules mit der Keule schlägt, hat zwei Fledermausflügel, welche auch das gewöhnliche Attribut des Teufels sind.

Es wird in der christlichen Symbolik das ungöttliche Wesen durch Drache und Schlange dargestellt. In den Katakomben wird das Seethier, welches den von den Schiffern ins Meer geworfenen Propheten Jonas verschlang, immer als ein ungeheurer Drache dargestellt, was mit der Erklärung der Kirchenväter übereinstimmt, welche es für ein Symbol der alten Schlange halten, durch die

der Tod in die Welt kam. Da das Heidenthum eine Folge der Sünde ist und in der heidnischen Welt das Reich des Teufels herrscht (Paulus nennt ja die Götter der Heiden geradezu Dämonen), so erscheint die Ausbreitung des Christenthums immer als ein Sieg des Kreuzes über den Drachen. Unter Constantin kamen Münzen vor, auf denen dargestellt war, wie der Drache von dem Kreuze oder dem Monogramme Christi durchbohrt ist. Wenn es in den Legenden heißt, „das Kreuz tödtete den Drachen", so bedeutet das so viel als: „das Christenthum machte dem Heidenthum, dem Reich des Teufels, ein Ende". Merkwürdiger Weise kommt das Drachenbild so oft im Wappenschilde heidnischer Weltmächte vor, so noch jetzt in China. Auch im heidnischen Rom hatten mehrere Legionen auf den Fahnen das Bild des Drachen. Seit Constantin trat an dessen Stelle das Labarum, die Kreuzesfahne; jede christliche Kreuzesfahne erscheint somit als ein Symbol des Triumphes.

Die Kirchengeschichte eines Ortes, von dem eine Drachensage erzählt wird, hebt gemeiniglich mit einem Drachenkampfe an, d. h. mit der Thätigkeit eines Missionars, der das Heidenthum ausrottete. Wenn es in den Volkssagen so oft heißt, daß ein fürchterlicher Drache in einem verfallenen Tempel hauste und von dort aus das ganze Land verwüstete, bis ein christlicher Held im muthigen Kampfe ihn tödtete, so ist in dieser symbolischen Sprache die Wahrheit ausgesprochen, daß ein christlicher Missionar die Reste des Heidenthums ausgerottet hat. Mit dem gefesselten Drachen werden deshalb oft die glorreichen christlichen Glaubensboten abgebildet, und im Volke mag zuweilen das mißverstandene Bild eine Sage vom Drachenkampfe hervorgerufen haben.

Der Drache war somit das Sinnbild einer dem Untergange und dem Gerichte verfallenen Macht. Diese Vorstellung hat eine Stütze gefunden in den zahlreichen Spuren einer zerstörten, fremdartigen Welt, die in den Versteinerungen so häufig aufgefunden werden. Namentlich gehören hierher die untergegangenen Geschlechter der Rieseneidechsen (Saurer), die man wohl Drachen nennen konnte, da sie in ihrem ganzen Baue große Aehnlichkeit haben mit jenen Lindwürmern oder Drachen auf alten Heiligen-

bildern. Auch zeigen die älteſten Drachenbilder unter einander eine ſo entſchiedene Uebereinſtimmung in der charakteriſtiſchen Zeichnung des Drachenleibes, daß der Gedanke ſchwinden muß, es ſeien dieſe Geſtalten lediglich in der Phantaſie der Künſtler entſtanden. Es haben offenbar die foſſilen Saurer bei dieſen Darſtellungen zum Vorbilde gedient. Nach der Anſchauungsweiſe der alten chriſtlichen Zeit gehören dieſe Geſchöpfe in das Reich des Böſen, denn ſie tragen ſeine Signatur, da ſie an eine wegen der Sünde untergegangene Welt erinnern.

Man glaubte allgemein, der Drache halte ſich in Lachen, Gruben u. ſ. w. auf. Der Schlüſſel im Wappen der Stadt Worms z. B. und die beiden Drachen als Schildträger daran ſollen nach der Volksſage davon herrühren, daß ein Schloſſer an einer Stelle des Stadtgrabens daſelbſt, die noch gezeigt wird, einen fürchterlichen Lindwurm tödtete. Da die Lachen und die ſtehenden Gewäſſer überhaupt ungeſunde Ausdünſtungen, und dieſe Krankheiten erzeugen, ſo mag es gekommen ſein, daß der Volksglaube ſie für den Wohnort von Ungeheuern, namentlich von „Drachen mit giftigem Athem“ hielt. Dafür ſpricht u. a. folgende Volksſage: „Bei der am Main liegenden Stadt Volkach war früher ein See, in welchem ſich ein Lindwurm aufhielt, der Menſchen und Thiere mit ſeinem Odem vergiftete. Als aber auf den Rath eines weiſen Mannes der See abgelaſſen und der Graben ausgetrocknet wurde, konnte ſich das Unthier nicht mehr halten und ſeitdem iſt Ruhe bei Volkach.“

Das Attribut des Drachen auf den Bildern der Glaubensboten ſpricht alſo auch das Verdienſt der Miſſionare um die Bodencultur aus. In den alten Legenden wird ja auch gemeiniglich die Ausbreitung des Chriſtenthums mit der Ausrottung der wilden Beſtien und der Urbarmachung des Bodens zuſammengeſtellt, weil die Miſſionare mit der chriſtlichen Wahrheit auch die Cultur und Geſittung brachten. So heißt es ja auch in den Volksmärchen von den Zwergen, die an den Glauben der heidniſchen Vorzeit erinnern, daß ſie zwei Dinge haſſen, das Läuten der Glocken und den Hammerſchlag in den Bergwerken. Auch hier werden die Ausbreitung des Chriſtenthums und der Fortſchritt der Cultur

zusammengestellt. Mehrere Autoren u. a. Helmsdörfer, scheinen es für möglich zu halten, „daß sich einzelne Saurer noch nach der Verwüstung, die jenen Riesengattungen von Geschöpfen den Untergang gebracht, das zähe Leben auf der Erde gefristet haben". Es sei, so meinen sie, nicht unwichtig anzuführen, daß an jenen Orten, wo Geologen die fossilen Rieseneidechsen aufgefunden, häufig Volkssagen von Riesenfischen, Lindwürmern oder Drachen umgehen, namentlich in Frankreich, das so reich an Drachensagen ist, sowie am Ober-Main, wo die schönsten Exemplare von Saurern aller Art gefunden werden. Demnach hält Helmsdörfer es für wahrscheinlich, „daß sich der historische Drache mit dem symbolischen vermengt habe", da der Drachenmärchen so ungemein viele nachzuweisen sind. Das Attribut des Drachen auf den ältesten Bildern der hl. Martha bestätigt nur den Bericht der Legende, daß diese Heilige sich um die Ueberwindung des heidnischen Aberglaubens und die Begründung der christlichen Cultur große Verdienste erworben hat.

Der hl. Martinus. (11. November.)

Patron der Soldaten und der Tuchmacher.

Der hl. Martin gehört zu den verehrtesten Heiligen der alten Kirche. Seit vielen Jahrhunderten war er den Deutschen ein bekanntes und hochgeehrtes Vorbild des Glaubensmuthes, der christlichen Ergebung und der aufopferungsvollen Nächstenliebe. Weil er in seiner Jugend Soldat war, so wurde er von den Soldaten, und weil er mit dem Manteltuche abgebildet wird, das er am Stadtthor zu Amiens mitleidig einem Bettler reichte, so wurde er von den Tuchmachern als Schutzpatron erwählt. Schön ist das Gebet der Ergebung und des Verlangens nach dem Himmel, das er auf seinem Sterbebette sprach: „O Gott, wenn ich deinem Volke noch nothwendig bin, siehe, ich weigere mich der Arbeit nicht; es geschehe dein Wille. Willst du aber gnädig sein meinem Alter und mich freilassen, so ist dein Rathschluß mir eine Wohlthat; dann aber mußt du meine Schüler, für die ich in Sorge bin, selbst beschützen."

Man hat nicht mit Unrecht St. Martin den Heiligen der germaniſchen Völkerwanderung genannt. In Pannonien geboren, im Frankenlande wirkend, gehört er dem Oſten und dem Weſten der germaniſchen Welt mit gleichem Rechte an und vereinigt in ſich, wie Hieronymus, den Ernſt und die Tiefe ſeiner vielbewegten Zeit. Ein Krieger alter Zeit, theilt er mit dem Armen ſeinen Soldatenmantel und hat ſelbſt den Herrn geſchaut und auf dem Todesbette noch ſiegreich mit dem Satan gerungen. Ueberall erſcheint er als ſiegreicher Streiter, um ihn ſtürzen die Götterbilder zuſammen, er ſtellt ſich unerſchrocken dem fallenden heiligen Baume der Gallier entgegen und macht mit gebietendem Worte den heidniſchen Gebräuchen ein Ende. Die chriſtliche Kunſt gab ihm die von Sonnenſtrahlen umgebene Hoſtie als Attribut, um ſeine großen Verdienſte für die Ausbreitung des Chriſtenthums anzuzeigen. Bedeutſam ſteht er am Eingange der fränkiſchen Kirchengeſchichte. Die Franken, die ihn mit glühender Liebe verehrten, erbauten unter ſeiner Anrufung viele Kirchen, z. B. die Münſterkirche in Bonn und die im 8. Jahrhundert errichtete St. Martinskirche in Würzburg.

Auch in den Volksſitten, die wir kurz beſchreiben wollen, lebt ſein Name fort. Die Gewohnheit, am Abende des St. Martinstages die ſog. Martins-Gans zu eſſen, iſt weit verbreitet und ſcheint ein hohes Alter zu haben. In den alten norwegiſchen Runenkalendern wird der Martinstag ganz ebenſo durch eine Gans bezeichnet, wie in den heutigen Tiroler Bauernkalendern. Eine Gans ſitzt auf dem Dache der alten St. Martinskirche zu Worms. Ulrich von Schwalenberg, ſo meldet eine Urkunde aus dem Jahre 1171, ſchenkte der Abtei von Corvey zum Martinsfeſte eine ſilberne Gans. Es iſt noch jetzt in einigen Gegenden Schwabens üblich, den Lehrern für die Martinsgans, die ihnen vormals auf dieſen Tag geliefert werden mußte, ein Geſchenk zu geben. In Erfurt wurde früher das Einläuten dieſes Tages „der Gans läuten“ genannt.

Zur Erklärung dieſer Sitte wird wohl auf eine Sage hingewieſen, nach welcher der hl. Martin durch das Geſchrei einer Gans in dem Verſtecke aufgefunden wurde, worin er ſich, um der

Bischofswahl zu entgehen, verborgen hatte, doch ist diese Nachricht zu wenig verbürgt. Andere wollen diese Sitte aus den Rechtsgewohnheiten der Vorzeit erklären in folgender Weise: Es war ehedem Gebrauch, am Martinstage Gänse zum Geschenke zu geben, oder in solchen den Zehnten zu entrichten, wie der Martinstag ja überhaupt ein vielerorts gebräuchlicher Termin für Abtragung gewisser Abgaben und Dienstleistungen war. Mit Martini endigte das Ackerbaujahr, dann werden die Pachtzinsen fällig und es beginnt das neue Pachtjahr. Es war dieses auch ganz naturgemäß, denn nachdem die Ernte eingebracht und der Gelderlös gewonnen, konnte am bequemsten der Pachtschilling geleistet werden. Leicht erklärt es sich, daß ein solcher Tag, an welchem der Eine das Geld empfing, der Andere seiner Schuld ledig wurde, dazu benutzt wurde, einen guten Schmaus zu halten, und daß dabei der Vogel der Saison, die Gans, eine große Rolle spielte. So wurde der Abend oder der Vorabend des Martinstages mit großen Gelagen gefeiert. Nicht selten wurde dabei „des Guten zu viel gethan", und im Französischen wird noch heute für „schmausen" der Ausdruck »martiner« gebraucht und hat man die Redensart »mal de St. Martin«. Die Erklärung ist schon annehmbarer, es ist aber zu bemerken, daß nach dem Rechte des Mittelalters nicht der Martinstag, sondern der Tag Mariä Himmelfahrt der Bestimmungstag für diese Art Zehnten war; es heißt im Sachsenspiegel vom Jahre 1225, Buch II. art. 58: »In wuerz messe (Mariä Himmelfahrt, wo die Kräuterweihe stattfand) sint die gense zehnde verdinet.«

Stadler (im Heiligen-Lexikon) meint, es lasse sich für die Sitte des Essens der Martinsgans keine historische Grundlage auffinden; man nennt sie, behauptet er, nur deshalb Martinsgans, weil die Gänse um diese Zeit (im November) am häufigsten gegessen werden. — Es sei übrigens daran erinnert, daß in der alten Kirche von Martini an die Adventsfasten begannen. Wie nun vor den großen Fasten im Frühlinge eine Volksbelustigung, die Fastnachtsspiele eingeführt wurden, so sei, meinen Einige, vor den Fasten im Spätherbste das Essen der Martinsgans eingeführt worden, zumal um diese Zeit die Gänse am wohlschmeckendsten

ſind. Im Heſſiſchen pflegt man aus dem Bruſtbein der Martinsgans die Witterung des bevorſtehenden Winters zu deuten: iſt es weiß, ſo ſoll es ſtrenge Kälte, iſt es dunkel, ſo ſoll es viel Schnee und laues Wetter geben.

In manchen Gegenden bäckt man am Martinsfeſte ſogenannte Martinshörner, und noch verbreiteter ſind die Martinsfeuer; zumal der Kinderwelt, die ſo treu ihre Traditionen bewahrt, iſt der St. Martinstag ein Lichtfeſt geblieben und ſie ziehen am Abende dieſes Tages unter Geſang mit Lichtern und Stocklaternen umher. Wie Biſchof Hefele in ſeiner Conciliengeſchichte erklärt, wurden dieſe Martinsbrode zur Zeit des hl. Bonifatius von den chriſtlichen Prieſtern eingeführt an Stelle der Brode, welche die Heiden in Götzengeſtalt zu backen pflegten. Und ſo werden auch wohl die Martinsfeuer von den chriſtlichen Miſſionaren zuerſt eingeführt ſein, um durch dieſelben heidniſche Gebräuche zu verdrängen. Dieſe Feuer und Lichter waren zugleich paſſende Sinnbilder des Glaubenslichtes, das St. Martin, der in den Volksliedern als „Galliens Sonne“ geprieſen wird, den Landbewohnern gebracht hat.

Weil St. Martin zu den im Volke viel verehrten Heiligen gehört, ſo wird ſein Gedenktag in den Sprichwörtern und Wetterregeln oft genannt. Viele dieſer Sprichwörter ſind aus den Rechtsgewohnheiten der Vorzeit zu erklären, z. B. Michael mahnt, Martin zahlt. (Pacht und Zins läuft ſtetig fort, es bedarf keiner weiteren Vereinbarung mehr, ſondern wer die Sache fernerhin benutzen will, muß fernerhin Entgelt leiſten. Die Bezahlung des Zinſes fällt in eine ſolche Zeit, in welcher der Pächter die Früchte bereits verwerthet haben kann. Man zahlte Zins zwiſchen Michaelis und Martinstag; vom äußerſten Zahltage an iſt der Pächter, der noch nicht bezahlt hat, im Verzuge.) Deshalb heißt es auch: „St. Martin iſt ein harter Mann“ (weil an ſeinem Tage die Zinſen bezahlt werden mußten), oder auch: „St. Martin iſt der Steuerheilige“. Schwerer iſt das Rechtsſprichwort zu erklären: „St. Martin führt den Schlüſſel zu jeder Seele auf dem Pfade zum letzten Urtheil.“ Grimm und Graf deuten dasſelbe in folgender Weiſe: „Bei den alten Deutſchen wurde Gericht gehalten zur Zeit der Sonnenwenden. Als das Chriſtenthum den heidniſchen Naturdienſt nieder-

legte, traten die großen Hochzeiten des Kirchenjahres an die Stelle der Sonnenwenden, wobei der letzteren ungefährige Zeit beibehalten wurde. Einheitliche Zeiten sind nicht wahrzunehmen, und nur im breiten Durchschnitte können die Zeiten um Ostern, Peter und Paul und als drittes „echtes Ding“ (allgemeiner Gerichtstag) der Martinstag bezeichnet werden. Der Sonne rechtserschließende Kraft ist auf den Heiland und seine mit Schlüsselgewalt gerüsteten Heiligen übertragen, und, während es früher zwei „echte Dinge“ gab, das eine „bei Gras“ und das andere „bei Stroh“ (Frühjahr und Herbst), bildet in der christlichen Zeit die Dreizahl die Regel bei dem „echten“ oder „guten“ Dinge, daher auch die Redensart „Aller guten Dinge sind drei“. In der christlichen Kunst wird St. Martin wie der hl. Georg dargestellt als Ritter auf weißem Rosse; deshalb stellt man wohl die Räthselfrage: „Welche sind die vornehmsten Heiligen?“ Antwort: „St. Martin und St. Georg, denn sie reiten, während die anderen zu Fuße gehen.“

In den Wetterregeln kommt der St. Martinstag oft vor, z. B.: „Martinstag trüb, macht den Winter lind und lieb“; „St. Martin thut das Feuer in den Kamin“, denn es beginnt die kalte Jahreszeit; „Wenn um Martini Nebel sind, so wird der Winter ganz gelind“; „Wenn die Gänse um Martini auf dem Eise stehn, müssen sie Weihnachten im Kothe gehn“; „Zu Martini kommt der Winter auf einem Schimmel geritten.“ In England wird ein schöner Spätherbst „St.-Martins-Sommer“ genannt. In der Eifel erklärt man den Martinstag als den sicheren Anfang der kalten Jahreszeit, denn dort heißt es: „Nach der Allerheiligen-Misse sind wir des Winters gewisse; wenn er dann nicht kommen mag, dauert es nur bis Martinstag.“ Die Venetianer bemerken mitleidsvoll: „Von Martini bis zum Weihnachtsfest geht es jedem Armen schlecht.“ Allbekannt bei Germanen, Slaven und Romanen ist die schon erwähnte Meinung, daß man am Martinstage aus dem Brustbein der gebratenen Martinsgans die Beschaffenheit des bevorstehenden Winters voraussagen könne.

Weil St. Martin dem Armen das Manteltuch schenkte, so wurde er, wie erwähnt, von den Tuchmachern zum Patron erwählt;

diese Zunft reicht bis in das 13. Jahrhundert zurück. Die Tuchscheerer hatten nach Lang folgendes Wappen: einen aufrechtstehenden Greif, offenen Helm und eine Krone, darüber den kaiserlichen Adler mit der Tuchscheere auf der Brust. In Bayern wurde der heil. Benno († 1106), Bischof von Meissen, von den Tuchmachern als Patron verehrt. Seine Reliquien wurden in der Frauenkirche zu München beigesetzt, und er wird verehrt als der Schutzheilige dieser Stadt. Die Tuchmacher in München haben ihn wohl deshalb als Patron verehrt, weil er der Stadtpatron war.

Der hl. Apostel Mathias. (25. Februar.)

Patron der Zimmerleute und Bauschreiner.

Die Kirche feiert das Fest dieses hl. Apostels, der durch Wahl an die Stelle des Verräthers Judas trat und so in das Apostel-Collegium eingeschaltet wurde, am 25. Februar, welcher Tag im alten Kalender als Schalttag galt und im Schaltjahre doppelt gezählt wurde. Weil nach ihm auch Paulus zum Apostel berufen wurde, der als auserwähltes Gefäß der göttlichen Gnade eine solche Bedeutung hat, daß er schlechtweg der Apostel genannt wird, so fällt der hl. Mathias auf Bildern, welche die Zwölfzahl der Apostel darstellen, gewöhnlich aus; ist er mit abgebildet, so trägt er oft ein Spruchband, welches die Worte enthält: „Und das ewige Leben.“ Wenn nämlich den einzelnen Aposteln je einer der zwölf Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses zugetheilt wird, so kommt auf den hl. Mathias der letzte Glaubensartikel, der vom ewigen Leben handelt. Wird er allein dargestellt, so hat er außer dem gemeinsamen Attribute des Evangelienbuches noch als Märtyrerkennzeichen das Beil. Diese Darstellung ist sehr alt, und man leitet davon die in den Rheinlanden gebräuchliche sprichwörtliche Redensart ab: „Mit St. Mathias' Beil gehauen.“ Aus der zuletzt genannten bildlichen Darstellung ist auch die Auswahl seines Patronates zu erklären.

Manche Künstler haben auch seine Wahl zum Apostel dargestellt, wobei nach der Schrift gelooſt wurde. Daher sieht man auf den Bildern dieser Art die Apostel im Kreise versammelt,

theils in inbrünstigem Gebete, theils auf das gezogene Loos blickend; immer aber tritt Petrus, der die Wahl leitete, als Hauptperson bei derselben auf. Man hat wohl die Frage aufgeworfen, weshalb bei der Wahl des hl. Mathias das Loos entscheiden mußte. Diese Frage wird von den Theologen in folgender Weise beantwortet: Bei den Aposteln muß man zweierlei unterscheiden, — ihre bischöfliche Würde und ihre außerordentliche Sendung als unfehlbare persönliche Zeugen von der Lehre und den Wundern Christi, insbesondere von seiner Auferstehung. Die bischöfliche Würde konnten die Apostel durch Auflegung der Hände ertheilen, und so lesen wir in der Apostelgeschichte, daß dem Paulus und dem Barnabas die Ordination ertheilt wurde. Die außerordentliche Sendung als unfehlbare persönliche Zeugen von der Auferstehung Christi konnte nur von dem Heilande, dem Herrn der Kirche, ausgehen. Diese unmittelbare Sendung von Christo erhielt Paulus auf dem Wege nach Damaskus; daher nennt er sich (Galater 1) „Apostel, nicht vor Menschen und nicht durch Menschen, sondern durch Jesum Christum und Gott den Vater". So war es auch bei der Wahl des Mathias. Die Apostel konnten nichts weiter thun, als daß sie Einige auswählten, welche das erste Erforderniß eines Apostels an sich hatten, nämlich Augen- und Ohrenzeugen der Lehre und Auferstehung Christi gewesen waren. Die außerordentliche Sendung als Apostel konnten sie Niemanden übertragen, diese mußte unmittelbar von Christus ausgehen: an ihn wandten sie sich deshalb im Gebete und ließen dann das Loos entscheiden. „Das Loos fiel auf Mathias, und er wurde zugetheilt den elf Aposteln" (Apostelgesch. 1, 26). So war die heil. Zwölfzahl wieder hergestellt, und auf sie kam der hl. Geist nach der Verheißung des Herrn herab, um sie mit der Kraft von oben zu ihrem Werke auszurüsten.

Ueber das Leben des hl. Mathias hat uns das Alterthum nur wenige Denkwürdigkeiten hinterlassen. Ein Ausspruch von ihm über die Nothwendigkeit, die sinnlichen Lüste durch Abtödtung zu zähmen, ist durch Clemens von Alexandrien erhalten worden. Der hl. Mathias (der Name bedeutet so viel wie Theodor: Gottes Geschenk) soll in der Landschaft Colchis die Lehre des Heils

verkündet haben. Reliquien des hl. Apostels werden in Rom, Pavia und Trier verehrt. Die alte Bischofsstadt Trier hält seit den Zeiten der Kaiserin Helena das Apostelgrab in hohen Ehren. Der hl. Mathias ist deshalb der Schutzpatron der Diöcese Trier geworden. Bis in die entlegensten Dörfer, sagt Bischof Eberhard, ist der Name des Apostels bekannt, der mit demuthsvoller Entschlossenheit auf Gottes Ruf in die leer gewordene Stelle des Verräthers trat. Im Jahre 1127 wurde das Grab des heil. Apostels in Trier wieder aufgefunden; wohl wußte man auch vor dieser Zeit, daß die Reliquien des hl. Mathias in der Kirche des hl. Eucharius, wie die St. Mathiaskirche damals gewöhnlich genannt wurde, sich befanden, die Stelle aber, wo sie im Schooße der Erde ruhten, war nicht mehr bekannt. Trübe Zeiten waren wie eine lange, kummervolle Nacht über das Land gekommen und hatten viele Erinnerungen verdunkelt und getrübt. Wußte man ja auch damals nicht die Stelle zu bezeichnen, wo in der Kirche Eucharius und Valerius, die ersten beiden Trier'schen Bischöfe, ihre Ruhestätte hatten.

Als dann im Jahre 1127 das Apostelgrab gefunden wurde, da begrüßte man den hl. Mathias als Schutzpatron der Diöcese, und sein Grab wurde ein bedeutender Gnadenort, das Ziel großer Pilgerzüge von nah und fern. Der hl. Mathias wurde ein volksthümlicher Heiliger Deutschlands; auch andere deutsche Städte, z. B. Goslar erwählten ihn zum Schutzpatron. Schon vor Jahrhunderten ist sein Name nicht allein im Mosel- und Rheinlande, sondern auch in den weit entfernten deutschen Landen in die Sprüche des Volkes übergegangen. Wenn lange und strenge der Winter gehaust, so begrüßte man sein Fest als den ersten Vorboten des Frühlings. Das wird wiederholt in den Volkssprüchen der verschiedensten Länder verkündet. In einem englischen Sprichwort heißt es: „St. Mathias schickt den Saft in den Baum." Die Holländer sagen: »Sint Mathijs werpt eenen heeten Steen in't ijs.« („St. Mathias wirft einen heißen Stein ins Eis.") Bricht er das Eis nicht, so sagt man in Böhmen, er habe seine Hacke verloren (Anspielung auf seine bildliche Darstellung), und das Eis bricht nun nicht eher, als bis der hl. Joseph (19. März)

ſie wiedergefunden und dem hl. Mathias zurückgegeben habe. Da gewöhnlich das Erſtere ſtattfindet, ſo verſichern die Czechen: „An St. Mathias trinkt die Lerche aus dem Geleiſe.“ (Reinsberg, Das Wetter im Sprichworte, S. 93.) In Andaluſien, wo man das Gedächtniß des hl. Apoſtels am 5. März begeht, hat man den Volksreim: »San Matias-Marzo al quinto dia — Entra el sol por las umbrias — Y calienta las aguas frias.« („An St. Mathias, dem fünften Tag des Märzes, dringt die Sonne in den Schatten und erwärmt das kalte Waſſer.“) All dieſe Sprüche ſtimmen überein mit dem frohen Ausrufe der Oberſchleſier: „An St. Mathias erſte Frühlingshoffnung!“

Es läßt ſich ein doppelter Grund dafür anführen, daß der St. Mathiastag ſo oft in den Sprüchen des Volkes genannt wird. Er wurde, wie erwähnt, zunächſt deshalb ein volksthümlicher Heiliger Deutſchlands, weil ſich in einer deutſchen Stadt das Apoſtelgrab befindet. Da ferner mit dem 25. März, dem Feſte Mariä Verkündigung, lange Zeit das chriſtliche Jahr begann, ſo war in alter Zeit auch der St. Mathiastag (25. Februar) der Anfangstag eines Monats; der erſte Tag eines Zeitabſchnittes wird aber erfahrungsmäßig häufig in den Volksſprüchen erwähnt. So iſt es auch zu erklären, daß die Feſte Pauli Bekehrung (25. Januar), der Markustag (25. April), der Urbanstag (25. Mai), der Jacobitag (25. Juli), der Katharinentag (25. November) ſo oft in den Wetterregeln genannt werden.

Eine große Verehrung zum hl. Mathias zeigte der Kaiſer Karl V. während ſeines ganzen Lebens. Die Geburt dieſes Kaiſers, ſpäter ein großer und entſcheidender Sieg und andere wichtige Ereigniſſe geſchahen nämlich am Gedächtnißtage des hl. Mathias. Daher beſtimmte der Kaiſer laut den hl. Apoſtel als ſeinen Schutzpatron und hielt ihn in den größten Ehren. Von berühmter Künſtlerhand ließ er ſich auf Gemälden knieend zu des Apoſtels Füßen darſtellen, und mit ſolchen Bildern ſchmückte er bevorzugte Kirchen. Als er ſpäter, ergriffen von der Vergänglichkeit des Irdiſchen, ſeine Krone niedergelegt und ſich aus dem Glanze der Welt in die Einſamkeit eines ſpaniſchen Kloſters geflüchtet hatte, machte er für das Feſt des hl. Mathias eine Ausnahme von der

sonstigen Stille und feierte dasselbe mit dem gleichen Glanze wie damals, als er auf dem Throne saß. Aus weiter Ferne kam das Volk hinzu, seine Andacht mit dem sonst so einsamen Kaiser zu vereinigen. — Nach dem Namen des hl. Apostels ist der Golf St. Mathias an der Ostküste von Südamerika benannt.

Der hl. Apostel Matthäus. (21. September.)

Patron der Steuer- und Zollbeamten.

Der hl. Matthäus ist der Verfasser des Evangeliums, welches nach der kanonischen Ordnung an erster Stelle steht. Der Zweck, den er bei der Abfassung desselben sich vorsetzte, war, wie aus dem Inhalt und der ganzen Anlage hervorgeht, zu zeigen, daß Jesus der im alten Testament verheißene Messias ist. Daher beginnt er sein Evangelium mit dem Geschlechtsregister Jesu von David und Abraham, als deren Sohn im alten Testament der Messias vorausverkündigt war; daher weist er so häufig nach, wie in dem Leben und Leiden des Heilandes sich alttestamentliche Weissagungen erfüllt haben; er stellt den Heiland dar nach seinem dreifachen messianischen Amte, als König, Propheten und Hohenpriester. Matthäus schrieb sein Evangelium zunächst für die Christen aus dem Judenthum; das einstimmige Zeugniß der alten Kirche lautet dahin, daß er dasselbe ursprünglich in hebräischer Sprache geschrieben hat, so daß wir in dem ersten Evangelium nur eine griechische Uebersetzung besitzen, welche der wahrscheinlichen Meinung nach von dem Apostel selbst herrührt.

Ueber das Leben und die Wirksamkeit des hl. Matthäus ist mit historischer Gewißheit nur Weniges bekannt. Vor seiner Berufung hieß er Levi, d. h. Anhänger, und war Zolleinnehmer am See Tiberias; er nahm dann den Apostelnamen Matthäus (griech. Theodor), d. i. Gottesgeschenk, an. Seine Berufung zum Apostelamte erzählt er selbst mit folgenden Worten: „Und als Jesus von dort (Kapharnaum) weiter ging, sah er einen Mann an der Zollstätte sitzen, Namens Matthäus, und er sprach zu ihm: Folge mir! Und er stand auf und folgte ihm.“ Seitdem die Römer Oberherren in Palästina waren, hatten sie in diesem Lande Zölle, Abgaben von den ein- und ausgehenden Waaren angeordnet. Es

pflegten nun die sämmtlichen Zölle einer Provinz an römische Ritter (publicani) auf mehrere Jahre verpachtet zu werden. Diese vornehmen und reichen Zollpächter stellten dann in der Provinz an den einzelnen Zollstätten ihre Erhebungsbeamten an und suchten durch sie den Pachtertrag so reichlich als möglich zu machen. Die Zolleinnehmer waren wegen ihrer Habsucht und Erpressung im Volke sehr verhaßt und wurden mit den Sündern in eine Klasse gesetzt. Matthäus hatte seine Zollstätte am See Genesareth, wo sich die großen Handels- und Karawanenstraßen zwischen Phönizien und Arabien von Norden nach Süden, und zwischen der Küste des Mittelmeeres und Ostaramäa von Westen nach Osten kreuzten. Dem Rufe des Heilandes, ihm zu folgen, d. h. sein Jünger zu werden, gehorchte Matthäus auf der Stelle, „Alles verlassend", wie Lukas (V, 28) ausdrücklich hinzufügt.

Der Ueberlieferung gemäß hat Matthäus nach der Wahl der Diakonen, an welcher er theilnahm, noch zwölf Jahre in Palästina die christliche Wahrheit verkündigt. Unter den Heidenländern nennt man vorzugsweise Arabien und Aethiopien, sogar Indien als Feld seiner apostolischen Thätigkeit. Clemens von Alexandrien erzählt, daß er ein bußfertiges Leben führte; Chrysostomus lobt seine Tugenden, die sich in seiner Berufung und Bekehrung und in seinem Eifer für die Ausbreitung des Evangeliums bekunden. In der Apostelgeschichte des Abdias wird ausführlich über die Schicksale des hl. Matthäus gehandelt. Er ging zu den Parthern, überwand die Magier und wirkte viele Wunder. Die von ihm bekehrte Prinzessin Iphigenie wurde von dem grausamen Heidenkönige Hirtacus zur Ehe begehrt; als sie ihn verschmähte, ließ er den Heiligen am Altare mit einem Speer niederstoßen. Hirtacus wollte darauf auch Iphigeniens Kloster in Brand stecken, allein das Feuer ergriff seinen eigenen Palast und er brachte sich in der Verzweiflung selbst um. In altdeutschen Versen ist diese wenig verbürgte Legende behandelt im alten Passionale (herausgegeben von Hahn 1844, S. 295).

Die Reliquien des hl. Matthäus werden in der Metropolitankirche von Salerno verehrt; er ist auch Stadt- und Bisthumspatron daselbst. Die prachtvolle, ihm geweihte Kirche mit der in Marmor

und Moſaik prangenden Krypta iſt vom Herzog Robert Guiscard erbaut und trägt die Inſchrift: »A duce Roberto donaris, Apostole, templo; Pro meritis regno donetur ipse superno.« „Vom Herzog Robert empfängſt du, Apoſtel, den Tempel; erfleh' ihm zum Lohne dafür das ewige Reich.“ Nach einer von Stadler im Heiligen-Lexikon mitgetheilten Legende wird der Gebrauch des Weihwaſſers von dem hl. Matthäus hergeleitet.

Die chriſtliche Kunſt ſtellt den hl. Evangeliſten dar entweder als Apoſtel-Martyrer, das Schwert oder das Beil, das allgemeine Zeichen des Martyriums, in der Hand haltend, oder mit der Buchrolle ſeines Evangeliums, zuweilen auch mit dem Geldbeutel, der auf ſein um Chriſti willen verlaſſenes Amt hinweiſt. Warum er hier und da ein Winkelmaß trägt, iſt nicht genügend erklärt. Einige glauben, daß das vermeintliche Winkelmaß den Viſirſtab des Zöllners bedeuten ſolle. Ueber ſein Bildniß ſchreibt Menzel in ſeiner Symbolik: „Matthäus gehörte vor ſeiner Berufung der moraliſch niedrigſten Schichte der Geſellſchaft an; er repräſentirt die ganze Menſchheit überhaupt, die durch den Meſſias aus ihrer Niedrigkeit erhoben werden ſollte, ſofern ſie ihm zu folgen bereit und willig war. Daher iſt des Matthäus Gepräge auf Bildern ein einfaches. Er ſieht nicht ſtolz, nicht majeſtätiſch, aber treu, verſtändig, ehrlich aus. Sein Attribut iſt ein geflügelter Menſch, zum Unterſchiede von dem geflügelten Löwen, Ochſen und Adler der drei anderen Evangeliſten. Das Attribut des Menſchen kommt ihm zu, weil ſein Evangelium mit der Stammtafel Chriſti beginnt, im myſtiſchen Sinne aber umſomehr, als er ſelbſt die für das Chriſtenthum empfängliche, durch dasſelbe erhobene und geläuterte gemeine Menſchheit perſonificirt.“

Auf den alten Apoſtelbildern in St. Urſula zu Köln trägt Matthäus ein Schwert, deſſen Scheide jedoch mit einer Schnur umwunden iſt. Als Einzelfigur ohne die übrigen Evangeliſten oder Apoſtel kommt er ſelten vor, und unter den Begebenheiten aus ſeinem Leben faſt nur ſeine Berufung zum Apoſtelamte, wobei er hinter einem Tiſche mit Geld ſitzt; viele Perſonen bringen ihm Zoll. Da naht Chriſtus, gewöhnlich begleitet von Petrus und Andreas, während Matthäus ihn ehrfurchtsvoll anſieht oder ſchon

aufsteht, um ihm zu folgen. So in dem Bilde eines alten Codex aus dem 9. Jahrhundert und in anderen von Mothes im Kunst-Lexikon genannten Bildwerken. Sehr selten sind die legendarischen Begebenheiten in seinem Leben dargestellt. Häufiger ist noch abgebildet das Gastmahl des Matthäus (Mark. 11, 14), wobei Jesus und seine Jünger mit den Zöllnern zu Tische sitzen; berühmt ist das große Bild des in dergleichen Darstellungen glänzenden Paul Veronese (Akademie in Venedig).

Die vier Evangelisten sind häufig von der christlichen Kunst gemeinschaftlich dargestellt worden; passend sind ihre Bilder oder Symbole an den Kanzeln angebracht, auf denen ja die Worte des Evangeliums verkündigt werden. Die byzantinische Kunst und das Mittelalter stellten wohl die vier Evangelisten-Sinnbilder in einer Viergestalt (Tetramorph) zusammen, oder es kommt auch die Menschengestalt mit dem Kopfe des betreffenden Zeichens vor, z. B. auf dem Siegel der Notare von Modena aus dem 14. Jahrhundert. Wie die Apostel mit den zwölf Propheten verglichen werden, so auch bisweilen die vier Evangelisten mit den vier großen Propheten, indem sie von letzteren getragen werden; z. B. auf einem Glasgemälde der Kathedrale von Chartres war Matthäus von Isaias, Lukas von Jeremias, Markus von Daniel und Johannes von Ezechiel getragen. Auch werden die Evangelisten mit den vier abendländischen Kirchenvätern Ambrosius, Augustinus, Gregorius und Hieronymus zusammengestellt, als den Zeugen der Wahrheit und den Auslegern und Erklärern der Evangelien. Auf einem Bilde zusammen hat Jordanus die Evangelisten gemalt. Dieses Kunstwerk in der Gallerie des Louvre wird von Hack wie folgt, beschrieben: „Matthäus und Johannes lesen in einem offenen Buche, das auf andern Büchern liegt. Jener, sehr alt aussehend, stützt seinen linken Arm auf die rechte Schulter des Letzteren, der, äußerst jugendlich, den Zeigefinger der Linken auf das Knie gelegt hat und mit der Rechten sein faltenreiches Oberkleid zusammenhält; Markus, in der Linken ein offenes Buch, in der Rechten eine Feder haltend, sieht gespannt nach dem ersten Buche, während Lukas, die rechte Hand auf die Wand gestützt und rechts neben ihm sitzend, liest, was er aufgezeichnet hat.“

Der hl. Mauritius. (22. September.)

Patron der Soldaten, insbeſondere der Infanterie, und der Meſſerſchmiede.

Der hl. Mauritius war der Anführer der Thebaiſchen Legion, die meiſt aus ägyptiſchen Chriſten beſtand. Diokletian ſchickte ſie nach Gallien, welches für den ermordeten Carinus die Waffen erhoben hatte. Um einen glücklichen Erfolg zu erbitten, oder nach einem anderen Berichte, bei einem Siegesfeſte wurde bei Octodurum, dem jetzigen Martigny, ein großes heidniſches Opfer vorgeſchrieben; die Chriſten weigerten ſich, daran theilzunehmen, weshalb man, um ihre Standhaftigkeit zu brechen, jeden zehnten Mann niederhauen ließ. Den Befehlshabern Mauritius, Exuperius und Candidus wird jener ſchöne Brief an den Kaiſer zugeſchrieben, der u. a. mit folgenden Worten die Haltung der chriſtlichen Soldaten rechtfertigt: „Wir ſind deine Soldaten, o Kaiſer, doch ſind wir auch Soldaten Chriſti. Niemals alſo können wir dir gehorchen, wenn Gott uns zu gehorchen verbietet. Chriſto haben wir unſeren erſten Eid geſchworen, unſeren zweiten haben wir dir, o Kaiſer, geleiſtet. Und nun, wenn wir die Gott gemachten Eide brechen, was hindert uns dann, jene zu brechen, die wir den Menſchen geſchworen? Du willſt uns zu Chriſtenmördern und Götzendienern machen. Warum wendeſt du dich nicht an Andere? Weißt du nicht, daß alle Chriſten Brüder ſind? Uebrigens fürchte nichts, o Kaiſer! Wir ſind bereit zu ſterben; wir haben wohl Waffen, doch werden wir ſie nicht gegen dich gebrauchen, wir werden uns Mann für Mann tödten laſſen, ohne uns zu regen.“ Der Kaiſer, nachdem er dieſen Brief geleſen, verdammte die ganze Legion zum Tode. Im Jahre 286 wurden der hl. Mauritius und ſeine Gefährten im Martyrium vollendet.

St. Moriz im Canton Graubünden, ein 5600 Fuß über dem Meere maleriſch gelegener Marktflecken, hat ſeinen Namen von dem hl. Mauritius, der hier für den Glauben ſtarb; auch eine Vorſtadt von Hildesheim führt dieſen Namen. Zur thebaiſchen Legion gehörten auch der hl. Gereon und andere Martyrer, die auf dem berühmten Kölner Dombilde dargeſtellt ſind. Der

hl. Gereon, von dem Gereonsweiler, ein Ort im Regierungsbezirke Aachen, seinen Namen hat, litt zu Köln, St. Victor zu Xanten, Cassius und Florentinus bei Bonn. Zu Köln verehrt man diese verschiedenen, zur thebaischen Legion gehörenden Martyrergesellschaften am nämlichen Tage (10. October). Die Stelle, wo St. Gereon und seine Gefährten litten, hieß noch bis in die neuere Zeit der Mordhof, in der Nähe der heutigen St. Gereonskirche zu Köln. Diese Kirche wurde von der hl. Kaiserin Helena mit einer solchen Pracht erbaut, daß man sie »ad aureos Martyres«, „zu den goldenen Martyrern", nannte.

Mauritius ist der Patron von Angers, Halle, Lauenburg, Magdeburg, Savoyen und Vienne, hochverehrt ist er auch im Kanton Wallis. Das hohe Alter der ihm zu Ehren erbauten Kirchen beweist gleichfalls die Wahrheit seines Martyriums. Der hl. Martin weihte dem Andenken des hl. Mauritius die beiden Basiliken in Tours und Anjou; zu Besançon wurde schon um die Mitte des 4. Jahrhunderts eine solche durch den hl. Sylvester erbaut. Das über der Begräbnißstelle des hl. Mauritius sich erhebende Stift St. Moriz wird für das älteste christliche Gotteshaus diesseits der Alpen gehalten. Ein anderer Heiliger dieses Namens war Bischof, ein Schüler des hl. Martin; nach ihm ist die Insel Mauritius an der ostafrikanischen Küste benannt, früher den Franzosen gehörig, seit 1814 im Besitze der Engländer.

Auf Kirchenbildern wird der hl. Mauritius zu Fuß mit Panzer und Schild dargestellt; oft trägt er zum Zeichen der Führerschaft eine mit sieben Wappen geschmückte Fahne. Zuweilen trägt er auch eine Krone, obschon nicht nachgewiesen werden kann, daß er aus fürstlichem Geschlechte stammt; die Krone bedeutet also hier wohl die durch seine Treue erlangte Himmelskrone. Auf dem Bilde in der Garnisonkirche zu Koblenz, welches die Patrone der Soldaten vorstellt, erscheint er als der Schutzheilige der Infanterie, während St. Joseph, St. Georg und St Barbara als Patrone der übrigen Waffengattungen vorgestellt werden. Die Namen der einzelnen Waffengattungen sollen hier noch zum Schlusse erklärt werden, da das für manche Leser einiges Interesse bieten kann.

Infanterie: Das lateinische infans (in-fari) bedeutet ein kleines Kind, welches noch nicht sprechen kann. Eine erweiterte Bedeutung erlangte das Wort im Spanischen, wo infante auch den jungen Burschen bedeutet. So wurde das Wort dann der technische Ausdruck für Fußtruppen. Patron ist, wie erwähnt, der hl. Mauritius, auch der hl. Sebastian wird genannt. Die Kavallerie, ehemals die „Reisigen", ist nach dem spätlateinischen Worte caballus (Pferd) benannt werden, welches statt equus in die romanischen Volkssprachen überging. Auch die Namen der einzelnen Reitertruppen sind interessant; die schweren Reiter heißen Cuirassiere, weil sie ehedem einen Panzer von Leder (franz. cuir, lat. corium) trugen. Die Dragoner waren ursprünglich eine Art von berittenem Fußvolk. Der Infanteriehelm, den sie in der deutschen Armee jetzt noch tragen, erinnert an ihre ursprüngliche Bestimmung, nach welcher sie zu Fuß fochten, aber sich der Pferde zum schnellen Fortkommen bedienten. Sie wurden deshalb früher besonders darin geübt, schnell abzusitzen und sich in Schlachtordnung aufzustellen. Mit der erhöhten Bedeutung der Reiterei wurden die Dragoner eine selbständige Truppe leichter Kavallerie. Der Ursprung des Wortes wird verschieden angegeben. Einige leiten es ab von dem deutschen Worte „tragen", „weil die Dragoner ursprünglich Schützen bedeuteten, die von Pferden getragen wurden". Wahrscheinlich kommt das Wort von dem französischen dragon (Drache), weil die französischen Dragoner (dragons) dieses heraldische Zeichen in ihrem Fähnlein führten. Zu den leicht bewaffneten Reitern gehören auch die Husaren; der Name kommt von dem ungarischen hutz, d. i. zwanzig, weil unter König Mathias I. im 15. Jahrhundert von zwanzig Häusern ein Mann gestellt werden mußte. Die Ulanen, Lanzenreiter, eine zuerst in Polen eingeführte Truppe, haben ihren Namen von dem Worte ulan, welches „junger Bursch" bedeutet. Patron der Kavallerie ist St. Georg. Die Ingenieure haben ihren Namen vom mittellateinischen ingenium (scharfsinnige Erfindung, künstliche Maschine). Die „Berliner deutsche Gesellschaft" machte den Vorschlag, für „Ingenieur-Inspection" zu setzen: „Das Schauamt des Kriegs-Bauwesens." Das Wort „Pioniere" (vom französischen pion, der

Fußgänger) ist der technische Name der Schanzgräber. Pioneers (Schanzgräber, Wegebahner) hießen in Amerika auch die ersten Ansiedler in dem noch unbebauten Lande, weil sie den nachfolgenden Einwanderern gewissermaßen den Weg bahnten. Als Patron der Pioniere und des Ingenieurcorps ist auf dem Anschütz'schen Bilde in Koblenz der hl. Joseph dargestellt. Der Ausdruck „Artillerie" hat als Grundwort das lateinische Wort ars (die Kunst), woraus das mittellateinische artilleria, die Kriegsmaschine, sich bildete. Man verstand darunter das grobe, schwere Geschütz, und die Mannschaft, welche dasselbe bediente. Artilleriepark bezeichnete Anfangs den Ort, wo das Geschütz aufbewahrt wurde, und ward dann auch für das aufbewahrte Geschütz selbst gebraucht. Das altdeutsche Wort für Artillerie ist Arkelei. Als Patron der Artillerie wird die hl. Barbara verehrt.

Die Messerschmiede, deren Patron der hl. Mauritius ist, waren nach Lang schon im 13. Jahrhundert zünftig; sie führten im Wappen drei silberne Dolche, durch eine goldene Krone gesteckt, in rothem Felde. Dieses Wappen erhielten sie im Jahre 1350 von Kaiser Karl IV. wegen der Treue, welche die Nürnberger Messerschmiede ihm bei einem Aufstande in der Stadt bewiesen hatten. Die Silberschmiede führten im Wappen silberne Becher in blauem Felde, die Waffenschmiede einen Harnisch und gekreuzte Schwerter in silbernem Felde.

Die hl. Monika. (4. Mai.)

Patronin der christlichen Mütter.

Neben der hl. Mutter Anna ist die hl. Monika das Vorbild und die Schutzheilige der christlichen Mütter; die so segensreich wirkenden Müttervereine verehren sie als ihre Patronin. Monika, die Mutter des großen hl. Augustinus, von frommen Eltern geboren, verdankte einen guten Theil ihrer Erziehung einer betagten, tugendhaften Magd, die durch ihre Wachsamkeit und einen wohlgemeinten, strengen Verweis das der Naschhaftigkeit ergebene Mädchen von dieser Unart abbrachte. Nach dem Willen ihrer Eltern vermählte sich Monika später mit Patritius, einem hoch-

gestellten Heiden von heftiger Gemüthsart. Diese Verbindung schien eine unglückliche zu sein, doch wendete die Vorsehung sie zum Besten, denn der Geduld, Sanftmuth, Klugheit und den Belehrungen Monika's gelang es, nicht nur stets im Frieden mit ihrem jähzornigen und ungläubigen Gatten zu leben, sondern ihn auch für Christus zu gewinnen.

Der älteste Sohn, Augustin, machte durch seinen schlechten Wandel und durch seine Hinneigung zur Irrlehre der Manichäer seiner Mutter unsäglichen Kummer. Monika betete aber Tag und Nacht inbrünstig für seine Bekehrung, ließ den Verirrten nicht aus den Augen und folgte ihm in der Sorge ihres mütterlichen Herzens sogar, als er heimlich abgereist war, nach Italien. So viel Mutterliebe und Mutterssorge ließ der Himmel nicht unbelohnt. Ein Sohn so vieler Gebete konnte nicht verloren gehen. Wer beschreibt ihre Freude, als endlich die Gnade Gottes über Augustin vollkommen siegte und ihn aus einem verlorenen Sohne in einen Heiligen verwandelte! Nun hatte Monika auf Erden keinen Wunsch mehr; glücklich in Gott reiste sie mit ihrem Sohne nach Afrika zurück. Unterwegs erkrankte sie zu Ostia und ging in die ewige Heimath ein im Jahre 387 nach einem Leben, reich an Heiligkeit und Gottessegen, nachdem sie sich zuvor angelegentlichst dem Gebete ihres Sohnes empfohlen hatte.

Ein schönes Denkmal hat der hl. Augustinus seiner Mutter gesetzt in seinen Bekenntnissen, in denen er ihr Leben erzählt und die Treue, geduldige Liebe und das Gottvertrauen seiner Mutter preist. „Sie sprach oft zu mir", so erzählt er darin, „vom ewigen Leben; sie drückte mir, da ich noch ein Kind war, das heilige Zeichen der Erlösung (das Kreuzzeichen) auf die Stirn; sie trug die Geheimnisse des Glaubens wie ein süßes Lied an die Ohren meines Geistes." Vor ihrem seligen Hinscheiden sprach sie zu Augustinus: „Sohn, was mich betrifft, so hat nichts mehr in diesem Leben einen Reiz für mich. Was ich für mich noch thun soll und weshalb ich noch hier bin, weiß ich nicht, denn jede Hoffnung der Zeitlichkeit ist in mir verzehrt. Eines nur gab es, weshalb ich zu leben wünschte, daß ich dich als einen gläubigen Christen sehen möchte, ehedenn ich stürbe. Das hat mir nun

Gott überaus reichlich gewährt.“ Sie war ganz unbekümmert um ihre Grabstätte; „nichts“, so sprach sie vor ihrem Hinscheiden, „ist fern von Gott, auch ist nicht zu besorgen, daß Gott am Ende der Zeiten nicht wissen sollte, wo er mich auferwecken wird.“ Sie klagte nicht, daß sie fern vom vaterländischen Boden sterben müsse; nur den einzigen Wunsch sprach sie aus, daß ihrer „am Altare des Herrn gedacht werde, wo das heilige Opfer gefeiert wird, durch welches der Schuldbrief unserer Sünden getilgt worden ist. An dieses Geheimniß unseres Erlösungspreises band deine Magd ihre Seele durch das Band des Glaubens.“

Monika wird dargestellt als Wittwe in schwarzem Schleier; Alexander III. ließ sie seit 1159 öffentlich verehren. In der schönen und viel besuchten römischen Kirche St. Agostino ist eine Monika-Kapelle, wo täglich fast zu allen Stunden fromme Beter und Beterinnen in ernster Andacht niederknien, und besonders christliche Eltern zu ihrer Schutzpatronin für das Wohl ihrer Kinder beten.

Der hl. Nicolaus. (6. Dezember.)

Patron der Schiffer, Fischer, Bäcker, Brauer und Kinder.

Der hl. Nicolaus hat in der Christenheit eine große und allgemeine Verehrung gefunden. Aus dem Morgenlande, dem Schauplatze seines heiligen und wunderthätigen Wirkens, ist sein Cultus nach dem Abendlande gekommen und von den Griechen auf die Russen übergegangen, denen Nicolaus der große Nationalheilige geworden ist, wie den Spaniern der hl. Jacobus, den Franzosen der hl. Martinus und den Irländern der hl. Patritius. Zum Beweise möge hier eine Strophe aus der Fülle von Gesängen angeführt werden, die ehedem in der Sophienkirche zu Konstantinopel in griechischer Sprache ertönten und die heute noch von den vergoldeten Kuppeln der russischen Kirche zu Kiew und Moskau in slavischer Mundart wiederhallen: „Zu Myra hast du gewohnt und Myrrhe und Salbe hast du wahrhaft kundgegeben, gesalbt mit geistiger Salbung, hl. Nicolaus, du Hoheprieſter Christi, und du salbest das Antlitz derer, die mit Glauben und Liebe dein

ruhmwürdiges Andenken allzeit feiern, sie erlösend von jeder Noth und Gefahr und Bedrängniß, o Vater, mit deiner Fürbitte vor dem Herrn". Diese gemeinsame Verehrung des hl. Nicolaus, in der sich die russisch-griechische mit der römisch-katholischen Kirche begegnet, ist nicht ohne Bedeutung für die Wiedervereinigung des schismatischen Rußlands mit der katholischen Einheit. Eine so große und allgemein verbreitete Verehrung kann dem unbefangenen christlichen Sinn nur als besondere Vergeltung für ganz außerordentliche Tugenden und Verdienste erscheinen.

Nach der Legende war der hl. Nicolaus, dessen Lob in allen Sprachen erschallt und den alle christlichen Völker verehren, schon in seiner Jugend hervorragend durch seine Mildthätigkeit. Er gab sein ganzes Vermögen an die Hülfsbedürftigen und dabei suchte er nicht äußere Ehre, sondern er spendete seine Wohlthaten in der Verborgenheit. Ein armer Mann hatte drei Töchter, die er zu ihrer Verheirathung nicht ausstatten konnte. Als der hl. Nicolaus das erfuhr, warf er in der Nacht, damit Niemand den Wohlthäter erkenne, so viel Geld den armen Leuten durch das Fenster, daß davon die Mitgift der Töchter genommen werden konnte. Dreimal nacheinander spendete St. Nicolaus seine Wohlthat; das dritte Mal erkannte der Vater seinen Wohlthäter, der sein gesunkenes Gottvertrauen wieder neu belebt hatte. Drei goldene Aepfel, die hier der Baum christlicher Nächstenliebe getragen hat, sind deshalb das gewöhnliche Abzeichen des hl. Nicolaus auf Kirchenbildern, und er ist wegen seiner Güte gegen die Kinder der Schutzpatron der Kinder geworden.

Dann reiste der Heilige nach dem gelobten Lande, um die hl. Orte zu besuchen, wo der Heiland gelebt und gelitten hatte, der sein und aller Menschen Erlöser geworden war. Als er das Schiff bestiegen, sagte er, obgleich der Himmel heiter und die Meeresfluth ruhig war, den Schiffern einen gewaltigen Sturm voraus. Das prophetische Wort erfüllte sich bald; St. Nicolaus betete zu Gott, daß er die Gefahr abwenden möchte, und auf sein Gebet legte sich der Sturm. Da erkannten die Schiffer die Heiligkeit des Mannes und fingen an, ihn zu verehren; der Anker auf den Bildern des hl. Nicolaus erinnert noch daran, daß die Schiffer-

zunft ihn zum Patron erwählt hat. Bei den Seefahrern war sein Name gefeiert; so wurde er der Patron der Hansa, ferner der holländischen Hauptstadt Amsterdam, und auch in den reformirten Gemeinden der Niederlande kennt man noch den »sinte Niklaas, den nobelen baas« (den heiligen Nicolaus, den edelen Herrn).

Auf der Rückreise, so erzählt die Legende weiter, kam der hl. Nicolaus zu der Stadt Myra. Hier konnte man bei der Bischofswahl nicht einig werden, bis der Vorschlag gefiel, daß derjenige, welcher am folgenden Morgen zuerst die Kirche betrete und Nicolaus heiße, Bischof werden sollte, wenn er dazu würdig befunden würde. Der fromme Pilger besuchte, wie es seine Gewohnheit war, schon am frühen Morgen die Kirche, und so fiel auf ihn die Wahl. Dann war er viele Jahre Bischof dieser Stadt, ausgezeichnet durch alle Tugenden. Unter dem Kaiser Diocletian wurde er seines Glaubens wegen ins Gefängniß geworfen, und ist so in seinen langen Leiden ein treuer Bekenner der Kirche geworden. Besonders glänzte er als Bischof durch die Tugend der Barmherzigkeit gegen die Armen, die ihn schon als Jüngling so verehrungswürdig gemacht hatte. Die Nothleidenden hatten an ihm einen freigebigen Wohlthäter und Helfer in aller Bedrängniß; er war ein eifriger Beschützer armer Wittwen und nahm sich mit liebender Sorgfalt der verlassenen Kinder an, für deren Taufe und christliche Erziehung er Sorge trug. Darum hat er auf alten Bildern auch als Attribut drei Kinder, die flehend ihre Hand zu ihm erheben, in einem Taufbecken neben sich; letzteres hat später die Gestalt eines Kübels angenommen. Auch hat er auf Kirchenbildern drei Brode auf einem Buche oder in der Hand, weil er zur Zeit einer großen, in Myra herrschenden Hungersnoth einem Kaufmanne in Sicilien erschien und ihm gebot, ein Schiff mit Getreide nach Myra zu bringen, wodurch die Stadt gerettet wurde. Wegen der genannten Begebenheit und bildlichen Darstellung hat die Bäckerzunft ihn zum Schutzheiligen erwählt, und, weil die Gewerbe der Bäcker und Brauer ehedem gewöhnlich vereint waren, so wurde er auch der Schutzpatron der Brauer, wenn nicht vielleicht für die Auswahl des letzteren Patronates

auch das Attribut des Kübels auf seinen Bildern bestimmend geworden ist.

Ueber den Tod des Heiligen meldet die Legende: Als der hl. Greis die Stunde seines Abscheidens voraussah, betete er voll Andacht den Psalm: „Auf dich, o Herr, habe ich gehofft" und als er dann zu der Stelle kam: „In deine Hände, o Herr, empfehle ich meinen Geist", da hatte Gott seine Seele in den Himmel aufgenommen. So schied der hl. Bischof aus diesem Leben, mit dem Gebete, das auch der Erlöser am Kreuze sterbend gesprochen hat. Im Orient war die Andacht zum hl. Nicolaus, als einem großen Wunderthäter, schon im 5. Jahrhunderte allgemein. Schaaren von gläubigen Pilgern strömten zu seinem Grabe und fanden Erhörung dort. Simeon Metaphrastes, der Grieche, welchem wir so viele Heiligen-Biographien verdanken, berichtet als eine bekannte Thatsache, daß noch zu seiner Zeit (10. Jahrhundert) aus den Reliquien des hl. Nicolaus wundersames Oel geflossen sei, durch welches viele Kranke Heilung fanden; so heißt es noch in einem alten Responsorium: „Aus seinem Marmorgrabe entquillt das heilige Oel."

Im Jahre 1087 wurde der Leib des Heiligen durch apulische Kaufleute auf einem Kreuzzuge gegen die Sarazenen, die damals Kleinasien beherrschten, von Myra entführt und nach der Stadt Bari im Königreiche Neapel übertragen, die in Folge hiervon bald zu den berühmtesten Wallfahrtsorten Italiens zählte. Papst Urban II. ordnete das Fest dieser Uebertragung auf den 9. Mai an; und da um jene Zeit die Verehrung des hl. Nicolaus auch in Rußland weit verbreitet war und die russische Kirche noch mit Rom in Verbindung stand, so führte der fromme Metropolit von Rußland Ephrai (1090—96) dieses Translationsfest als einen allgemeinen Feiertag für die gesammte russische Kirche ein. Der Gedenktag des hl. Nicolaus, in welchem die priesterliche Würde und die Hoheit des bischöflichen Amtes im schönsten Glanze strahlt, ist der 6. Dezember, fällt also bedeutungsvoll in die ernste Bußzeit des Advents. „Zwei Päpste", sagt Guéranger über diese Festordnung, „der hl. Melchiades und der hl. Damasus; zwei Kirchenlehrer, der hl. Chysologus und der hl. Ambrosius; zwei Bischöfe, der hl. Nicolaus und der hl. Eusebius: das sind die glorreichen

Träger prieſterlicher Würden, welche den Auftrag empfangen haben, durch ihre Stimme dem chriſtlichen Volke die Wege zu demjenigen zu bereiten, der da der höchſte Prieſter iſt nach der Ordnung des Melchiſedech."

Das Andenken an die Tugenden des hl. Nicolaus lebt in der Chriſtenheit fort und es geht ein reicher Segen davon aus; ſein frommes Leben wurde von der Volksſage durch liebliche Bilder ausgeſchmückt. Ueberaus reich ſind hier die Traditionen der Kinderwelt, welche aus Erfahrung weiß, daß an ſeinem Feſttage den guten Kindern Belohnungen zu Theil werden. In den Niederlanden, in Weſtfalen, am Rhein und auch noch in anderen Ländern ſetzen die Kinder am Vorabende ſeines Feſtes ihre Teller auf; das Fenſter wird geöffnet, eine Erinnerung daran, daß der hl. Nicolaus nach der Heiligenlegende den Kindern ſeine Gaben durch das offene Fenſter geworfen hat: und am anderen Morgen finden ſich Aepfel und Kuchen und reiche Geſchenke, wie ſie die Kinder lieben. Nach der Volksſage reitet St. Nicolaus auf einem ſchönen, weißen Roſſe und trägt ein koſtbares, biſchöfliches Gewand. In Holland pflegen die Kinder ihre Schuhe unter den Kamin zu ſtellen und dieſelben mit Heu zu füllen, damit auch der Schimmel etwas zu freſſen habe. Daß „der heilige Mann" nur zur mitternächtlichen Stunde ſeine Wohlthaten austheilt, ſoll darauf hinweiſen, daß St. Nicolaus während ſeines Lebens im Verborgenen Gutes gethan hat, und lehrt ſo Kinder und Erwachſene, daß das Wohlthun im Verborgenen, welches keinen Dank will und keine Ehre ſucht, Gott am angenehmſten iſt. In den Kinderliedern wird St. Nicolaus gebeten, aus Holland zu kommen; das iſt eine Erinnerung daran, daß er der Patron der holländiſchen Hauptſtadt iſt. In dieſen alten St. Nicolaus-Liedern und in der ganzen Feier dieſes ſchönen Feſtes der Kinderwelt iſt die Anmuth der ſinnigen Volkspoeſie zu erkennen, die ſo gern ihre bunten Bilder webt, um die Kinder zu erfreuen.

Das Bild des hl. Nicolaus kommt auch auf manchen alten Münzen vor; ſo hatten die Nicolausgulden und Nicolausthaler, jene von Gold und in Lothringen geprägt, dieſe von Silber und im ſechszehnten Jahrhundert in Freiburg geprägt.

ferner die bayrischen Gulden vom Jahre 1671 das Bildniß des Heiligen.

Gewöhnlich hat der hl. Nicolaus auf seinen Bildern die Hand zum Segnen erhoben. Die Form des Segens ist verschieden im Morgen- und Abendlande. Im Abendlande, so berichtet Kreuser, erhebt die segnende Hand die drei Vorderfinger als Deutung auf die hl. Dreifaltigkeit, die beiden anderen, der Ring- und der kleine Finger, werden an die Hand fest gedrückt. In der morgenländischen Kunst dagegen bildet die segnende Hand die beiden Namen Jesus Christus, wie S. 194 erklärt wurde.

Da das Halten der Hand in den Rechts- und Volksgebräuchen, wie auch in den Werken der christlichen Kunst eine reiche symbolische Bedeutung hat, so möge es gestattet sein, an dieser Stelle auf die angezeigte Symbolik näher einzugehen. Die Hand ist das natürlichste, nächste und einfachste Zeichen des Innehabens, der Gewalt. Der Handschlag war eine allgemein verbreitete sinnbildliche Form der Bekräftigung bei Gelöbnissen und Verträgen. Der Eine schlug in die hingehaltene Hand des Anderen und beide Theile verbanden dadurch, wie Grimm sagt, gegenseitig ihre Gewalt. Darum findet man in den Urkunden so oft den Ausdruck: „Mit Hand und Mund geloben." Bei Huldigungen legte der Vasall beide Hände zusammen, und der Lehnsherr nahm sie zwischen die seinigen. Im Vehmgerichte wurde der heimliche Schöffengruß ausgesprochen, indem der eintretende Schöffe die rechte Hand erst auf die Schulter, dann auf die Hand des anderen Schöffen legte. Beim Eidschwure pflegte der Schwörende mit der rechten Hand etwas zu halten. Männer berührten das Schwert oder in der christlichen Zeit die Reliquien. Frauen, Geistliche und später auch Fürsten legten die Hand auf die Brust, woher auch der Ausdruck „körperlicher Eid". Güter und Gewalten wurden mit dargereichtem oder hingeworfenem Handschuh übertragen. Im ganzen Mittelalter war der Wurf des Handschuhs gebräuchlich als Aufforderung zum Kampfe. Der Werfende oder Darbietende sagte damit seinem Gegner Friede und Freundschaft auf; unsere Sprache hat davon noch die bildliche Redensart „einem den Handschuh hinwerfen". Der König oder der Richter warf den Handschuh hin zum Zeichen

des ausgesprochenen Bannes. Boten wurden mit Ueberreichung des Handschuhs und Stabes von Königen entsendet. Bei Uebergabe von Gütern an ein Kloster wurde der Handschuh in die Höhe geworfen; chirotheca in altum, quasi ad Deum projecta, indem der Handschuh in die Höhe, wie zu Gott hin, geworfen wurde, heißt es in den Urkunden. Das Waschen der Hände als sinnbildliches Zeichen wird schon in der hl. Schrift, z. B. bei Pilatus erwähnt. Eine ähnliche Sitte findet sich auch im altdeutschen Rechte. War in der Nähe eines Dorfes oder eines Hofes ein Mord geschehen, dessen Urheber unentdeckt blieb, so hatten die Bewohner ihre Unschuld eidlich zu erhärten und sie wuschen dabei ihre Hände zur symbolischen Bezeichnung, daß sie rein seien von dem Blute des Erschlagenen. Sehr alt ist die Volksmeinung, daß die Hand des Kindes, welches seine Eltern schlägt, nicht zur Ruhe komme und noch aus dem Grabe wieder herauswachse; — eine Meinung, die den Abscheu gegen diesen Frevel ausspricht und schon manches Verbrechen verhütet haben soll.

In der christlichen Kunst ist die Hand gleichfalls das Sinnbild der Macht. Eine aus den Wolken gestreckte Hand deutet Gottes Allmacht und Gnadenspendung an. Von den Propheten heißt es an mehreren Stellen des alten Testamentes, daß sie durch ein Auflegen der Hand Gottes zur prophetischen Begeisterung geweckt wurden. Das Auflegen der Hände hat eine segnende und schützende Bedeutung und kommt besonders bei der Spendung der hl. Sacramente vor. Das Zusammenlegen und Falten der Hände im Gebete bedeutet: sich freiwillig gefangen geben, sich Gottes Willen ergeben. Früher legte man die erhobenen Hände flach zusammen; das Falten kam erst später auf. Auf Kirchenbildern kommt die Hand als Attribut vor bei dem hl. Johannes Damascenus, Felicianus, Lazarus von Konstantinopel und Quiriakus, denen die Hand bei ihrer Marter abgehauen wurde. Die Bedeutung der segnenden Hand wurde schon erklärt.

König theilt die Bilder des hl. Nicolaus in vier Klassen, welche durch charakteristische Darstellungen sich unterscheiden (Organ des Vereins für christl. Kunst in der Diöcese Luxemburg 1887. III. Heft). Das gewöhnlichste ist das deutsche Bild, auf welchem

St. Nicolaus nur das Buch des Schulbischofs oder das Evangelienbuch mit den drei Aepfeln trägt. Das einfachste ist das holländische Bild, welches den Bischof mit den drei Kindern darstellt, die er segnet. Das französische Bild ist gewöhnlich eine Zusammenstellung des deutschen mit dem italienischen Bilde. Das reichste in der Ausschmückung ist das italienische Bild, welches außer den schon genannten Emblemen gewöhnlich den aus der türkischen Gefangenschaft befreiten jungen Edelmann darstellt, wie er dem huldvoll lächelnden Bischofe einen Becher auf goldenem Teller darreicht. Das griechische und russische Bild portraitirt den hl. Nicolaus im Ornate eines orientalischen Bischofs mit der Fürstenkrone auf dem Haupte und ohne den Bischofsstab. Die rechte Hand erhebt sich segnend und in der linken hält er das Evangelienbuch. Auf der Brust trägt er an zwei schweren und langen goldenen Ketten ein Kreuz und ein Muttergottesbild. In russischen Lettern trägt dasselbe die Umschrift: Sanctus Nicolaus thaumaturgus (Heiliger Nicolaus, Wunderthäter).

Die hl. Notburga. (14. Sept.)

Patronin der Dienstboten.

Die hl. Notburga wurde im Jahre 1266 im Unterinnthale von frommen und armen Eltern geboren. Mit achtzehn Jahren trat sie bei ihrer Grund- und Schloßherrschaft in Dienst, erwarb sich das Vertrauen, wurde über den ganzen Haushalt gesetzt und dem Sohne und der Schwiegertochter angelegentlich empfohlen. Ihr tugendhafter Wandel, ihr immer bescheidenes, demüthiges und freundliches Wesen machten sie zum Liebling aller Schloßbewohner, und gern erlaubte man ihr, daß sie durch Vertheilung von Speisen und sonstigen Almosen ihre Barmherzigkeit gegen die Armen übte. Allein bald kam die Stunde der Prüfung. Die alte Herrschaft starb, und Frau Ottilie, die Gemahlin des jungen Grafen von Rottenburg, wurde jetzt Notburga's Gebieterin. Die neue Schloßherrin war aber ebenso hart gegen die Armen, als Notburga mildthätig war, und da letztere einmal die Speisen sich selbst entzogen hatte, um solche den Armen zu geben, wurde sie aus dem

Dienste entlassen. Notburga ging dann zu einem Bauer in Dienst und bedang sich aus, nach dem Läuten der Feierabendglocke ihrer Andacht sich überlassen zu dürfen. Einst in der Ernte wollte die Heilige, als das Zeichen der Glocke ertönte, in die nahe Rupertus-Kapelle sich begeben; aber der Dienstherr wollte die dringende Arbeit noch nicht einstellen. Da erhob die treue Dienerin ihre Sichel, rief sie als Richterin an in diesem Streite, ließ sie los und die Sichel, so meldet die Legende, schwebte wunderbar in der Luft. Als die Schloßfrau erkrankte, pflegte Notburga sie großmüthig. Mit Gebet und tröstenden Worten stand sie der Kranken bei, bis diese reumüthig und mit Gott versöhnt starb. Notburga mußte dann die frühere Stelle auf dem Schlosse wieder einnehmen, und mit ihr kehrte auch der Segen Gottes zurück. Am Feste Kreuz-Erhöhung im Jahre 1313 endigte sie mit einem gottseligen Tode ihr heiliges Leben.

Auf Kirchenbildern trägt die Heilige einen Aehren- oder Blumenbüschel in der Hand; ihr Attribut ist ferner die schwebende Sichel. Groß war die Verehrung, welche die hl. Dienstmagd in Tyrol und Bayern erlangte. Die Eltern erzählten den Kindern, wenn sie dieselben zur Tugend ermahnten, von dem Gehorsam und der Nächstenliebe der hl. Notburga, die zu Eben begraben liegt. Bei der feierlichen Erhebung ihrer Reliquien im Jahre 1738 wurden ihrem Reliquienschreine vorausgetragen die Insignien der Heiligen: der jungfräuliche Kranz, die Lilie, die Sichel, ein Weinkrug, ein Rosenkranz, Schlüssel und Brode. Auf dem Hochaltare der Kirche zu Eben wurden die Reliquien der hl. Notburga beigesetzt, und dieses Heiligthum wird bis auf den heutigen Tag von vielen frommen Pilgern besucht und verehrt. Am 27. März 1862 hat Papst Pius IX. nach reiflicher Prüfung die unvordenkliche Verehrung der hl. Notburga bestätigt.

In Italien ist die hl. Zitta Patronin der Dienstboten. Sie lebte in Lucca und zeigte bei genauester Pflichterfüllung, wie in dem geringsten Stande die Heiligkeit erworben wird. Sie starb im Jahre 1272, wird abgebildet mit einem Eimer, am Brunnen stehend, und einem glänzenden Sterne zur Seite des Hauptes.

Die hl. Ottilia. (13. Dezember.)

Patronin der Blinden.

Die hl. Ottilia, Tochter Adalrichs, Herzogs im Elsaß, blind geboren, deshalb vom eigenen Vater verabscheut und vor ihm in das Burgundische Kloster Palma geflüchtet, wurde vom Bischof Erhard von Regensburg getauft und erlangte durch die hl. Taufe das Augenlicht. In der Basilika des hl. Bonifatius zu München ist die Taufe der Heiligen in einem schönen Gemälde dargestellt. Ottilia erlangte durch ihre Tugend und ihr Gebet, daß ihr Vater, von welchem sie viele und harte Verfolgungen erleiden mußte, allmälig von seiner rauhen und wilden Gemüthsart abließ und sich aufrichtig zu Gott bekehrte. Er schenkte der frommen Tochter das Schloß Hohenburg. Ottilia wandelte das auf einem Berge — nach ihr Ottilienberg genannt, — gelegene Schloß in ein Frauenkloster um, dessen erste Aebtissin sie wurde. Ihr Leben war ein glänzendes Beispiel der Selbstverläugnung und der Hingabe an die Leidenden und Dürftigen, für welche sie am Fuße des Berges ein eigenes Spital erbaute. Mit besonderer Andacht verehrte sie den hl. Johannes den Täufer, weil sie in der Taufe sehend geworden war; sie erbaute zu seiner Ehre eine Kirche unweit des Klosters.

In der Nähe der Klosters Hohenburg, das jetzt noch steht, befindet sich eine Quelle, die aus dem Felsen entspringt, an welchem die Heilige einst auf der Flucht vor ihrem Vater ausruhte. Das Wasser dieser Quelle wird von Augenleidenden häufig benutzt, da es heilkräftige Wirkung haben soll, wie denn die Fürbitte dieser Heiligen mit Vorliebe von Augenleidenden angefleht wird. Ottilia erlangte ein hohes Alter; als ihr Ende herannahte, versammelte sie ihre Mitschwestern in der Johanniskirche, sprach zu ihnen Worte des Abschiedes und heilsamer Lehre und starb nach dem frommen Empfange der hl. Wegzehrung am 13. Dezember 720, am Feste der hl. Lucia, welche in der Christenheit dasselbe Patronat erlangt hat. Auch in St. Ottilien in Bayern, woselbst die Missionare für Ostafrika gebildet werden, welche den Heiden das Licht

des Glaubens bringen, wird St. Ottilia als Schutzheilige verehrt: sie ist ferner die viel verehrte Patronin des Elsasses.

Auf Kirchenbildern wird sie dargestellt als Aebtissin in schwarzer Ordenstracht, in der Hand ein aufgeschlagenes Buch, auf dessen gegenüberstehenden Blättern zwei Augen angebracht sind. Zuweilen ruhen die Augen auf einem weißen Tüchlein, und, da sie nach der Legende bei der hl. Taufe das Augenlicht empfangen hat, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die alten Maler mit dieser Darstellung das Tauftüchlein bezeichnen wollten. Darüber ist Folgendes zu bemerken: Feine Leinwand hat den Namen „Batist"; das Wort wurde früher wohl zurückgeführt auf den angeblichen Erfinder Johann Baptist Chambray, einen Leinweber, der im 13. Jahrhundert lebte und durch seine Kunst berühmt wurde. Viel begründeter ist aber die folgende Deutung des Wortes, die von den Sprachforschern jetzt allgemein angenommen wird: die feinste und dichteste Leinwand wurde gebraucht bei der Spendung der Taufe (baptismus), um den Kindern, welche eben die Taufe empfangen hatten, den Kopf abzutrocknen. Das Wort (die altfranzösische Form desselben ist baptiste) bedeutet also ursprünglich „Tauftüchlein", und wurde dann später der Name für feine Leinwand überhaupt. Noch ein anderes Wort ist von den bei der Spendung der Taufe früher üblichen Volkssitten in unsere Sprache übergegangen, nämlich das Wort „Angebinde". Es pflegten nämlich früher die Taufpathen ihre Geschenke mit farbigen Bändern dem Täuflinge an das Aermchen zu binden; so kam das Wort „Angebinde" in Gebrauch zur Bezeichnung eines jeden zum Andenken gegebenen kleinen Geschenkes.

Der hl. Pantaleon. (27. Juli.)

Patron der Aerzte.

Der hl. Martyrer Pantaleon, zu den 14 Nothhelfern gehörend, war zu Nicomedien in Kleinasien geboren. Die Griechen rechnen ihn zu den großen Martyrern, und sein griechischer Name lautet: Panteleémon, der Allerbarmer. Nach seiner anmuthigen Legende, welche sich auch in der historia s. Brunonis Coloniensis

findet, wurde er von seiner frommen Mutter Eubula als Kind im Christenthume erzogen; nach dem frühen Tode seiner Mutter machte ihn sein Vater Eustorgius wieder zu einem Verehrer der Götzen. Er widmete sich der Arzneikunde und erlangte so großen Ruhm, daß er der Leibarzt des Kaisers Maximinian wurde. Am Krankenbette der Christen traf er öfter mit einem seeleneifrigen Priester Hermolaus zusammen, welcher sich zu dem edlen und mildthätigen Manne hingezogen fühlte, den noch in seiner Seele schlummernden Funken des christlichen Glaubens wieder anfachte und ihn bestimmte, daß er die hl. Taufe empfing. Gott begnadigte ihn mit Wundermacht, dnrch welche er viele Krankheiten des Leibes heilte und auch viele Seelen zum Leben der Gnade erweckte; sein Vater selbst wurde durch ihn bekehrt und nahm den christlichen Glauben an.

Als die Christenverfolgung ausbrach, theilte er sein Vermögen unter die Armen aus; Maximinian suchte seinen Arzt, dessen Kunst er hoch schätzte, zu retten und redete ihm zu, den Göttern zu opfern. Pantaleon aber legte muthig das Bekenntniß seines Glaubens ab, für welchen er das Leben opferte. Er verzieh als „Allerbarmer" zum Voraus seinen Henkern und wurde im Martyrium vollendet unter einem Oelbaume, der gleich nach seinem Tode zu grünen und zu blühen anfing; letzteres ist ein Hinweis auf den Segen, der von seinem Leiden ausging.

Pantaleon, vom Himmel selbst der Barmherzige genannt, ist der Patron der christlichen Aerzte und wird im Volke seit alter Zeit als Nothhelfer in Krankheit und Verlassenheit und um die Gnade wahrer Buße angerufen. In Constantinopel trug eine Kirche seinen Namen, welche von Justinian erneuert wurde; später erhielt Karl der Große die Reliquien desselben zum Geschenke, die er in St. Denis beisetzen ließ. Gewöhnlich wird der Heilige abgebildet als Jüngling mit langen Locken und einer Tunika mit weiten Halbärmeln, der an dem Ufer eines Flusses steht mit über dem Haupte zusammengehaltenen und an einen Oelbaum genagelten Händen. Auf einem Gemälde im Münster zu Bonn hat er als Abzeichen das Schwert und eine Arzneischale; ersteres zeigt sein Martyrium, letztere sein Patronat an. Das ritterliche

Mittelalter ſtellt zuweilen dieſen heiligen Streiter für des Heilandes Ehre dar als Ritter mit Lanze und Schild.

Der hl. Apoſtel Paulus. (30. Juni.)

Patron der Zeltwirker, Teppichmacher, Weber, Seiler und der kath. Arbeiter-Vereine.

Der hl. Apoſtel Paulus wird in den Zunftchroniken oft erwähnt; er iſt Patron der Schwertfeger (wegen ſeiner bildlichen Darſtellung), der Teppichmacher und Zeltwirker, deren Handwerk der Apoſtelfürſt übte; in Frankreich feierten die Seiler, wie Cahier mittheilt, das Feſt Conversion de saint Paul (Bekehrung Pauli); in alten Urkunden auch Pauli Umkehr genannt; der hl. Paulus iſt ferner der Schutzheilige von Münſter, Berlin, Osnabrück, Naumburg, Saragoſſa und von anderen Städten.

Gewöhnlich wird mit dem hl. Apoſtel Petrus auch der hl. Paulus genannt und abgebildet und zwar, weil die beiden Apoſtelfürſten, wie ſchon der Dichter Prudentius ſagt, in derſelben Stadt, in demſelben Jahre, in derſelben Stunde im Martyrium vollendet wurden; weil Paulus und Petrus im Leben und im Tode vereint ſind. Die Kirche iſt daher ſeit den älteſten Zeiten daran gewöhnt, bei Gebeten und Feſten ſie nie zu trennen, ſondern ſie gleichſam als Zwillingsſterne am Himmel der Heiligen zu betrachten und die Worte der hl. Schrift auf ſie anzuwenden: „Saul und Jonathas im Leben nicht getrennt und auch im Tode nicht geſchieden.“ Ueber das Verhältniß der beiden Apoſtelfürſten zu einander ſchreibt der Proteſtant Menzel in ſeiner Symbolik S. 213: „Petrus repräſentirt die ganze Kirche, ſonderlich die tapferen abendländiſchen Völker, deren erſter Hirt er ſein ſollte. Seiner himmliſchen Reinheit entſprechend, war er ſeiner menſchlichen Schwäche bei aller Kraft ſich wohl bewußt und demüthigte ſich. Daher liegt es auch noch im Geiſte ſeiner Kirche, nicht ſowohl mit Engelsreinheit zu prahlen, als Sünden zu vergeben. Im Mittelalter wurde dieſe menſchliche Seite des Apoſtelfürſten klar erkannt und ſinnig hervorgehoben. Seit der Reformation haben ſich in einem eitelen Dünkel Viele von ihm abgewendet, als wenn er bloß eine jüdiſche Auffaſſung des Chriſtenthums gegenüber der reineren des

Paulus vertreten hätte. Ueberhaupt hat man einen Riß zwischen diesen beiden großen Aposteln gemacht, nachdem die Kirche vorher mit besserem Rechte ihre Brüderlichkeit, wechselseitige Ergänzung und Unzertrennlichkeit festgestellt und ihr Gedächtniß am gleichen Tage zu feiern geboten hatte."

Der hl. Paulus trägt auf Kirchenbildern das Evangelienbuch, dessen Wahrheit er bis zum fernen Westen verkündigte, und das Schwert, mit welchem er enthauptet wurde. Man zeigt noch in Rom die Stelle, wo die Hinrichtung des hl. Paulus stattgefunden hat, und die Legende berichtet, daß das Haupt desselben in drei Absätzen von der Anhöhe rollte, und daß dort, wo es jedesmal hinfiel, eine Quelle entsprang. Petrus wurde jenseits der Tiber, dort, wo jetzt die Kirche San Pietro in Montorio steht, gekreuzigt; Paulus aber an der entgegengesetzten Seite von Rom, drei Meilensteine von der Stadt auf dem Wege nach Ostia hin, nicht fern von der jetzigen Basilika San Paolo durch das Schwert enthauptet. So nahmen die beiden Apostelfürsten in ihrem Tode die ewige Stadt gleichsam in ihre Mitte, um fortan ihre Beschützer zu sein. Die Leiber der beiden Apostelfürsten werden aufbewahrt in St. Peter, ihre Häupter aber im Lateran, der Hauptkirche der katholischen Welt, der ecclesia urbis et orbis.

Die äußere Gestalt des hl. Paulus entsprach nach einigen alten Ueberlieferungen nicht dem großen und starken Geiste, der in ihm wohnte. Schon in der Stelle 2. Kor. 10, 10 will man eine Andeutung finden, daß die äußere Gestalt des Apostels unansehnlich war. Nach den ältesten bildlichen Darstellungen ist Paulus ein kleiner Mann mit einem wenig gekrümmten Rücken, er ist etwa 50 Jahre alt, ziemlich kahlköpfig, mit einem langen Barte von dunkelgrauer Farbe, seine Augen sind lebendig, der Ausdruck des Gesichtes ist entschlossen und klug. Fast ebenso beschreibt ihn Nicephorus Callistus in seiner Kirchengeschichte 2, 37. Im Römerbriefe (11, 1) nennt sich Paulus einen Nachkommen des Stammes Benjamin. Auf Paulus bezog man deshalb auch den Segen Jacobs: „Benjamin des Morgens (als Saulus und Verfolger) ein reißender Wolf und Verzehrer, des Abends (als Weltapostel) ein geistiger Ernährer."

Die bedeutsamsten Scenen im Leben des hl. Paulus sind oft auf Kirchenbildern und von den größten Meistern gemalt worden. Berühmt vor allen ist das Bild Rafaels, welches darstellt, wie Paulus, strahlend von göttlicher Geisteskraft, zu Athen den Philosophen den unbekannten Gott verkündet. Auf der bronzenen Thür der Peterskirche hat Paulus als Attribut ein durchsichtiges Blumengefäß, in dem man einen kleinen Löwen als Wurzel der Blumen erblickt, die lilienartig hervorwachsen, und auf der sich eine Taube von oben herabsenkt. Hierdurch wird der Ehrentitel vas electionis, Gefäß der Auserwählung, bezeichnet, den die hl. Schrift dem Weltapostel gibt. Auch Wolf und Lamm kommen als Paulinische Attribute vor; sie bedeuten den hl. Paulus vor und nach seiner Bekehrung.

Das Fest der Bekehrung des hl. Paulus wird in der Kirche am 25. Januar gefeiert; es wird genannt in der Wetterregel: „Pauli Bekehr' —, der halbe Winter hin — der halbe her." Am 30. Juni feiert dann die Kirche nach dem gemeinsamen Festtage der Apostelfürsten den besonderen Gedächtnißtag des hl. Paulus. Weil um diese Zeit öfter Gewitter kommen, so wird der heil. Paulus als Patron gegen Gewitter und Hagel angerufen; im Schwarzwald sagt ein Volkssprichwort:

„Wer nicht feiert Peter und Poal,
Den trifft der Stroal."

Der hl. Petrus. (29. Juni.)

Patron der Schiffer, Schlosser und Uhrmacher.

Petrus ist der Fels, auf den der Herr seine Kirche baute; darum steht wie im Evangelium, so auch in den Werken der christlichen Kunst der hl. Petrus immer obenan. Der Heiland übergab ihm die Gewalt, zu binden und zu lösen, deshalb hat er die Schlüssel als Attribut, welche die alte Kunst immer sinnig behandelte, den Himmelsschlüssel machte sie golden, den Erdenschlüssel silbern. Diese Darstellung ist uralt, und lange vor dem Bau der Sophienkirche unter Justinian hatte man die Gewohnheit, den Apostelfürsten mit dem Namen „Schlüsselhalter", „Himmelspförtner" zu bezeichnen (Kreuser, Kirchenbau).

Die Heiden kannten, wie der hl. Auguſtinus berichtet, den hl. Petrus, wußten aus damals noch erhaltenen Urkunden, daß er unter Kaiſer Claudius nach Rom gekommen und gerade an ſeinen vermeintlichen Zauber der Beſtand des Chriſtenthums gebunden ſei. Daß während der langen Anweſenheit des Apoſtels in Rom auch Bilder von ihm da waren, iſt mehr als wahrſcheinlich. Euſebius, Auguſtinus und Hieronymus kannten ſeine Bilder, und daher erklärt es ſich, daß ſeine Abbildung ſo beſtimmt feſtſteht. Sie wird genau von Nicephorus Calliſtus beſchrieben, offenbar nach alten Bildern: Das Haupthaar iſt rund geſchoren, da dieſe prieſterliche Tonſur von Petrus eingeführt wurde; ſie ſoll an die Dornenkrone des Heilandes und an ſeinen Dienſt erinnern, denn bei vielen alten Völkern bedeutete langes Haar die Freiheit, kurzes, geſchorenes aber die Dienſtbarkeit.

Ein anderes Attribut des hl. Petrus iſt der Hahn, der ſich auf die Verleugnung des Apoſtels bezieht. Zuweilen trägt er eine Krone, wie Beda Venerabilis ſchreibt, zur Erinnerung an das Leiden Chriſti. Im Dome zu Worms iſt Petrus zu ſehen, wie er in einem Schifflein, dem Sinnbilde der Kirche, rudert. Im Augsburger Dome hält er einen Hirtenſtab, an dem zwei Schlüſſel hangen, und iſt von Schafen umgeben, denen er Nahrung reicht. Bei dieſer Darſtellung, die auf Johannes 21, 15 anſpielt, ſteht geſchrieben:

„Hellſt mehren allzeit meiner lieben Scheflein Zahl,
So ſchließet euch mein ſchlüſſel auf den Himmelsſaal.“

Alle Begebenheiten, bei denen der hl. Petrus im Evangelium genannt wird, ſind oft von der chriſtlichen Kunſt dargeſtellt worden; von ſeinen durch die Tradition bezeugten Thaten erwähnen wir die ſchöne Legende, an welche die kleine Kirche »Domine quo vadis?« („Herr, wohin gehſt du?“) erinnert, von Rafael ſchön dargeſtellt in der Stanze dell' Incendio im Vatican. Nach dieſer ſchon von Origenes gekannten Legende wollte ſich der hl. Petrus, der evangeliſchen Vorſchrift gemäß, dem Tode durch die Flucht entziehen, aber vor dem Thore erſchien ihm der Heiland, und auf die Frage, wohin er gehe, antwortete ihm Chriſtus: „Nach Rom, um mich noch einmal kreuzigen zu laſſen.“ Petrus kehrte zurück,

ſchrieb in ſeiner Todesahnung ſeinen letzten Willen, d. h. ſeinen zweiten Brief und ſtarb für den heiligen Glauben. Wie die Ueberlieferung berichtet, wurden Petrus und Paulus neun Monate lang im Mamertiniſchen Kerker am Fuße des Kapitols in Banden gehalten, hierauf wurden beide an demſelben Tage, am 29. Juni 67 n. Chr. im Martertode vollendet.

Der St. Peterstag wird nicht nur als kirchlicher Feſttag gefeiert, er hat auch zu manchen Volksgebräuchen Anlaß gegeben (Reinsberg, Feſtl. Jahr, S. 194). An der belgiſchen Küſte findet an dieſem Tage die Einſegnung des Meeres ſtatt, welche beſonders in Oſtende mit großer Feierlichkeit vor ſich geht. Die verſchiedenen Gilden, Zünfte, Bruderſchaften und Geſellſchaften mit ihren Fahnen, Emblemen und Bildern folgen, Kerzen tragend, der Proceſſion, welche die Straßen der Stadt durchzieht und ihren Weg nach dem Damme nimmt, wo Gebete geſprochen werden für die Schiffer und Fiſcher, die den Gefahren des Meeres ausgeſetzt ſind, dann wird unter den Klängen der Muſik und dem Donner der Kanonen das Meer eingeſegnet. Ungleich maleriſcher und poetiſcher, wenn auch weniger prunkhaft, iſt die Ceremonie, mit welcher in den Fiſcherdörfern Flanderns das Meer geweiht wird. Zahlreiche Barken, feſtlich geſchmückt, begleiten den Kahn, von welchem aus der Pfarrer des Ortes unter den üblichen Gebeten das Meer ſegnet.

Das Bildniß des hl. Petrus findet ſich in vielen Siegeln von Ländern und Städten, denn er iſt Patron von Baden, Bayern, Beauvais, Bologna, Brabant, Bremen, Dorpat, Hamburg, Köln, Löwen, Luxemburg, Naumburg, Osnabrück, Regensburg, Rom und Worms. Nach den Zunftchroniken hatten mehrere Gewerbe den hl. Petrus zum Schutzheiligen erwählt und führten ſein Bild auf ihren Fahnen. Er iſt Patron der Fiſcher, deren Gewerbe er vor ſeiner Berufung zum Apoſtelamte hatte, ferner Patron der Uhrmacher und der Schloſſer. Man hat vielfach angenommen, es ſei deshalb geſchehen, weil der Apoſtelfürſt den Hahn, den erſten Zeitverkünder, auf ſeinen Bildern hat. Richtiger aber wird dieſes Patronat aus der Geſchichte der Zünfte abgeleitet. In früheren Jahrhunderten bildeten die Uhrmacher mit den Schloſſern dieſelbe

Zunft und hatten deshalb denselben Schutzpatron; die ersten Uhrmacher waren ja Kunstschlosser, wie Peter Herlein (nicht Hele), der Erfinder der Taschenuhren, der sogenannten „Nürnberger Eierlein". Die Schlosser aber verehrten von Alters her den heil. Petrus als Schutzpatron, weil er nach der Verheißung Christi: „Dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben", auf seinen Bildern die Schlüssel trägt.

Außer dem hl. Petrus haben auf Kirchenbildern den Schlüssel als Attribut der hl. Hippolytus, von dem St. Pölten seinen Namen hat, Servatius, Benignus und Benno. Als der hl. Benno, Bischof von Meißen, vom Kaiser Heinrich IV. bedrängt, flüchten mußte, warf er den Schlüssel zu seiner Kirche in die Elbe. Bei seiner Rückkehr fand man denselben wieder in dem Bauche eines großen Fisches. Schlüssel sind Zeichen bischöflicher Gewalt und finden sich noch in dem Wappen von Bremen, Genf, Minden, Regensburg. Bei Schlüsseldarstellungen in der Heraldik gibt man die Richtung des Bartes und die Gesammtstellung an; die päpstlichen Schlüssel stellt man bald hinter den Schild, bald unter die Krone in Gestalt eines Andreaskreuzes. — Nach der Symbolik des Rechtes der Vorzeit war der Schlüssel ein Sinnbild des Besitzes und der Gewalt, gleich dem Scepter und dem Stabe. Im altdeutschen Privatrecht ist er im Besonderen ein Symbol hausfraulicher Gewalt. Die Braut erschien bei der Hochzeit mit Schlüsseln geschmückt, die am Gürtel hingen; bei der Scheidung mußten die Schlüssel dem Manne zurückgegeben werden. Die Uebergabe eines Hauses, einer Kirche, einer Stadt geschah durch Ueberreichung des Schlüssels. Die Schlüsselblume (primula veris) hat ihren Namen davon, weil sie zuerst aufblüht und gleichsam das ganze Blumenreich des Frühlings aufschließt; nach Anderen kommt der Name von der deutschen Sage, daß diese Blume wie die Springwurzel und das Vergißmeinnicht den Weg zu verborgenen Schätzen öffnen könne.

Die Schlosser führten im Wappen gekreuzte Schlüssel im silbernen Feld, die Uhrmacher ein silbernes Zifferblatt mit goldenen Zeigern in rothem Feld. Schon seit den ältesten Zeiten waren die Sonnen-, Sand- und Wasseruhren in Gebrauch. Eine künstliche

Wasseruhr erhielt bekanntlich Karl der Große aus Persien zum Geschenke; der berühmte Gerbert (Papst Sylvester II., † 1003) verfertigte selbst eine Sonnenuhr. An alten Sonnenuhren findet man wohl die zutreffende Aufschrift: „Nicht immer, aber richtig.“ Durch Gewichte in Bewegung gesetzte Uhren kamen allmälig im Laufe des 12. Jahrhunderts in Klöstern auf. Als die ersten deutschen Großuhren werden erwähnt die im Straßburger Münster 1352 und die in Augsburg 1364 aufgestellte. Das Zifferblatt einer „großen, ganzen“ Uhr wurde bis in das 16. Jahrhundert in 24 Stunden getheilt. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts wurden die Großuhren auch zu astronomischen Zwecken angewendet und zeigten außer den Stunden noch die Jahre, Monate, Tage, Kirchenfeste, den Lauf der Gestirne u. s. w. an. Darauf bezieht sich auch wohl die Inschrift, z. B. jene an einer Kunstuhr in der Willibrordikirche zu Wesel vom Jahre 1603, welche also lautet: „Dies Werk in seiner Ordnung rund — Zeigt an Jahr, Monat, Woch', Tag, Stund', — O Jesu Christ, du wollest geben — Daß wir ein selige Uhr erleben.“

Die mittels Metallfedern in Bewegung gesetzte Taschenuhr (franz. montre, engl. watch) ist erst gegen 1500 von Peter Herlein erfunden, Anfangs sehr dick, fast eiförmig und deshalb „Nürnberger Eierlein“ genannt. Die Taschenuhren, schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts allgemein verbreitet, tragen seltener Aufschriften. Als ein Beispiel kann die folgende dienen: „Heiliger Veit — Weck mich in der Zeit — Weck nicht zu früh und nicht zu spät — Weck mich, wenn es fünfe schläht.“

Figürliche Spielereien, z. B. das sogenannte Männleinlaufen, wurden an Kirchenuhren früh angebracht, so in Straßburg und im Michaelschörlein der Frauenkirche zu Nürnberg; die etwa ein Meter hohen Figuren des letzteren berühmten Uhrwerks, die beim Schlagen der Stunden hervorkommen und Umgang halten, sind vom Kupferschmied Sebastian Lindenast († 1520) verfertigt. Im Französischen hieß ein solcher Automat an Thurmuhren jacquemarc; so hießen insbesondere die beiden an der Thurmuhr von Notre-dame in Dijon befindlichen Automaten, die mit dem Hammer die Stunden an die Glocken schlagen. Der Name kommt von dem Erfinder

Jacques Marc her und wurde ſpäter ſcherzweiſe auch den Nachtwächtern, welche die Stunden anzeigten, beigelegt. Mit den Thurmuhren wurde dann wohl das ſchon in früheren Jahrhunderten bekannte Glockenſpiel in Verbindung gebracht, indem die Bewegung der Glocken durch einen mit der Uhr zuſammenhängenden Mechanismus bewirkt wurde.

Die Inſchriften an den Kirchen- und Thurmuhren haben meiſtens einen ernſten Inhalt; ſie wollen den Gedanken an die Flüchtigkeit der Zeit erwecken und an die letzte Lebensſtunde erinnern. So findet ſich am häufigſten die kurze und inhaltreiche Inſchrift auf dem Zifferblatte: „Von allen eine (Stunde), das iſt die Deine.“ Als Aufſchriften ſind noch erwähnenswerth folgende:

a) Hin geht die Zeit, her kommt der Tod,
O Menſch thu recht, und fürchte Gott.

b) O Menſch, hab Acht — So oft es ſchlagt — All' Zeit betracht.

c) So geht die Zeit — Zur Ewigkeit.

d) Die jetzige Stund' und das jetzige Glück
Schleicht hin in einem Augenblick.

e) An jedem Tag zwölf Stunden
Bringen Wonnen und Wunden.

f) Die Leute vertreiben nit die Zeit,
Die Zeit vertreibt die Leut'.

g) Sieh an die Uhr und ſag' mir an,
Zu welcher Stund' man nicht ſterben kann.

h) Alle verwunden — Die letzte tödtet und heilt.

i) Die Zeit theilt, heilt, eilt.

Auf dem Rathhauſe zu Nürnberg iſt eine große Uhr aus alten Zeiten, welche langſam mit gewaltigen Ketten, Stricken und Gewichten ſich bewegt, aber unter dem Gewichte kommt ein ſehr heller Schlag hervor; darum hat ſie die Inſchrift: »Ubi onus, ibi sonus.« „Aus Druck und Drang kommt heller Klang.“

Der hl. Reinold. (7. Januar.)

Patron der Steinmetzen und Bildhauer.

Der hl. Reinold, der auch unter dem Namen Reinaldus vorkommt, ſtammte nach der Legende aus dem Geſchlechte Karl des Großen, war ein tapferer Rittersmann, entſagte aber dem Kriegsleben und trat in das St. Pantaleonskloſter zu Köln. Friedrich von Schlegel hat in ſeinen Gedichten die Legende von St. Reinold ſchön bearbeitet. Von ſeinem Abte wurde er den Steinmetzen als Aufſeher vorgeſetzt, weshalb die Zunft der Steinmetzen ihn als Patron verehrte. Die Straßburger Bauhütte verehrte im Mittelalter als Patron der Steinmetzen und Bildhauer die ſog. vier gekrönten Heiligen, denen die Kirche Quattro Coronati in Rom geweiht iſt; ſie waren nach der Legende Bildhauer, die ſich weigerten, eine Statue des Aesculap zu meißeln, und für den chriſtlichen Glauben ſtarben. Ihr Gedenktag iſt der 8. November.

Vom hl. Reinold erzählt die Legende, daß mehrere aufrühreriſche Arbeiter ihn, weil er ſeines Amtes ſtrenge waltete, mit Hämmern erſchlugen und ihn in einen Sumpf (lacus, am Laach zu Köln) warfen um das Jahr 960. Der mit Steinen beſchwerte hl. Leib tauchte wieder auf und wurde den Bürgern zu Dortmund geſchenkt. Reinold iſt Patron dieſer Stadt, und in alter Zeit feierten die Bürger alljährlich am 7. Januar den Gedenktag der Erhebung ſeiner Reliquien. In Dortmund befindet ſich eine ſchöne, unter ſeiner Anrufung geweihte Kirche, das intereſſanteſte Baudenkmal der Stadt, mit den im Jahre 1059 durch den Erzbiſchof Anno II. dorthin gebrachten Reliquien (Stadler, Heiligen-Lexikon, V., S. 59). Als in den Jahren 1377 und 1378 Kaiſer Karl IV. und ſeine Gemahlin Eliſabeth von Oeſterreich die Stadt beſuchten, verehrten ſie auch die Reliquien des hl. Reinoldus und erhielten auf ihre Bitten kleinere Theile derſelben zum Geſchenke. Auch die Kirche zu Roxel bei Münſter iſt dieſem hl. Reinold geweiht. Bis in die neueſte Zeit gab es bei St. Mauritius zu Köln eine Reinoldus-Kapelle.

Abgebildet wird der hl. Reinold als Mönch mit dem Schollhammer in der Hand; auch wird er wohl geharniſcht und mit

dem Schwerte dargestellt, weil er in seiner Jugend ein Rittersmann war.

Der Hammer ist auch das Attribut des hl. Marinus und des hl. Eligius, des Patrons der Goldschmiede. Auch gehört der Hammer zu den „Wappen Christi", wie die Alten die Passionswerkzeuge nannten. Im Mittelalter kommt der Hammer als Wahrzeichen bei dem gerichtlichen Güterverkaufe vor. Der Richter gab mit dem Hammer ein Zeichen, daß der Kauf abgeschlossen sei; daher sind die Redensarten: „den Zuschlag geben" und „unter den Hammer kommen" (d. i. verkauft werden) entstanden. In manchen Gegenden wurde der Hammer auch gebraucht, um die Volksgemeinde zu berufen. So wurde bis in die neuere Zeit in Sachsen durch einen herumgetragenen Hammer Gericht angesagt.

Der hl. Rochus. (16. August.)

Patron gegen die Pest, gegen Krankheiten der Kniee, der Spitäler, der Wundärzte und der Schreiner.

Als Schutzheiliger gegen die Pest wird in der Christenheit der hl. Rochus angerufen, der so hingebend und so opfermuthig während seines Lebens die Pestkranken pflegte. In den schweren Zeiten, in welchen der „schwarze Tod" seine Wanderung durch Europa hielt und Alles mit Schrecken erfüllte, wandte man sich an die Fürbitte dieses Heiligen und gelobte und erbaute zu seiner Ehre Kirchen und Kapellen.

Der „schwarze Tod" kam nach Häser (Geschichte der Epidemien) im Jahre 1346 aus dem Morgenlande nach Europa. Italien verlor die Hälfte seiner Bewohner, die Stadt Padua zwei Drittel, ganz Europa den dritten Theil seiner Bevölkerung, Wien 40 000, Straßburg, Erfurt, Münster je 16 000 Einwohner. (Kock, series Episcoporum Monaster. II.) Jene schreckliche Seuche verheerte von Italien bis hinauf nach Island und Grönland alle Länder Europa's. In vielen Fällen erfolgte der Tod plötzlich unter den Erscheinungen des Schlagflusses oder durch die lähmende Macht des Schreckens. Sonst waren Symptome der Krankheit: Schwarzwerden der Zunge und des Gaumens,

Austrocknung des Schlundes, heftige Kopfschmerzen mit Fieber, schmerzhafte Beulen am Unterleibe, wie schon oben unter dem Artikel Erasmus bemerkt wurde. Die Seuche trat von Neuem auf im Jahre 1382; in Münster zeichneten sich damals die Minoriten so sehr durch Muth und Pflichttreue aus, daß Bischof Heidenreich ihnen bei der ex voto eingeführten Pestprozession in dankbarer Anerkennung ihrer Verdienste den Vortritt vor dem Domkapitel einräumte. Die sittlichen Wirkungen dieser Heimsuchung Gottes waren verschiedenartig. Schwache Gemüther überließen sich gänzlich dem überwältigenden Eindrucke des Entsetzens. „Mit herzzerreißendem Flehen riefen Kinder ihre Eltern, Väter und Mütter ihre Söhne und Töchter, ein Gatte die Hülfe des anderen an. Vergebens!" schreibt ein Zeitgenosse Gabriel de Mussis aus Piacenza. In Lübeck brachten die Kaufleute ihr Geld zu den Kirchen und Klöstern, und als diese aus Furcht vor Ansteckung die Annahme verweigerten, warf man es über die Klostermauern. Rohere Gemüther versuchten es, die Angst vor dem drohenden Tode durch Ausschweifungen zu betäuben. Ernste Christen waren bestrebt, durch werkthätige Buße und großmüthige Opfer die Gefahr abzuwenden und riefen die Heiligen Gottes um ihre Fürbitte an, namentlich die Heiligen Joseph, Sebastian, Antonius und Rochus, deren Namen noch jetzt in dem sogenannten Pestsegen an vielen Orten genannt werden.

Der hl. Rochus wurde auch in der Folgezeit andächtig verehrt, namentlich im Jahre 1529, als die Schweißfieberseuche, „der sog. englische Schweiß", aus England herüberkam, und zur Zeit der epidemisch auftretenden Lazarethfieber, die eine Folge der Leiden des dreißigjährigen Krieges waren. Die Rochus-Kirchen und Rochus-Spitäler wurden gewöhnlich aus Anlaß eines Gelübdes zur Zeit der Pest gestiftet, und wie das Andenken an die Zeit der Heimsuchung, so hat auch die gelobte Andacht sich durch Jahrhunderte erhalten; wir erinnern nur an die alljährliche schöne Feier auf dem Rochusberge bei Bingen.

Der hl. Rochus wurde zu Montpellier 1293 geboren. Nachdem er im 20. Lebensjahre seine Eltern verloren hatte, vertheilte er seine reichen Einkünfte unter die Armen und, da er die Güter

selbst nicht verkaufen durfte, übergab er die Verwaltung derselben dem Bruder seines Vaters und machte eine Pilgerfahrt nach Rom. Die ansteckenden Krankheiten, von welchen Italien damals heimgesucht wurde, boten ihm viele Gelegenheit, seine aufopferungsvolle Nächstenliebe zu bethätigen. In Aquapendente, wo die Pest herrschte, widmete er sich im Spitale der Pflege der Pestkranken mit beispielloser Hingebung. Dieselbe Thätigkeit entwickelte er fast drei Jahre hindurch bei den Pestkranken in Rom und an anderen Orten. Endlich schien sein Verlangen erfüllt, ein Opfer für Gott und die Kranken zu werden, denn zu Piacenza wurde er selbst von der Seuche ergriffen. Er hatte die Stadt, weil man Ansteckung fürchtete, verlassen müssen und, aller Hülfe entbehrend, sich in einen nahen Wald geschleppt, wo er große Schmerzen litt und dem Hungertode nahe war. Ein Hündlein soll ihm, als er von Entbehrungen ganz entkräftet war, ein Stück Brod gebracht haben. Durch denselben wurde ein Edelmann auf den Heiligen aufmerksam gemacht, der sich nun seiner annahm, bis Gott ihm die Gesundheit wiedergegeben hatte.

Nach seiner Genesung pilgerte er in die Heimath, in welcher schon seit längerer Zeit ein Krieg wüthete. In seiner Vaterstadt wurde er, da er inzwischen unbekannt geworden war, für einen Spion gehalten und vom Stadtrichter, seinem eigenen Oheim, verurtheilt und eingekerkert. Fünf Jahre blieb er im Gefängnisse, ohne ein Wort zu äußern, das ihn hätte befreien und rechtfertigen können. Er dachte an den Heiland und sein unschuldiges Leiden, und ihm wollte er ähnlich werden. Nach seinem Tode im Gefängnisse 1327 wurde die Sache klar, und seine Mitbürger gaben ihm ein ehrenvolles Begräbniß und fingen an, die Tugenden des Heiligen zu verehren Nach einem anderen Berichte soll er noch vor seinem Tode die Freiheit erlangt und sich bis an sein gottseliges Ende strengen Bußübungen und allen Werken der Nächstenliebe gewidmet haben. Der hl. Rochus wird namentlich in Venedig und in Arles verehrt; er gilt auch als der Patron der Wundärzte, gegen Krankheiten der Kniee und ist der Schutzheilige seiner Vaterstadt Montpellier. Weil er während seines Lebens sich so großmüthig und opferwillig der Pestkranken angenommen hat und auf seine Fürbitte

in mehreren Städten die Seuche aufhörte, so ist er in der Christenheit namentlich in ansteckenden Krankheiten angerufen worden.

Im Jahre 1415 bildete sich in Italien eine Bruderschaft, welche zur Zeit der Pest die Kranken pflegte und sich nach dem Namen des Heiligen die Scuola di san Rocco nannte.

In der Nähe von Bingen liegt auf einem Berge mit entzückender Aussicht in die Rhein- und Nahegegend die altehrwürdige Rochus-Kapelle, welche am Feste des Heiligen viel besucht wird und wohin jedes Jahr die Pfarrei Bingen eine feierliche Prozession veranstaltet. Goethe hat dieses Rochusfest im Jahre 1814 mit Worten der Anerkennung für den Ernst der Andacht beschrieben und auch der Kapelle ein Bild des Heiligen geschenkt, welches in derselben rechts vom Eingange hängt. Die Composition dieses Bildes ist sinnig; Rochus verläßt sein Schloß und entsagt seinen Reichthümern. Er ist als Jüngling im Pilgerkleide dargestellt, hat einen Stab in der Rechten und einen Geldbeutel in der Linken, aus dem er einem Kinde Geldstücke reicht. Im Hintergrunde des Bildes ist ein Altar dargestellt mit drei Blumen, welche wohl die drei evangelischen Räthe versinnbilden sollen. Das Gemälde zeigt die gewöhnlichen Abzeichen des Heiligen, den Pilgerstab, den er in der Hand hat, und das Hündlein zu seiner Seite; beide Attribute werden durch die vorhin erzählte Legende erklärt.

Weil die Verehrung des hl. Rochus eine weit verbreitete war, so ist er oft von der christlichen Kunst dargestellt worden, und zwar von den ersten Meistern derselben, so von Rubens, wie er von Christus mit der Heilung der Pestkranken beauftragt wird, von Bussano, wie er die Kranken pflegt, wie er im Walde von einem Engel geheilt wird und das Hündlein ihm das Brod bringt, von Guido Reni, wie er im Gefängnisse stirbt. Häufig ist er als mitleidiger Pilger auch zusammengestellt mit dem hl. Sebastian, der den Pfeil, das Sinnbild der Pest, in der Hand hat.

Die Reliquien des hl. Rochus werden in der nach ihm benannten Kirche in Venedig aufbewahrt und verehrt. Diese Stadt, welche im Mittelalter einen ausgedehnten Handel mit dem Oriente unterhielt, war der Gefahr einer Ansteckung im hohen Grade ausgesetzt. Wiederholt wurde die Seuche durch die Handelsschiffe

eingeschleppt, so namentlich im 16. Jahrhundert, in welchem über 40 000 Menschen in der Stadt der Krankheit erlagen. Es wurde deshalb die um das Gemeinwohl hochverdiente Rochus-Bruderschaft gestiftet, welcher die angesehensten Bürger der Stadt und viele Senatoren angehörten. Die Republik nahm dieselbe unter ihren besonderen Schutz und gab ihr das Recht eigener Gerichtsbarkeit und unabhängiger Verwaltung. Sie unterstützte die Armen und entwickelte namentlich bei den wiederholten Heimsuchungen der Pest eine überaus segensreiche Thätigkeit. Im Jahre 1485 wurden durch dieselbe die Reliquien des hl. Rochus, die sich in Voghera befanden, nach Venedig übertragen und zu Ehren desselben eine eigene Kirche erbaut, welche in den Pestjahren die Zahl der Beter kaum zu fassen vermochte. Neben der Kirche entstand ein Haus für die Versammlungen der Mitglieder, die Scuola, ein Prachtbau, den der reiche Verein für 47 000 Dukaten errichtete. Von den französischen Commissären beraubt und aufgehoben, wurde die Rochus-Bruderschaft im Jahre 1806 wieder ins Leben gerufen. Der Rochustag, der einst in Gegenwart des Dogen und des ganzen Senates mit großem Glanze gefeiert wurde, gehört noch jetzt zu den besuchtesten Kirchenfesten der Stadt.

Das Aeußere der Kirche San Rocco ist eine Nachahmung des Prospekts der Scuola; letztere ist in architektonischer Hinsicht vollendeter und überhaupt eins der schönsten im Renaissance-Stile aufgeführten Gebäude. Das Innere der Kirche ist mit Glasgemälden geschmückt, in denen sich die Schule der Lombardei in ihrer ganzen Preiswürdigkeit zeigt. Auf dem reich mit Marmor verzierten Hochaltar sieht man den Schrein mit den Reliquien des hl. Rochus. Auf dem Schreine stehen die Statuen des hl. Rochus, Sebastian und Pantaleon; von dem letzteren berichtet die Heiligen-Legende, daß er als Arzt vielen Kranken Heilung brachte; somit erscheint auch sein Standbild an der gedachten Stelle gut gewählt. Auf den Seitenwänden des Chors befinden sich vier große Gemälde mit Begebenheiten aus dem Leben des hl. Rochus, von Tintoretto gemalt, einem der besten, und jedenfalls dem produktivsten Meister der venetianischen Schule. Der hl. Rochus erscheint hier Pestkranke pflegend; ein anderes Bild stellt ihn dar, wie er im Walde einsam

krank darniederliegt, nur von einem Hündlein begleitet, das seine Wunden leckt und ihm Nahrung bringt. Das Hündlein, mit einem Brode im Maule, ist das gewöhnliche Attribut des Heiligen auf Kirchenbildern.

In der Seitenkapelle rechts vom Hochaltar sieht man ein schönes Altarblatt: Christus, von den Henkern zur Richtstätte geschleppt; es ist gemalt von Titian, dem größten Meister der venetianischen Malerschule, der selbst, 90 Jahre alt, an der furchtbaren Pest des 16. Jahrhundertes starb. Auch dieses Bild scheint nicht ohne Absicht gerade für diese Votivkirche ausgewählt worden zu sein. Das Bild des mit Wunden bedeckten Erlösers und die Andacht zum bitteren Leiden des Herrn gewährten zur Zeit der Pest den Gläubigen Trost und Stärke.

Im rechten Seitenschiffe ist ein Altarblatt, welches in der oberen Abtheilung St. Rochus in der Einsamkeit, in der unteren das Wunder am Teiche Bethesda zeigt, von welchem die hl. Schrift berichtet, daß, wenn der Engel Gottes das Wasser desselben bewegte, der Kranke, der zuerst in ihn hinabstieg, Genesung fand. Dieses von Tintoretto gemalte Bild ist schön ausgeführt; man sieht am Ufer des Teiches Kranke und Aussätzige gelagert, die sehnsüchtig Hülfe erwarten. Im linken Seitenschiffe sind bemerkenswerth zwei Gemälde: St. Christoph und St. Martin darstellend: der erste gehört zu den 14 Nothhelfern und das Grabmal des hl. Martin war bekanntlich in alter Zeit ein besuchter Wallfahrsort, an dem viele Kranke wunderbare Erhörung fanden. Ein anderes Bild zeigt die Auffindung des heiligen Kreuzes, durch dessen Berührung eine Kranke geheilt wurde. Unterhalb der Orgel sind die Statuen des königlichen Sängers David und der hl. Cäcilia, der Patronin der kirchlichen Musik. Die seidene Fahne der Rochus-Bruderschaft mit dem Bilde des Schutzheiligen wird in der gleichfalls an kostbaren Gemälden reichen Scuola gezeigt.

Als die Pest im 16. Jahrhundert ihr Ende nahm, erbaute der Senat von Venedig ex voto die schöne Kirche Maria della Salute; in dieser Kirche befindet sich ein von Titian's Meisterhand gemaltes Bild; es stellt die Gottesmutter (salus infirmorum, das Heil der Kranken) dar, umgeben von den beiden Pestpatronen

Rochus und Sebastian und den beiden hl. Aerzten Cosmas und Damian.

In Frankreich und Italien wird der Rochus-Tag auch in den Wetterſprichwörtern des Volkes genannt; ſo heißt es daſelbſt von der Nuß- und Mandelernte, die am St. Laurentius-Tage beginnt:

„An St. Lorenz kommen die Nüſſe mit dem Stocke,
An St. Rochus verlieren ſie die grüne Schale."

Lang nennt den hl. Rochus auch als Patron der Schreiner und ſchreibt zur Erklärung dieſes Patronates: „Weil der hl. Rochus während ſeiner Wirkſamkeit als Krankenpfleger auch die Todten beerdigte, wenn die dafür beſtellten Leute nicht mehr genügten, ſo wird er von den Schreinern, die den Verſtorbenen ihr letztes Bett bereiten, als Patron verehrt. Die Schreiner führten im Wappen Säge und Hobel in blauem Felde oder, wie in München, die Arche Noe's in ſilbernem Felde.

Der ſelige Johannes Baptiſta de la Salle. (7. April.)

Patron der Schulbrüder und des chriſtlichen Unterrichts.

Am 19. Februar 1888 wurde der ehrw. Stifter der Genoſſenſchaft der chriſtlichen Schulbrüder ſelig geſprochen. Derſelbe wurde geboren im Jahre 1651 zu Rheims als der Sohn eines Juſtizbeamten. Schon ſeine Kindheit war ausgezeichnet durch Ernſt und Frömmigkeit; er widmete ſich dem geiſtlichen Stande, beendete mit dem beſten Erfolge ſeine theologiſchen Studien im Seminar von St. Sulpize in Paris, erwarb daſelbſt die Doctorwürde in der Theologie und wurde dann Domherr in ſeiner Vaterſtadt Rheims; aber bald legte er alle Aemter und Ehrenſtellen nieder, um ſich ausſchließlich der Jugenderziehung zu widmen.

Er ſtiftete zunächſt zu Rheims die unentgeltlichen Schulen und verwendete ſein ganzes reiches Vermögen und ſeine großen Geiſtesgaben für dieſen edelen Zweck. Den erſten Lehrern, die er ausbildete, gab er in ſeinem Hauſe Wohnung und ertheilte ihnen jene muſtergültigen Unterweiſungen, welche die Schulbrüder treu bewahrt haben und denen ſie ihre großen, von allen Seiten aner-

kannten Erfolge auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung verdanken.

Die Genossenschaft der Schulbrüder verbreitete sich schnell über Frankreich, und es ist von derselben ein reicher Segen ausgegangen; sie war um so nothwendiger und zeitgemäßer, da in den Staatsschulen die Religion weniger gepflegt oder gar direct angefeindet wurde. Dem allseitigen Verlangen zu genügen, gründete de la Salle zu Rheims, Paris und Rouen Noviziate; er widmete dann sein ganzes Leben diesem verdienstvollen Werke, dessen Vorstand er blieb. Im Jahre 1719 starb er zu Rouen in einem Alter von 68 Jahren, nachdem er die beiden letzten Jahre seines Lebens ausschließlich der Vorbereitung zum Tode bestimmt hatte. Nach dem Allg. Martyrol. fällt sein Todestag und somit auch in der kirchlichen Verehrung sein Gedenktag auf den 7. April; er hat also denselben Gedenktag, wie der sel. Hermann Joseph, das Vorbild der Jugend. Auf seinen Bildern wird er dargestellt in dem Gewande seines Ordens, umgeben von Kindern, die er lehrt und segnet.

Papst Benedict XIII. hat seine Stiftung bestätigt, und bis auf den heutigen Tag lebt der Geist des frommen Stifters in seinem Werke fort. Eine am 1. Januar 1887 veröffentlichte Statistik beweist, wie sehr Gott den demüthigen Gedanken und das aufopferungsvolle Werk des Seligen gesegnet hat. Die Zahl der christlichen Schulbrüder beträgt 11 712, die der Novizen 1018, die der Candidaten 2119. In Frankreich gibt es 1300 von den Brüdern geleitete Schulen mit nahezu 300 000 Schülern. Diese Schulen müssen sämmtlich aus privaten Mitteln unterhalten werden, da die Staatsschulen in Frankreich religionslos sind. Die Schulbrüder besitzen gegenwärtig 1220 Häuser, wovon 975 auf Frankreich und Algier, gegen 100 auf Nordamerika, 12 auf Südamerika, 46 auf Belgien, 23 auf Italien, 18 auf Spanien und 4 auf Oesterreich entfallen. Die Brüder leiten im Ganzen 1670 Schulen mit 6663 Klassen und 308 387 Schülern. Unter letzteren sind 82 805 Kinder, welche öffentlichen Schulen angehören. 217 638 Privatschüler, 6543 aus der Volksschule entlassene Knaben, 1396 Lehrlinge und 35 131 Waisenkinder.

Der hl. Sebastian. (20. Januar.)

Patron der Schützengilden, Pfeilenhauer, Büchsenmacher, Nadler.

St. Sebastian wird in der kirchlichen Litanei von allen Heiligen neben dem hl. Fabian genannt; beide duldeten on demselben Monatstage, aber in verschiedenen Jahren den Martertod. Der hl. Sebastian, aus edlem Narbonnergeschlechte, zu Mailand erzogen, zeichnete sich früh durch Frömmigkeit und kriegerischen Muth aus. Er lebte in den letzten Zeiten der römischen Christenverfolgung, als ein heiliger Wetteifer die Christen beseelte und den Triumph der Kirche vorbereitete. Sebastian gehört zu den größten Helden dieser Zeit, und das Andenken an die durch Glaubensmuth und Standhaftigkeit verklärte Gestalt dieses Heiligen lebt ruhmreich fort in der Christenheit.

Er hatte sich nach Rom begeben, um die Christen zu schützen und in der Verfolgung ihnen Beistand zu leisten. Kaiser Diocletian wurde auf ihn aufmerksam und machte ihn zum Hauptmann seiner Leibwache. Auch im Palaste zu Rom führte er ein heiliges Leben, mildthätig gegen alle Noth, vorzüglich gegen seine bedrängten Glaubensgenossen; ja er stärkte und ermunterte sogar öffentlich die Schwankenden zur Standhaftigkeit im Martyrium. Der Kaiser vernahm dieses und warf dem Heiligen Undankbarkeit gegen die Götter vor. Sebastian antwortete mit edlem Freimuthe und belehrte den Kaiser über die Nichtigkeit des heidnischen Götzendienstes; allein dieser befahl im Zorne, ihn mit Pfeilen zu erschießen. Dann übergab er ihn den Händen einiger mauretanischer Bogenschützen, welche ihre Pfeile auf ihn sendeten und ihn wie todt auf dem Platze liegen ließen. Irene, die Wittwe des Martyrers Castulus, kam, ihn zu begraben, fand ihn aber noch am Leben. Sie ließ ihn daher heimlich in ihr Haus tragen, wo er in kurzer Zeit wieder vollständig hergestellt wurde.

Sebastian war weit entfernt, sich jetzt, wie ihm seine Freunde riethen, zu verbergen, er stellte sich vielmehr eines Tages auf die Treppe, welche der Kaiser, als er in den Tempel ging, besteigen mußte. Als dieser ihm nahe kam, redete Sebastian ihn an und hielt ihm mit Kraft das Unrecht seiner feindlichen Gesinnung gegen

die Christen vor, welche sich doch eine Pflicht daraus machten, für die Wohlfahrt seiner Regierung zu beten und eine unverbrüchliche Treue gegen ihn zu bewahren. Diese freimüthige Sprache überraschte den Kaiser; aber wie groß war sein Erstaunen, als er Sebastian, den er schon längst todt geglaubt hatte, erkannte! Die Sehnsucht des Heiligen nach der Martyrerkrone wurde jetzt erfüllt; er wurde so lange mit Geißeln geschlagen, bis er den Geist aufgab, und wurde zu den Füßen der Apostel Petrus und Paulus bestattet. Die Christen wallfahrten zu seinem Grabe, wie zu jenem der Apostel, um zu beten. Die Begräbnißstätte trägt noch jetzt den Namen „Katakomben des hl. Sebastian". Die Kirche des Heiligen, welche der Papst Damasus am Eingange der Katakomben erbaut hat, ist eine der schönsten Basiliken der ewigen Stadt und wird in Rom mit besonderer Andacht besucht. An dem Grabe des Heiligen liest man die Inschrift: „Dem hl. Sebastian, dem Martyrer und Soldaten Christi, dem Vertheidiger der Kirche und Vertreiber der Pest." Reliquien des hl. Sebastian werden noch aufbewahrt in Florenz und in St. Medardus zu Soissons.

Der hl. Sebastian ist schon seit alter Zeit Vorbild und Schutzheiliger der Soldaten. Weil er, an einen Baum gebunden, heidnischen Soldaten zum Ziele ihre Pfeile gedient und so den Martertod erlitten hatte, so wurde er im Mittelalter häufig zum Schirmer und Patron der Schützengilden erwählt, welche noch jetzt vielfach, besonders am Rhein nach seinem Namen sich nennen. Sämmtliche Schützen oder St. Sebastiansbrüder feierten das Fest ihres Schutzheiligen, dessen Bildniß sie auf ihren Fahnen führten. Reinsberg hat nachgewiesen, daß die Einrichtung des Schützenwesens und der damit verbundenen Ordnungen und Gesetze mit dem Ursprunge der Städte selbst ihren Anfang genommen hat; doch die eigentlichen Schützen-Bruderschaften rühren meist aus dem 14., 15. und 16. Jahrhundert her. Denn je mehr die Macht und das Ansehen des Adels sanken, um so kräftiger erhoben sich die Gemeinden der Städte, und je mehr die Tourniere der Edlen in Abnahme kamen, um so zahlreicher bildeten sich die Schützenfeste der Bürger aus. In vielen Städten entstanden Schützengesellschaften, sei es mit Bogen und Armbrust oder mit Büchsen; manche

Gesellschaften hatten ein silbernes Bild des hl. Sebastian, an welchem die Pfeile zu Haltern für die silbernen Schilder mit den Wappen dienten. Jede Gesellschaft hatte ihre Rechte und Freiheiten, sowie ihre geschriebenen und vom Magistrate oder Landesfürsten bestätigten Statuten, welche auch das äußere und moralische Betragen der Mitglieder vorschrieben; denn nur ehrbare Bürger konnten Genossen werden, mit der Ehre verloren sie auch die Wehre, Fluchen und Schwören war verpönt. Da die Schützengilden schon früh eine kirchliche Bedeutung angenommen und sich zu kirchlichen Vereinen ausgebildet hatten, so ist es leicht erklärlich, daß in Folge der Glaubenstrennung des 16. Jahrhunderts viele derselben untergingen oder doch mehr und mehr sanken. Erst nach den Freiheitskriegen gewannen in Deutschland vielerorts diese Vereine einen neuen Aufschwung.

Der hl. Sebastian wurde ferner als Patron gegen die Pest verehrt. Die mit Wunden und Beulen behafteten Pestkranken riefen den hl. Sebastian an, der in seiner Marter für des Heilandes Ehre so viele Wunden geduldig empfing. Der hl. Sebastian hat auf seinen Bildern als Attribut den Pfeil. Der Pfeil aber ist das Symbol der plötzlich kommenden, tödtlichen Krankheit, der Pest. Auch der hl. Schrift ist diese Vorstellung nicht fremd; so sagt Job (6, 4) von seiner Krankheit: „Mich trafen des Allmächtigen Pfeile; ihr Gift frißt meine Lebenskraft“ und a. a. O. (34, 6): „Mein Pfeil ist unheilbar“; ebenso sagt der Psalmist im Psalm 37, (einem der im Volk bekannten, weil viel gebeteten sieben Bußpsalmen): „Deine Pfeile stecken in mir . . an meinem Leibe ist nichts Gesundes . . kein Friede ist in meinen Gebeinen . . meine Wunden sind in Eiter und Fäulniß übergegangen“; vergl. auch den in der Complet vorkommenden Ps. 90. So hat die Darstellung des hl. Sebastian auf Kirchenbildern auf das Patronat dieses Heiligen Einfluß gehabt. Da gleiche Noth Interesse und Liebe erweckt, so wurde der hl. Sebastian, einst selbst von Pfeilen verwundet, der auf seinen Bildern den Pfeil als Abzeichen in der Hand trägt, der Patron aller Pfeilverwundeten und der Nothhelfer gegen die Pfeile Gottes, d. h. die schweren Krankheiten, die er durch seine Fürbitte abwenden soll.

Ein Pfeil an der Hausthür genagelt, zeigte im Mittelalter die Pest in diesem Hause an. Bei den Longobarden war der Pfeil ein Symbol der Freilassung. Der vom Bogen gelassene Pfeil bezeichnete passend den Eintritt in die Freiheit, wie bei ähnlicher Gelegenheit von anderen Völkern Vögel in die Luft gelassen wurden. Im Norden wurde, wenn ein Feind ins Land einfiel oder Raub und Mord geschah, schnell ein Pfeil herumgeschickt und durch dieses Zeichen alles Volk entboten, sich zu versammeln und dem Thäter nachzueilen. Außer dem hl Sebastian haben noch den Pfeil als Attribut die hl. Philomena, Christina und Ursula; ferner der hl. Otto von Bamberg, der die zum Kriege bestimmten Pfeile zu Nägeln für den Bau einer Kirche auf dem Michelsberge umschmieden ließ.

Die Verehrung des hl. Sebastian als Patrons gegen die Pest ist schon alt; mehrere Städte und Länder hatten seiner mächtigen Fürbitte bei Gott die Befreiung von diesem schrecklichen Uebel zu verdanken. Vorzüglich empfand man die heilsamen Wirkungen der ihm erzeigten Verehrung zu Rom im Jahre 680, zu Mailand im Jahre 1575 und zu Lissabon 1599. Nach Cahier hatten im 16. Jahrhundert zu Paris die Nadler den hl. Sebastian, den Hauptmann der kaiserlichen Leibgarde, zum Patron, weil aus dieser Zunft die Soldaten der Elitetruppen geworben wurden.

Eine schöne Darstellung des Martertodes dieses Heiligen findet sich schon in den Katakomben. Sebastian ist mit den Händen an einen Baum gebunden, sein Kopf ist nach links geneigt, die Augen sind geschlossen. Seine Füße haben eine Stütze, wie man sie oft unter den Füßen des Heilandes am Kreuze sieht. Dicht bei ihm liegt ein Bogenschütze mit zerbrochenem Bogen. Daneben steht ein anderer Schütze, der unter großer Kraftanstrengung den Bogen spannt. Hinter diesem befinden sich noch drei Schützen, wovon zwei nach Sebastian zielen. Etwas rechts von letzteren hält ein Reiter auf reich gezäumtem Pferde, wahrscheinlich der Befehlshaber der Bogenschützen. Von den deutschen Werken, welche sein Martyrium darstellen, sind zu nennen ein großes Triptychon aus der Schule des Meisters der Lyversbergischen Passion (Museum in Köln), eine treffliche Jugendarbeit von Holbein (Gallerie zu

Augsburg), eine Silberstatuette im Besitze der Schützengesellschaft zu Leipzig. Viele Schützengilden besaßen früher ein silbernes Bild ihres Schutzheiligen, das der Kleinodienmeister in Verwahrung hatte. Die neueren zu realistisch gehaltenen Darstellungen kritisirt Kreuser in seiner derben Weise, wie folgt: „Gewöhnlich wird St. Sebastian jetzt nackt abgebildet, den Leib mit Pfeilen durchbohrt; aber die alte Kunst hüllte ihn in sein Kriegsobristen-Kleid; denn das Nackte ist so wenig nöthig, als daß jetzt Soldaten sich ausziehen müssen, wenn sie in die Schlacht ziehen, um sich todt schießen zu lassen. Zudem versteht die Andacht nichts vom Körperbau, und der Künstler am Ende auch nicht viel, und, verstände er es, wäre es am Ende auch nicht viel."

Das Volk pflegt Zeitbestimmungen für Wetterregeln u. s. w. gern mit den Festtagen sehr verehrter Heiligen in Verbindung zu bringen; so ist es auch mit dem Tage des hl. Sebastian der Fall. In Deutschland gilt an manchen Orten der Sebastianstag als Beginn des Wiedererwachens der Naturkräfte, indem es heißt: „An Fabian und Sebastian soll der Saft in die Bäume gahn", oder wie man im Elsaß sagt: „An Fabian und Sebastian fangen die Bäume zu saften an." Deshalb durfte nach altem holstein'schem Rechte vom Sebastianstage an kein Holz mehr gefällt werden. In vielen Gegenden, z. B. im Böhmerwald, ist der Bastianstag für die Kinder der Beginn der Zeit, in der sie sich Pfeifen aus Weidenruthen machen. In der Regel sprechen jedoch die Tyroler wahrer, wenn sie vom Feste Pauli Bekehrung (25. Januar) versichern: „Paul' Bekehr' — der halbe Winter hin, der halbe her"; denn namentlich in den nördlichen und mittleren Gegenden Deutschlands sind zu Ende Januar die Schneemänner und das Schlittschuhlaufen gewöhnlicher als die Weidenpfeifen. Die Venetianer lassen dem Winter nur eine kurze Frist, wenn sie (nach Reinsberg) sagen: »Sant Bastia la viola en ma« (St. Sebastian das Veilchen in der Hand).

Die Legende von den „Siebenschläfern".

Der 27. Juni ist der Gedenktag der sieben hl. Martyrer, die unter dem Namen „Siebenschläfer" bekannt sind; in den

Volkssprichwörtern gelten sie als Wetterpatrone, und es heißt darin: „Regnet es am Tage der Siebenschläfer, so regnet es noch sieben Wochen.“ Eine Anspielung des Namens hat wohl diese Annahme veranlaßt. Zenotty erwähnt, daß der hl. Serapion in Oesterreich als Patron der Glaser verehrt werde; ob es der dem Kreise der sieben hl. Martyrer angehörende Serapion ist, bleibt zweifelhaft. Gewiß ist, daß die Sitte, einen Langschläfer „Siebenschläfer“ zu nennen, der im Folgenden mitgetheilten Legende ihre Entstehung verdankt.

Das Jahrhundert, in welchem das Christenthum nach langjährigem Kampfe vollständig den Sieg über das Heidenthum errang, hat eine Menge christlicher Sagen veranlaßt. Dieselben verkünden in poetischer Ausschmückung den Triumph der christlichen Wahrheit über das Reich des alten Irrthums und des Götzendienstes. Die zahlreichen Legenden, in denen berichtet wird, daß ein fürchterlicher Drache oder Lindwurm in einem Götzentempel gehaust habe, dann nach Zerstörung des Tempels im Lande umhergestreift und den Menschen verderblich gewesen sei, bis ein Streiter Christi nach schwerem Kampfe ihn erlegt, oder ein Heiliger durch das Zeichen des Kreuzes ihn gebannt und gefesselt habe, erzählen in bildlicher Sprache nur die geschichtliche Thatsache, daß das Heidenthum nach Zerstörung der berühmten Stätten seines Cultus sich bei den Landbewohnern (daher der Name pagani, Heiden) noch längere Zeit erhalten hat, bis die christlichen Missionare auch dort das Kreuz errichteten und der christlichen Wahrheit zum Siege verhalfen. In den meisten Fällen ist es leicht, unter der sinnbildlichen und poetischen Ausschmückung dieser Sagen die geschichtliche Grundlage zu erkennen. Auch in der schönen Legende von den Siebenschläfern wird der Triumph des Christenthums über das Heidenthum gefeiert. Von ihnen erzählt die Legende also:

Zur Zeit des Christenverfolgers Decius lebten zu Ephesus sieben Brüder mit Namen: Malchus, Maximianus, Martinianus, Constantinus, Dionysius, Johannes und Serapion. Sie blieben in der Verfolgung standhaft im Glauben, fanden aber Gelegenheit, in eine nahe Berghöhle zu flüchten. Der Kaiser ließ den Eingang der Höhle vermauern, um sie zu verderben. Indessen starb der

Kaiser, viele Zeiten zogen vorbei, das Christenthum siegte, und eine andere Welt war da unter dem Kaiser Theodosius. Da wollte ein Bürger von Ephesus auf dem nahen Berge für seine Heerden einen neuen Schafstall anlegen, stieß zufällig auf die Höhle und öffnete sie. Als die Sonne hineinschien, erwachten die Schläfer. Sie hatten seit den Tagen des Kaisers Decius († 251) bis zum Jahre 447 geschlafen, wie sie meinten, nur einen einzigen Tag. Erwacht senden sie in die Stadt, um Speise einzukaufen, und der Bote sieht Alles verwandelt und das Kreuz auf dem Stadtthor. Wie erstaunte er, als er das Land ringsum voll Kirchen sah! Beim Krämer zahlte er mit dem alten Gelde, das unter Decius geprägt war. Ihn selbst aber staunte man an wegen seiner alterthümlichen Sprache und fremden Tracht. Kaiser und Bischof gingen zur Höhle und hörten die wunderbare Geschichte von den sieben Martyrern. Diese wurden hierauf im Triumphe nach Ephesus geführt, entschliefen dann aufs Neue, nachdem sie noch einen Tag gelebt und den Kaiser Theodosius und den Bischof Maurus gesegnet hatten. In der bischöflichen Kirche wurden sie mit vieler Pracht beigesetzt.

Beachtenswerth ist die weite Verbreitung dieser Legende, sie ist von Arabien bis nach Norwegen bekannt, selbst der Koran hat sie aufgenommen; er hat den Siebenschläfern noch einen treuen Hund beigesellt. Sehr phantastisch ist sie ausgebildet in den persischen Märchen des 1001 Tages (494. Tag). Die poetische Vorstellung des Staunens über die Veränderung der Welt und ihrer Sitten im Wechsel der Zeit, die auch in altdeutschen Sagen, z. B. in dem Märchen „Dornröschen" wiederkehrt, gibt ihr einen besonderen Reiz. Die Legende der sieben hl. Martyrer war ursprünglich syrisch geschrieben, schon Gregor von Tours kannte dieselbe und hat sie ins Lateinische übersetzt. Photius, der sie gleichfalls erzählt, theilt noch mit, es habe zur Zeit des Kaisers Theodosius zu Aegea ein Bischof Namens Theodorus gelebt, der die Auferstehung der Todten leugnete. Dieser Irrthum sei dann durch die wunderbare Erweckung der sieben Martyrer im Entstehen unterdrückt worden. Indessen ist die Leugnung der Auferstehung durch den Bischof Theodorus, wie Stadler bemerkt, nicht erwiesen.

Daß in Epheſus die genannten ſieben Martyrer für den Glauben geſtorben ſind, alſo der erwähnte Bericht eines hiſtoriſchen Kernes nicht entbehrt, iſt nicht zu bezweifeln. Die Relationen der Legende bei den Griechen und Lateinern ſtimmen in der Angabe des Ortes und der Zahl überein, auch ſprechen die gleichmäßigen bildlichen Darſtellungen der alten chriſtlichen Kunſt dafür. Auf einer alten Steinplatte, welche ſich zu Rom befindet, ſind die ſieben hl. Martyrer mit ihren Namen und Attributen in folgender Weiſe dargeſtellt: Maximinian trägt eine vielknotige Keule, Johannes und Konſtantin tragen eine ſolche ohne Knoten, Malchus und Martinus haben als Attribut hackenförmige Beile, Serapion führt eine brennende Fackel, Dionyſius einen großen Nagel. Sie erſcheinen ſehr jung; die griechiſchen Kalendarien nennen ſie „Knaben". Die erwähnten Marterwerkzeuge deuten an, was nach Stadler auch die ſyriſchen Akten vermuthen laſſen, daß eine ſehr grauſame Folter über ſie verhängt wurde, ehe man ſie ins Gefängniß warf, aus welchem ſie entflohen, und ſtimmen auf dieſe Weiſe wohl zur Legende.

Eutychius von Alexandrien gibt noch einzelne Nachrichten über das Leben und den glorreichen Tod der ſieben hl. Martyrer. Nach ihm waren ſie Söhne vornehmer Eltern, die Kaiſer Decius an ſeinen Hof zog und in ſeinem Dienſte verwendete. Bald fiel es auf, daß ſie nicht wie andere Höflinge den Tempel beſuchten und den Götzen opferten. Der Kaiſer, dem dieſes angezeigt wurde, befahl, ſie gefangen zu nehmen, ſie aber ließen in der Vorausſicht des nahen Kampfes ihr Vermögen den Armen austheilen und entflohen. Die Höhle, in welcher ſie ſich verbargen, befand ſich auf der Oſtſeite der Stadt; aus derſelben wurden ſie auf Befehl des Kaiſers nicht mehr herausgelaſſen. Die Chriſten aber verſäumten nicht, eine bleierne Tafel, welche die Namen der hl. Martyrer enthielt, an dem Orte einzumauern: „Die Martyrer entſchliefen", heißt es dort, was ſoviel iſt, als: ſie ſtarben.

Während ſomit das Martyrium als hiſtoriſche Thatſache aufzufaſſen iſt, wird der Bericht über das Wiederaufleben derſelben und ihren feierlichen Einzug in Epheſus gewöhnlich ſinnbildlich gedeutet. Hefele nimmt an, daß die Doppeldeutigkeit des Wortes κοιμᾶσθαι,

„entschlafen", Veranlassung zu der späteren Sage von dem Wiederaufwachen der hl. Martyrer gegeben habe. Als die Gebeine der sieben Christen, welche zu Ephesus in einer Höhle durch Einmauerung den Martertod erlitten hatten, nach 200 Jahren wieder aufgefunden wurden, konnte man sagen: *διακόσια ἔτη ἐκοιμήσαντο*, d. i. sie ruhten daselbst 200 Jahre. Da jedoch *κοιμᾶσθαι* ebenso den natürlichen Schlaf wie den Todesschlaf bedeutet, so konnte man die angeführten Worte auch in der Bedeutung nehmen, als hätten jene Martyrer wirklich 200 Jahre lang in der Höhle geschlafen. Ihr feierlicher Einzug in Ephesus bedeute die Uebertragung und Beisetzung der wiederaufgefundenen Reliquien in der bischöflichen Kirche; die Erzählung, daß sie noch einen Tag gelebt haben, habe Bezug auf den einen Festtag der feierlichen Uebertragung. Die christliche Kirche mußte sich in den ersten Jahrhunderten der Verfolgung in Höhlen und Einöden verbergen, dann aber, nachdem Gott ihr den Sieg gegeben hatte, ging sie glorreich aus den Bedrängnissen hervor und nahm die Welt ein. Diese Wahrheit von dem Siege und Triumphe der Kirche nach so langen Leiden fand ihren Ausdruck in der Erhebung und Verehrung der Leiber der Martyrer, die in den Zeiten der Verfolgung litten; diese Wahrheit liegt auch der Sage von dem Wiedererwachen der sieben hl. Martyrer von Ephesus zu Grunde, die mit dem siegreichen Christenthum gleichsam wieder auferstanden und ihren Triumphzug hielten in die nun christlich gewordene Stadt. Stadler (im Heiligen-Lexikon 4, 356) erklärt gleichfalls die sagenhafte Ausschmückung der Legende von den sieben Martyrern durch die Annahme, daß man den Bericht der Heiligenlegende: „und sie entschliefen daselbst" später in einem gröberen Sinne verstand. Er schreibt a. a. O.: „Für diese Annahme spricht der altchristliche Sprachgebrauch: das Sterben jedes Christen ist ein Entschlafen im Herrn. Unter der „Wiedererscheinung" haben wir uns die Auffindung ihrer hl. Leiber vorzustellen. Will man aber das Dogma von der Auferstehung hiermit in Verbindung bringen, so steht diesem nichts entgegen. Die Annahme des wirklichen Todes ist hierbei sogar besser zu gebrauchen, als die Annahme eines wunderbaren leiblichen Schlafes im eigentlichen Sinne. In der

ſicheren Hoffnung einer glorreichen Auferſtehung ſtarben die heil. Martyrer, und eben dieſer Grund bewegt die Kirche, ihre Reliquien wegen ihrer künftigen großen Herrlichkeit zu ehren. Hätten die ſieben Martyrer nur geſchlafen, ſo würde in dieſer Richtung nichts zu beweiſen ſein."

Menzel erklärt den Sinn der Legende zu unbeſtimmt in folgender Weiſe: „Die Schläfer ſind Unſchuldige und Verfolgte. Gott erbarmt ſich ihrer, indem er ihnen mitten in einer Welt voll Gräuel und Mord die ſüße Ruhe des Schlummers gewährt. Sie ſind Zeugen ſeiner ewigen Güte, des Schutzes, der die Unſchuld doch irgendwo mit Heiligkeit und Unverletzlichkeit umkleidet, wenn auch die Welt ſie auszurotten tobt. Und ſie knüpfen auf ſinnige Weiſe die erſte Jugend der Chriſtenheit, in der ſie lebten, an die ferne Zukunft an, in der die Chriſtenheit ſich wieder läutern ſoll. Daß ſolche junge, fromme Zeugen aus früheſter Vergangenheit noch leben und einmal wieder erwachen ſollen, mußte dem Volke ein freudiger Glaube ſein, und darum waren die ſieben Heiligen ſo populär." Seltſam und wenig glücklich iſt die von Strauß (Kirchenjahr, S. 306) verſuchte Erklärung, die mit Beziehung auf den 27. Juni, als den Tag der Heiligen, an den Stillſtand, beziehungsweiſe Schlaf der Sonne denkt.

Es iſt bemerkenswerth, daß in den Gruppen der hl. Martyrer, die gemeinſchaftlich dargeſtellt werden, öfter die auch in der heil. Schrift bedeutungsvollen Zahlen wiederkehren, z. B. die drei heil. Kinder Fides, Spes und Charitas, die ſieben hl. Brüder, die vierzehn hl. Nothhelfer, die vierzig Martyrer von Sebaſte.

Die ſieben hl. Martyrer von Epheſus ſind in der chriſtlichen Kunſt, da ſie Gelegenheit zu einer figurenreichen Darſtellung boten, wiederholt abgebildet worden, ſo in Miniaturen, Sculpturen und Glasgemälden des 13. und 14. Jahrhunderts und in einem Relief aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts in der Kapelle Eduard des Bekenners in der Weſtminſter-Abtei. In der Ambroſiuskirche zu Mailand befindet ſich eine Abbildung derſelben, die aus dem zehnten Jahrhundert ſtammt. Die hl. Martyrer tragen auf dieſen Bildern die Palme oder die oben erwähnten, bei den einzelnen verſchiedenen Abzeichen.

Der hl. Apostel Simon. (28. October.)

Patron der Färber, Rothgerber und Lederarbeiter.

Simon der Eiferer und Judas Thaddäus haben ihr gemeinsames Fest am 28. October und sind Patrone von Goslar. Stadler schreibt dem hl. Apostel Simon das Patronat der Rothgerber und Lederarbeiter zu, und Zenotty nennt den hl. Simon als Patron der Färber, weil er nach einer Sage „der Sohn eines Purpurfärbers war und selbst in diesem Handwerk arbeitete". In Frankreich wurde der hl. Mauritius als Patron der Färber verehrt, weil die Kunst ihn, wie Cahier erklärt, in einem rothen Kriegsmantel darzustellen liebte. Simon wird durch den Beinamen „der Eiferer" von Simon Petrus unterschieden, doch ist dieses Wort nicht vom pharisäischen, sondern von dem echt christlichen und apostolischen Eifer zu verstehen. Es ist ungewiß, ob er zu den „Brüdern" des Herrn gehörte und ob Cana in Galiläa sein Geburtsort war. Nach einer alten Ueberlieferung war er unter den anbetenden Hirten. Ueber seine apostolischen Arbeiten ist wenig Sicheres bekannt; aus der hl. Schrift wissen wir nur, daß er ein berufener Apostel des Herrn war und alle Freuden und Leiden der übrigen Apostel, namentlich auch Mißhandlung und Kerker von Seiten der Juden zu Jerusalem getheilt hat. Die Annahme, daß er bald nach dem Pfingstfeste Jerusalem verlassen habe, erscheint nicht unbegründet, da seiner in der Apostelgeschichte nur Anfangs gedacht wird. Er soll nach der Ueberlieferung zugleich mit Judas in Armenien, Mesopotamien und Persien das Evangelium verkündigt haben. Simon wurde nach der Legende von persischen Priestern zersägt, weshalb er auch die Säge als Abzeichen hat. Judas Thaddäus trägt zu Amiens nur die Palme, das gewöhnliche Martyrerzeichen, weil der geistliche Künstler, wie Kreuser wohl mit Recht annimmt, keiner schwankenden Sage folgen wollte. Eine jüngere Legende erzählt, daß er von heidnischen Priestern gesteinigt worden sei, weshalb ihm auch z. B. auf dem Bilde in St. Ursula zu Köln Steine beigegeben sind. Die unsicheren Berichte der Legende veranlaßten zuweilen die Künstler, bei Gruppenbildern diese beiden hl. Apostel durch Lukas und Markus zu ersetzen.

Die Byzantiner stellen irriger Weise Judas und Thaddäus als zwei verschiedene Personen dar. Ueber die Reliquien des heil. Simon schreibt Stadler im Heiligen-Lexikon: „Ihre Spuren gehen von Babylon bis Rom, wo sie bei St. Peter im Vatican unter dem Kreuzigungsaltar verehrt werden, und von da wieder nach Toulouse in Frankreich, wo im Jahre 1807 eine amtliche Besichtigung derselben stattgefunden hat.“ Die alte christliche Kunst gab oft den einzelnen Aposteln ein Spruchband in die Hand, auf dem je einer von den zwölf Artikeln des apostolischen Glaubensbekenntnisses geschrieben war; auf dem Spruchbande des heil. Simon stehen dann die Worte: „Gemeinschaft der Heiligen, Nachlaß der Sünden.“ — Der Festtag des hl. Simon, der 28. October, wird in den Volkssprichwörtern als der Winterbringer angesehen, so in dem plattdeutschen Sprichwort: „Sanct Simon Jüd — Bringt den Winter unter de Lüd.“ — Originell, wenn auch an mehreren Stellen zu gewagt und gekünstelt, ist die Deutung, welche Menzel (Symbolik, S. 77) von den Apostelntagen gibt, indem er in Betreff derselben schreibt: „Wie Christus, die geistige Sonne, im Wintersolstitio geboren wurde, so folgen ihm die Apostel, jeder einem Monate vorstehend, durch den Lauf des Jahres. Im Januar waltet Paulus (25. Januar), der das neue Licht des Glaubens zuerst den Heiden brachte; im Februar, dem Fischermonat, der Seelenfischer Petrus (22. Februar); im März Mathias (24. Februar), der eingeschobene Apostel, dem der eingeschobene Schalttag am letzten Februar entspricht; im April Philippus (1. Mai), der den Mohren taufte, was der Begrünung der vorher schwarzen Frühlingserde durch den Frühlingsregen entspricht (? Menzel verwechselt hier den Apostel mit dem Diakon gleichen Namens); im Mai Jacobus (1. Mai), der erste Bischof von Jerusalem, der die neue Ordnung der christlichen Gemeinde bezeichnet, entsprechend dem im Mai vollendeten neuen Naturleben; im Juni Barnabas (11. Juni) (? Barnabas wird nur im weiteren Sinne Apostel genannt und gehört nicht zum Collegium der hl. Zwölfboten), den das Volk in Lystra für den Jupiter hielt, indem es ihm Rinder und Kränze zum Opfer brachte, und der somit den vollendeten Sieg des Christenthums über das

Heidenthum bezeichnet, wie im Juni die Sonne den Höhepunkt ihrer Macht und Wirksamkeit erreicht hat; im Juli Jacobus der Aeltere (25. Juli), der älteste unter den Aposteln, der zugleich vorzugsweise Pilger ist und Martyrertod (?) und Grab im entlegensten Westen findet, entsprechend der Sonne, die im Juli ihren absteigenden Lauf in die Nacht des Winters beginnt; im August Bartholomäus (24. August), der lebendig geschunden, was dem Abmähen der Saaten von der Erde entspricht (?); im September Matthäus (21. September), welcher das Winkelmaß zum Attribut hat, entsprechend dem Himmelszeichen der Waage in der Tag- und Nachtgleiche; im October Simon (28. October), welcher zersägt wurde, bei welcher Marter sich nach seiner Legende der Tag verdunkelte, was dem Schlusse des Kirchenjahres in diesem Monate und der zunehmenden Finsterniß des Winters entspricht; im November Andreas (30. November), der nach der Legende am Kreuze von einem Lichtglanze umflossen war, der mit seinem Leben abnahm und verschwand, entsprechend dem Immerkürzerwerden der Novembertage; im Dezember endlich Thomas der Zweifler (21. Dezember), der nicht glauben will, bis er sieht, was auf die dunkelste Jahreszeit am Jahresschluß bezogen wird." — Auf dem Stadthause zu Padua sind die Apostel im Thierkreise so angebracht, daß in jedem Monate die Strahlen der aufgehenden Sonne wieder auf einen anderen fallen.

Die Färber, als deren Patron der hl. Simon genannt wurde, bildeten in Deutschland schon im 12. Jahrhundert eine eigene Zunft; im Wappen führten sie eine goldene Mange im halb rothen, halb blauen Felde. Die Rothgerber hatten im Wappen zwei silberne Schabeisen in rothem Felde.

Der hl. Stephanus. (26. Dezember.)

Patron der Maurer.

Als Patron der Maurer galt der erste christliche Martyrer, weil er auf seinen Bildern Steine in der Hand trägt, die an seinen Martertod erinnern; im Hessischen, z. B. in der Stadt

Fritzlar, verehrten ihn auch die Zimmerleute, weil sie mit den Maurern eine Zunft bildeten.

Das Fest des hl. Stephanus wird am Tage nach Christi Geburt gefeiert, denn er eröffnet den Kreis der christlichen Martyrer, er trug die erste Martyrerkrone und sein Name bedeutet im Griechischen „Krone". Auf seinem Grabstein fand man den syrischen Namen Cheliel, d. i. „Krone Gottes". Die Kirchenväter erklären die Thatsache, daß unmittelbar auf das hl. Weihnachtsfest die drei Heiligenfeste Stephanus, Johannes und das Fest der unschuldigen Kinder folgen, mit mystischen Gründen. Sie sehen in der unmittelbaren Aufeinanderfolge dieser vier Feste den sinnigen Ausdruck der christlichen Grundwahrheit, daß alle Heiligen nur in Christo gerechtfertigt und geheiligt werden. Alle Heiligen sind nämlich nach der Erklärung des hl. Bernhard entweder Martyrer dem Willen und dem Werke nach, oder nur im Willen, oder nur im Werke. Stephanus, Johannes und die unschuldigen Kinder sind die Vertreter dieser drei Klassen, ihre Feste somit Centralfeste, und der Anschluß derselben an das Geburtsfest Jesu Christi ist Sinnbild und Bekenntniß der genannten Wahrheit.

Als der erste der hl. Martyrer führt Stephanus auf Kirchenbildern, auf denen sie unter den himmlischen Heerschaaren abgebildet werden, ihre Reihen an. Er wird dargestellt als Diakon, die Palme und einen Stein in der Hand; sein Gewand ist oft auf alten Bildern mit Edelsteinen geschmückt. Die Symbolik dieses Gebrauches wird unten erklärt werden. In einer afrikanischen Kirche sah man den hl. Stephanus als Jünger des Herrn, das Kreuz tragend, abgebildet. In der St. Laurentiuskirche zu Rom trägt er ein Buch mit der Inschrift: „Meine Seele ist treu geblieben" (Ps. 62—9). Die zu seiner Ehre erbauten Kirchen und Altäre sind sehr zahlreich, besonders sind ihm seit alter Zeit viele Gottesäcker geweiht.

Am 3. August wird zu Ehren des hl. Stephanus ein anderes Fest gefeiert, das Andenken an die Auffindung seiner Reliquien. Dieselben wurden unter der Regierung des Kaisers Honorius in der Nähe von Jerusalem aufgefunden, später nach Constantinopel und dann nach Rom gebracht, wo sie an der Seite des hl. Laurentius

in demſelben Grabe beigeſetzt wurden. Der hl. Auguſtinus berichtet von vielen wunderbaren Gebetserhörungen, welche am Grabe des erſten chriſtlichen Martyrers geſchahen. Papſt Leo III. brachte bei ſeinem Beſuche in Weſtfalen Reliquien des hl. Martyrers nach Paderborn und weihte in der dortigen von Karl dem Großen begründeten Domkirche einen Altar zu Ehren desſelben. Das Bisthum Halberſtadt ſtellte der genannte Kaiſer unter den Schutz des hl. Stephanus; auch für das Kloſter Neu-Corvey wurde er zum erſten Patron erwählt. Er iſt ferner Patron von Lothringen, der Pfalz, Oſtfriesland, Metz, Mindelheim, Nymwegen, Breiſach, Regensburg, Speier und von zahlreichen franzöſiſchen Städten. Sein Bildniß kommt mehrfach vor auf alten Siegeln und Münzen; die Stadt Beſançon ließ ſchon im ſechſten Jahrhundert ſilberne Stephansgroſchen ſchlagen, welche mit einer Hand und mit dem Namen des Heiligen bezeichnet waren. Goldene Stephansgulden ließen Bayern und andere Staaten im 16. Jahrhundert ſchlagen.

Cosmus von Medici ſtiftete 1562 einen Orden zu Ehren des hl. Stephanus, ebenſo Maria Thereſia 1764; der erſtere wurde zur Bekämpfung der Seeräuber errichtet. Das an einem rothen Bande getragene Ordenszeichen iſt ein goldenes, dunkelroth emaillirtes Johanniter-Kreuz, das von einer ſchweren Krone (eine Anſpielung auf den Namen des Heiligen) überragt iſt, und an den Winkeln goldene Lilien zeigt. In alten Kalendern heißt der St. Stephanstag auch der große Pferdstag, und die Landleute opferten an ſeinem Tage ſo viele Kerzen, als ſie Pferde beſaßen. In England ließ man an dieſem Tage die Pferde zur Ader, was jedoch auf den Heiligen keinen Bezug hat, ſondern aus einer älteren heidniſchen Gewohnheit (mit Beziehung auf das in dieſe Zeit fallende „Solſtitium und die Roſſe des Sonnenwagens“) zu ſtammen ſcheint. Noch deutlicher iſt der heidniſche Urſprung zu erkennen bei dem in Schweden üblichen Stephansjagen und dem Trinken der Stephanskanne, bei welcher Gelegenheit althergebrachte Lieder zur Feier des heidniſchen Gottes Fro geſungen werden. Die Bekehrung Schwedens zum Chriſtenthum erfolgte in ſo ſpäter Zeit, daß ſich noch leichter Anklänge an heidniſche Sitten, wenn auch unter chriſtlichem Namen, daſelbſt im Volke erhielten. Dagegen

hat der Name Stephansstein, wie im Volke der Chalcedon wohl genannt wird, eine bestimmte Beziehung auf den hl. Erzmartyrer.

Der Chalcedon hat seinen Namen von der Landschaft Chalcedonien in Kleinasien, wo der Stein früher häufig gefunden wurde; er ist der Nebel- oder Milchstein, ein Halbedelstein aus dem Kieselgeschlechte, meist milchblau oder neblicht und halb durchsichtig. Eine Abänderung des Chalcedon ist der Chalcedonyx, benannt nach onyx, der Fingernagel, dessen Farbe er hat. Die Römer pflegten den Chalcedon mit Gravirungen zu versehen, und in den Kunstsammlungen findet man noch treffliche Arbeiten dieser Art. Hauptfundorte in Deutschland sind Oberstein im Birkenfeld'schen und Oppenau in Baden. Der Werth des Chalcedon ist jetzt sehr gesunken, da man gegenwärtig ihn beliebig zu färben und mit den zierlichsten Zeichnungen auszustatten versteht. Im weiteren Sinne bezeichnet der Chalcedon alle diejenigen Varietäten des Quarzes, welche von trüb durchscheinender Beschaffenheit, aber dabei von schöner, eigenthümlich sanfter Färbung sind. Je nachdem das Mineral mehrfarbig ist, erhält es verschiedene Namen, z. B. Regenbogen-Chalcedon, Wolken-Chalcedon, Punkt-Chalcedon. Letzterer zeigt blutrothe Flecke und heißt der St. Stephansstein; von ihm erzählt die Volkssage, daß das Blut des ersten Martyrers, des hl. Stephan, auf ihn niederrann und ihm die Färbung und den Namen gegeben habe. Der poetische Sinn der frommen Vorzeit konnte nicht leicht etwas Schönes in der Natur betrachten, ohne es auf Gott und seine Heiligen zu beziehen.

Es wurde schon erwähnt, daß auf Kirchenbildern das Gewand des hl. Stephanus häufig mit Edelsteinen geschmückt ist. In der alten Malerei finden sich mehrfach Edelsteine in reichem Maße als Verzierungen an den Gewändern der Martyrer angebracht. Helmsdörfer (Ikonographie, S. 46) meint, daß solch reicher Schmuck nur auf denjenigen Heiligenbildern vorkomme, die einen Blutzeugen darstellen. Man hat die reiche Bekleidung und Ausstattung der Martyrer nicht selten als einen Verstoß gegen die historische Wahrheit getadelt; man hat daran erinnert, daß diese Martyrer oft den untersten Ständen angehört haben, daß durch Purpurmantel, Edelsteine, Krone u. s. w. diese historischen Personen in

einer gewissen Unwahrheit dargestellt werden, und daß in diesen Darstellungsweisen der Grund zu suchen sei, weshalb in späteren, weniger beglaubigten Legenden ihnen oft fälschlich ein vornehmer Stand zugeschrieben werde. Es mag sein, daß man die reiche und prächtige Darstellung der Martyrer, wie die Vorzeit sie liebte, in einer religiös weniger gebildeten späteren Zeit nicht mehr verstanden hat und nicht mehr richtig erklären konnte. Es ist auch möglich, daß die prachtvolle Ausstattung der Gewänder zuweilen im Volke zu dem Irrthume von einer fürstlichen Abstammung der dargestellten Heiligen verleitet hat, und manches Sagenhafte in den späteren Legenden, das die Bollandisten verworfen haben, kann in einer solchen nicht recht verstandenen Darstellungsweise seinen Grund haben. Die fromme Vorzeit, welche diese Darstellung erfand, hat freilich mit derselben einen sinnigen und schönen Gedanken verbunden. Es ist nämlich eine Darstellung dieser Art stets sinnbildlich zu deuten: Krone und Purpurmantel zeigen auf den alten Bildern nicht ein irdisches Fürstenthum an, sondern die von den Heiligen erlangte Herrlichkeit im Himmel; die Edelsteine aber sollten das kostbare für Christus vergossene Blut der Martyrer anzeigen. Die Vorzeit liebte diese symbolische Darstellungsweise und war ihr sichtlich zugethan. Deshalb deuten auch die Edelsteine, die sich in Arm- und Schaftkreuzen befinden, auf die hl. Wundmale des Heilandes, und nicht ohne symbolischen Grund haben die alten Goldschmiede so gern den Karfunkel in den drei Ecken der Kreuze angebracht.

Die hl. Thecla. (23. Sept.)

Patronin der Sterbenden.

Die hl. Thecla wird von den hl. Vätern der Kirche hochgepriesen und von den Christen des Morgenlandes die erste Martyrerin genannt. Darum nennt auch die Kirche ihren Namen in den Gebeten, welche der Priester am Sterbebette der Christen verrichtet. Darin heißt es: „Befreie, o Herr, die Seele deines Dieners, sowie du Petrus und Paulus aus dem Kerker befreit hast. Und wie du die selige Jungfrau Thecla, deine Blutzeugin,

von den drei schrecklichen Martern bewahrt hast, so würdige dich, auch die Seele dieses deines Dieners zu befreien, und gib ihr Antheil an den himmlischen Freuden.“ Thecla wird in diesem Kirchengebete neben den beiden Apostelfürsten genannt, weil sie als die Schülerin derselben verehrt wird.

In Iconium in Lykaonien durch den Apostel Paulus zum Christenthume bekehrt, weihte sie, den hohen Werth der jungfräulichen Keuschheit erkennend, ihre Seele der reinen Liebe zum Heilande. Nach der wahrscheinlichen Meinung hat sie um das Jahr 45 den christlichen Glauben angenommen. Aus den Reden des Apostels erkannte sie den Vorzug und die Erhabenheit der Jungfräulichkeit und sie beschloß in einem noch zarten Alter, diesem Stande den Vorzug zu geben. Ein vornehmer Jüngling bewarb sich später um ihre Hand, und ihre Eltern und Verwandten suchten nach Kräften dessen Bewerbung zu unterstützen; aber Thecla, schon der Welt abgestorben, ließ sich in der Treue gegen ihr Gelübde nicht wankend machen. Um neuen Anfechtungen zu entgehen, flüchtete sie sich zu dem hl. Apostel Paulus und fand bei ihm Rath und Schutz. Der abgewiesene Bewerber erforschte ihren Aufenthalt und klagte sie aus Rache bei der heidnischen Obrigkeit als Christin an. Sie wurde verurtheilt, den wilden Thieren vorgeworfen zu werden; ruhig und Gott vertrauend stand sie unter den Löwen, die sich, als hätten sie ihre natürliche Wildheit vergessen, zu ihren Füßen niederlegten. Dann wurde die hl. Jungfrau auf einen Scheiterhaufen geführt, blieb jedoch von den Flammen unverletzt. Der hl. Gregor von Nazianz und andere Schriftsteller, welche dieses Wunder erwähnen, fügen noch bei, daß die Heilige aus mehreren anderen Gefahren errettet worden sei, welche ihr der Haß ihrer Verfolger bereitet hatte.

Man liest in dem alten Martyrologium, welches den Namen des hl. Hieronymus trägt, daß die wunderbare Rettung der Dienerin Gottes aus den verzehrenden Flammen zu Rom geschehen sei. Thecla begleitete den hl. Paulus auf mehreren seiner apostolischen Reisen, um sich durch die Lehre und das Beispiel des Weltapostels in der christlichen Vollkommenheit zu bilden. Chrysostomus, Gregor von Nazianz und Augustinus legen ihr den Titel

„Jungfrau und Martyrerin“ bei. Ihre erduldeten Leiden haben ihr mit Recht diese Ernennung verdient, obgleich Beda in seinem Martyrologium sagt, sie sei in Frieden gestorben. Diese Meinung ist die am meisten begründete; die Heilige brachte ihre letzten Lebensjahre in stiller Zurückgezogenheit zu. Nach dem Zeugnisse des Methodius war sie mit Anmuth und Beredsamkeit begabt und in der Weltweisheit und den Wissenschaften wohl unterrichtet. Nachdem sie die letzten Jahre ihres Lebens in Gebet und frommer Sammlung zugebracht hatte, gab sie in Isaurien ihre reine Seele in die Hand Gottes zurück, um von ihm die doppelte Krone der Jungfräulichkeit und des Martyriums zu empfangen.

Ihr Ruhm in der christlichen Welt war immer groß, und wie St. Stephanus als der erste Martyrer, so gilt sie als die Erzmartyrerin und wird nach dem Beispiele der Kirche namentlich in der Todesstunde um ihre Fürbitte angerufen. Es gab früher auch falsche acta Pauli et Theclae, die von einem Priester in Ephesus erdichtet waren und von Hieronymus widerlegt wurden.

Die Apostelschülerin trägt auf Kirchenbildern einen weiten braunen oder grauen Mantel und hat die Palme in der Hand; um sie her sind wilde Thiere. Auf ihrem Grabe zu Seleucia wurde unter den ersten christlichen Kaisern eine Kirche erbaut, die ihren Namen trug. Es wallten Pilger aus Nah und Fern dahin, und es geschahen daselbst viele Wunder, wie Gregor von Nazianz berichtet. Die hl. Thecla ist die Patronin von Tarragona; auch die berühmte Kathedralkirche von Mailand, der 1386 aus weißem Marmor erbaute Dom, ist unter dem Namen der hl. Thecla geweiht, weil darin ein Theil ihrer Reliquien aufbewahrt wird. Dieser Dom ist eines der schönsten Werke der christlichen Baukunst; der Plan desselben wurde von dem deutschen Baumeister Heinrich von Gemünden entworfen. Die Wände desselben sind von 4000 Statuen bedeckt; zahlreiche Thürme steigen von allen Seiten auf und tragen auf ihren Spitzen Heiligenbilder in Lebensgröße; reich verzierte Gallerien ziehen sich von einem Thurme zum andern, die in drei Reihen auf dem Dache hervorragen. Das Innere ruht auf 52 Säulen und wird von einem ehrfurchterregenden Helldunkel aus den schön bemalten Glasfenstern erleuchtet. Während der

Kölner Dom dem Plane nach 69 400 Quadratfuß einnimmt, bedeckt die Mailänder Domkirche einen Flächenraum von 111 508 Quadratfuß. Diese Kirche ist die würdige Grabstätte der ersten christlichen Martyrerin.

Der hl. Apostel Thomas. (21. Dezember.)

Patron der Architecten und Geometer.

Der hl. Thomas erlitt nach der Legende in Calamaria, einer Stadt Indiens, den Martertod; sein Festtag ist der kürzeste Tag des Jahres. Man hat die Wahl dieses Tages auf die Kleingläubigkeit des Apostels bezogen, dessen Zweifel die Wahrheit der Auferstehung um so mehr bestätigen sollte. Thomas, dem Herrn so nahe stehend, verharrte am längsten im Zweifel; die Feier seines Festes am kürzesten Tage deutet an, daß die Menschheit in tiefster Nacht befangen gewesen ist, bevor Christus ihr das Licht gebracht. In der Darstellung dieses Apostels durch die christliche Kunst spricht sich dieselbe Symbolik aus. Weil er nur seinen Sinnen trauen wollte, so trägt er das offene Buch und will, wie Kreuser sich ausdrückt, Schwarz auf Weiß sehen, während die übrigen Apostel das geschlossene Buch tragen. Auch das andere Attribut, das Winkelmaß, wird wohl auf den nüchtern abwägenden und zweifelnden Sinn des Apostels gedeutet. Doch kann dasselbe auch in folgender Weise erklärt werden: Thomas ist vorzugsweise der Bekehrer der entlegensten Heidenländer, des östlichen und westlichen Indiens. Die Legende läßt ihn unter allen Aposteln in die entlegensten Fernen wandern. Als die Portugiesen nach Indien kamen, fanden sie sogenannte Thomas-Christen, die von diesem Apostel bekehrt worden sein sollen, ohne seitdem mit anderen Christen in Verbindung zu kommen (Menzel, Symbolik II, 484). Schon Gregor von Nazianz meldet, daß Thomas wirklich nach Indien gekommen sei. Als geistiger Baumeister und wegen der genannten Abbildung ist Thomas auch Patron der Baumeister und Geometer: er trägt deshalb außer dem Winkelmaß einen regelmäßig behauenen Baustein auf seinen Bildern. Hat er eine Lanze in der Rechten, so ist diese das Zeichen seines Martyriums.

In Odessa gab es einst eine prachtvolle und berühmte Thomaskirche, in welche die Reliquien des hl. Thomas aus Indien übertragen wurden.

Die Volkssitten am Thomas-Tage, die Sitte des Schuhwerfens in Schwaben, um daraus die Zukunft zu deuten, die Feier der sog. Rittberger Hochzeit in Westfalen, die holländische Gewohnheit, denjenigen, der am Thomas-Tage am längsten im Bette liegt, mit dem Spottnamen Luilak (Faullenzer) zu begrüßen, hängen nicht mit dem kirchlichen Gedenktage zusammen; die Zeit, in welche der Gedächtnißtag des hl. Thomas fällt, der kürzeste Tag, hat Veranlassung zu diesen Gebräuchen gegeben. Der St. Thomas-Tag ist zwar astronomisch der kürzeste Tag, von dem es in Deutschland und den Niederlanden heißt: „Gefriert es am kürzesten Tage, so fällt das Korn im Preise; ist es gelindes Wetter, so steigt der Preis"; indessen nur die Venetianer haben, wie Reinsberg bemerkt, den St. Thomas-Tag im Sprichwort als den kürzesten Tag anerkannt, da nur sie zu sagen pflegen: „Von St. Thomas an kehrt der Tag um" (d. h. er wird wieder länger).

Der hl. Apostel Thomas ist der Patron von Portugal: die Portugiesen benannten nach ihm mehrfach ihre Stationen in den Kolonien. Nach dem hl. Thomas wurden von den christlichen Missionaren Amerika's mehrere Orte benannt, weil dieser hl. Apostel nach der angegebenen Legende in den entlegensten Welttheilen das Evangelium verkündigte; z. B. San Tome in Süd-Amerika, Thomastown, die St. Thomas-Insel in den dänischen Antillen. Ueberhaupt sind fast alle Apostel- und Evangelisten-Namen zur Bezeichnung von Städten und Inseln, namentlich in Amerika ausgewählt worden, wie die Apostelinseln im Obernsee, Nord-Amerika, St. Peters, Fluß in Nord-Amerika, San Pedro in Brasilien, St. Pierre, Insel bei Neufundland, San Pablo in Süd-Amerika, der St. Johnsfluß in Nord-Amerika, die St. Lukas-Inseln in Mittel-Amerika, Marcos in Brasilien u. a. m.

Der hl. Thomas von Aquin. (7. März.)

Schutzheiliger der ſtudirenden Jugend und der kath. Wiſſenſchaft, Patron der Bleiſtiftmacher.

Der hl. Thomas iſt von der Kirche zum Schutzheiligen der ſtudirenden Jugend und der katholiſchen Wiſſenſchaft erwählt worden; in Oeſterreich und Süddeutſchland gilt er auch, wie Dompropſt Zenotty von St. Pölten mittheilt, als Patron der Bleiſtiftmacher; das Patronat iſt wohl aus der bildlichen Darſtellung des Heiligen zu erklären.

Der hl. Thomas von Aquin wurde geboren im Jahre 1226 und ſtammte aus einer vornehmen Familie; ſein Großvater war mit der Schweſter des deutſchen Kaiſers Friedrich Barbaroſſa vermählt. In früher Jugend wurde der hl. Thomas von den Ordensgeiſtlichen in Monte Caſſino unterrichtet; darauf beſuchte er die vom Kaiſer Friedrich II. geſtiftete Hochſchule zu Neapel. Inmitten der zahlreichen Gefahren und Verſuchungen bewahrte er ſeine Unſchuld und Tugend; ſeine hohen Geiſtesanlagen und ſeine raſchen Fortſchritte in den Wiſſenſchaften erregten allgemein Bewunderung. Siebzehn Jahre alt, trat er zu Neapel in den damals aufblühenden Orden der Dominikaner. Doch nur nach harten Prüfungen ſollte er ſich dem gewählten Berufe frei und ungehindert widmen dürfen.

Seine Angehörigen boten Alles auf, um ihn davon abwendig zu machen; aber weder Schmeicheleien, noch Drohung, noch auch die Leiden einer langen Gefangenſchaft konnten ihn in ſeinem Entſchluſſe wankend machen. Als der hl. Thomas durch ſeine Standhaftigkeit geſiegt und ſeine Freiheit wiedererlangt hatte, wurde er von dem Dominikaner-General Johann dem Deutſchen nach Köln geſchickt, wo der berühmte Albertus Magnus ſein Lehrer wurde. Der Heilige, dem nichts ferner lag als Ruhmſucht, ſuchte aus Demuth ſeine Wiſſenſchaft vor ſeinen Mitſchülern zu verbergen, weshalb ihn dieſe ſpottweiſe einen ſtummen Ochſen nannten. Albertus Magnus aber durchſchaute die großen Geiſtesanlagen des Jünglings und ſprach die prophetiſchen Worte, die in der Folge ſich ſo glänzend erfüllten: „Ihr nennt Thomas einen ſtummen

Ochsen; aber seine Gelehrsamkeit wird einstens brüllen, daß man sie auf der ganzen Welt hören wird."

Im Jahre 1248 wurde der hl. Thomas zum Lehrer in Köln ernannt; von nah und fern eilte die wißbegierige Jugend zu seinem Lehrstuhle. Köln, Paris, Rom und einige andere Städte Italiens wurden fortan die vorzüglichsten Schauplätze seiner Wirksamkeit. Was er lehrte, war so einfach, klar und faßlich, und doch so ungewöhnlich und erhaben, daß man seine Lehren göttlicher Eingebung zuschrieb. Was der hl. Augustinus unter den Vätern ist, das ist der hl. Thomas unter den Vertretern der classischen Scholastik geworden. Zu seinem Lobe sagt der Cardinal Bessarion: „Thomas ist unter den Heiligen der Gelehrteste und unter den Gelehrten der Heiligste." Besonders ist er ausgezeichnet durch Kenntniß der hl. Schrift und der Tradition, Tiefe, Reichthum und Klarheit der Ideen, Vollendung der Methode und des Ausdrucks, sowie durch die Vielseitigkeit und den Umfang der theologischen Schriften. Er war ein umfassender Geist, und was er für die hl. Wissenschaft geschaffen hat, das ist für die kommenden Jahrhunderte eine sichere Grundlage und ein leuchtendes Vorbild geworden. Mehrere Schriften von bleibendem Werthe, die noch neuerdings Papst Leo XIII. besonders empfohlen hat, sind von ihm der Nachwelt hinterlassen; sein Hauptwerk ist die berühmte Summa Theologica.

Thomas war ein vorzüglicher Verehrer der seligsten Jungfrau. Außer seinen Arbeiten für die theologische Wissenschaft war er auch sehr eifrig im Predigtamte, in der Verwaltung der hl. Sacramente und in allen seelsorglichen Geschäften. Auch als christlicher Dichter hat er sich ausgezeichnet; mehrere von ihm verfaßte Hymnen zu Ehren des hl. Altarssacramentes sind in den liturgischen Gebrauch der Kirche übergegangen, z. B. das Adoro te und das Pange lingua. Der Heilige pflegte zu sagen, er habe weniger in den Büchern gelernt, als zu den Füßen des Gekreuzigten und an den Stufen der Altäre. Der große Ruhm, den er in der christlichen Welt erlangte, trübte seine Demuth nicht. Er blieb in seinem Leben dem Worte getreu, womit er seine Ordensbrüder einst ermahnte: „Einem Ordensmanne nützt es, immer den Gehorsam und die Demuth zu üben." Seine heilige Gesinnung gab ihm

das schöne Gebet ein, welches er beim Empfange der hl. Wegzehrung sterbend an seinen Heiland richtete: „Ich glaube fest, daß du, mein Jesus, als wahrer Gott und wahrer Mensch in diesem hochheiligen Sacramente zugegen bist. Ich bete dich an, o mein Gott und Erlöser, ich empfange dich, dich, den Preis meiner Erlösung und die Wegzehrung meiner Pilgerreise! Dich, dem zu Liebe ich studirt, gearbeitet, gepredigt und gelehrt habe. Ich glaube, nichts gewagt zu haben, das deinem göttlichen Worte zuwider wäre; aber, wenn mir dieses aus Unwissenheit widerfahren ist, so widerrufe ich es öffentlich und ich unterwerfe alle meine Schriften dem Urtheile der hl. römischen Kirche.“ Der hl. Thomas wurde mit dem Namen doctor angelicus „englischer Lehrer“ ausgezeichnet, im Jahre 1323 vom Papste Johann XXII. unter die Zahl der Heiligen und von Pius V. unter die Kirchenlehrer erhoben. In der Bulle, welche seine Heiligsprechung verkündete, heißt es von ihm: „Er hat die Kirche mehr als andere Lehrer verherrlicht.“ Sein Leib wurde Anfangs in der Ordenskirche zu Toulouse in Frankreich beigesetzt und später nach St. Saturnin übertragen.

In der Zeit, als der fromme und demüthige Thomas seine unsterblichen Werke schuf, wurden auch die hohen Dome erbaut. Die eitle Wissenschaft der Neuzeit, wenn sie die demüthigen, frommen und großen Werke der Vorzeit betrachtet, hat wohl Grund, mit den Worten des Dichters zu bekennen: „Die hoch geschaut und hoch gebaut, die liegen in den Särgen; auf ihren Gräbern wandern wir, wie ein Geschlecht von Zwergen.“

Auf den Kirchenbildern hat der hl. Thomas als Attribute einen Stern, der über seinem Haupte schwebt, eine Sonne auf der Brust, oder eine Taube, die sich auf seiner Schulter niederläßt. Diese Sinnbilder zeigen seine gotterleuchtete Wissenschaft an. Zuweilen hat der Heilige einen Kelch in der Hand, worüber die hl. Hostie schwebt; das soll seine Andacht zum hl. Altarssacramente verkünden. Seine Glorification d. i. die Darstellung seiner Belohnung im Himmel, ist gemalt von Vasari und Carpazzio; das zuletzt genannte Meisterwerk, aus dem Jahre 1507 stammend, befindet sich in dem Museum zu Stuttgart.

Der hl. Papſt Urban. (25. Mai.)

Patron der Winzer und Baumgärtner.

Sowohl der hl. Biſchof Urban von Langres als auch der Papſt Urban I. gelten als Patrone der Weinbauern; beide tragen deshalb auf ihren Bildern als Symbol die Weintraube. St. Urban von Langres hat ſeinen Gedenktag am 23. Januar. Er war der von Klerus und Volk einmüthig erwählte Nachfolger des Biſchofs Honoratus und entwickelte großen Seeleneifer; namentlich zeichnete er ſich aus durch ſeine Thätigkeit für die Erbauung neuer Kirchen. In Dijon ſoll er die erſte Kirche erbaut haben; hier befindet ſich auch ſein Grab. — Der hl. Papſt Urban I. folgte im Jahre 223 dem hl. Calixtus auf dem Stuhle des Apoſtelfürſten. In den Acten der hl. Cäcilia wird gemeldet, Papſt Urban habe den Martyrern Muth eingeſprochen und eine große Menge Heiden zum Glauben bekehrt. Er ſelbſt litt für den chriſtlichen Glauben und wurde im Jahre 230 im Coemeterium des Prätextatus ehrenvoll beigeſetzt. Sein Gedenktag iſt ſeit alten Zeiten der 25. Mai.

Fragen wir nun, wer urſprünglich als Winzerpatron verehrt wurde, dieſer Papſt oder der Biſchof Urban von Langres? Bei den meiſten Autoren z. B. bei Menzel in ſeiner Symbolik und bei Stadler, der im Heiligen-Lexicon dem erſteren folgt, wird dem Papſte dieſes Patronat abgeſtritten und einfach behauptet, derſelbe werde wohl mit dem Biſchofe Urban von Langres verwechſelt und trage irriger Weiſe die Weintraube als Symbol.

Für die Auswahl der Heiligen-Patronate iſt mehrfach das altdeutſche Recht beſtimmend geweſen; man braucht nur das in Menzel's Symbolik unter „St. Margaretha“ und „St. Urban“ Geſagte nachzuleſen, um zu erkennen, wie leicht auch ein ſo tüchtiger Forſcher in die Irre geht, wenn er nicht auf den Zuſammenhang der Heiligen-Patronate mit den Rechtsgewohnheiten des Volkes achtet, ſondern die Patronate in einer künſtlichen ſymboliſchen Betrachtungsweiſe deuten will. Einen Grund dafür, weshalb Urban von Langres als Patron der Weinberge und Baumgärten angeſehen werde, kann Menzel, der ſonſt am eingehendſten über

diesen Gegenstand handelt, nicht angeben. Zwar schreibt er a. a. O.: „Patron des Weinbaues ist der hl. Urban, Bischof von Langres, im 5. Jahrhundert, der sich einst während einer Christenverfolgung in Weinbergen versteckte, seitdem aber Hüter der Weinberge wurde, dieselben vor Hagel beschützte, desgleichen den Wein im Keller vor Schaden bewahrte. An seinem Tage (25. Mai) beobachtet man sorgfältig das Wetter. Ist es hell, so wird der nächste Wein gut." Dieses Urtheil enthält einen doppelten Fehler. Der 25. Mai ist allerdings der Merktag der Winzer, von dem es im Sprichwort heißt: „Hat Urbanstag Sonnenschein, verspricht er viel und guten Wein"; aber der 25. Mai ist und war stets der Gedenktag des Papstes Urban. Die Bollandisten haben gezeigt, daß jene Erzählung über Urban von Langres, dessen Legende überhaupt unklar ist, nicht nachgewiesen werden kann. Es ist zwar einzuräumen, daß in manchen Gegenden, namentlich in solchen, welche in ihrer Kultur von Gallien abhängig waren, der Bischof Urban als Winzerpatron erwählt wurde; aber es ist falsch zu sagen, daß der Papst Urban nicht als Winzerpatron vorkommt; denn schon der Umstand, daß sein Gedenktag, der 25. Mai, seit alter Zeit als Winzertag gilt, widerlegt die Behauptung Menzel's.

Ueber den Anlaß, weshalb der hl. Papst Urban von den Weinbauern als Schutzheiliger erwählt wurde, gibt das Recht des Mittelalters befriedigenden Aufschluß. Das deutsche Recht des Mittelalters ist im Sachsenspiegel enthalten, der aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts stammt. Weil dieses Rechtsbuch das damals geltende Gewohnheitsrecht mittheilt, so haben wir in demselben Rechtsnormen, die vielfach schon seit dem Beginne des Mittelalters in Uebung waren. Im Artikel 58 des 2. Buches heißt es von dem Rechte an den verfallenen Pacht- und Lehnsnutzungen: In sente urbanus dage sin wingarden unde bomgarden tegeden (Zehnten) verdenet. Es war ein Grundsatz des deutschen Rechts, daß zunächst und ohne weitere Rücksicht auf die Eigenthumsrechte des bewirthschafteten Gutes der Wirthschafter auch das Recht habe auf die durch seine Thätigkeit erzielten Früchte. Wer den Acker bestellt in regelrechter Weise, wird, wenn die Egge über die gesäete Frucht gegangen ist, d. h. nach Vollendung der gesammten Feld-

arbeit, ohne weiteres, er mag Eigenthümer des Ackers sein oder nicht, Herr der keimenden Frucht.

Die Leute schneiden und mähen
Mit Recht, die den Acker säen.

Weil die Pflege der Baum- und Weingärten den Wirthschafter nicht das ganze Jahr hindurch in Anspruch nahm, so war bestimmt, daß mit dem St. Urbanus-Tage (25. Mai) als der Zeit, da die Weingärten und Baumpflanzungen aus der Pflege des Gärtners traten und ihrer eigenen Entwickelung überlassen wurden, der Ertrag derselben verdient sein solle; daher auch der Spruch: „Du heißest Urban, bist weder gerathen, aber auch nicht verdorben." Mit dem St. Urbanustage erlangte der Winzer das Recht auf den künftigen, wenn auch an diesem Tage noch ganz unsicheren, Ertrag des Weinberges. Da somit schon im 13. Jahrhundert der St. Urbanustag für die Winzer eine so große rechtliche Bedeutung hatte und als ein wichtiger Stich- und Merktag der Winzer und Baumgärtner galt, so lag es nahe, daß auf Grund dieser alten deutschen Rechtsgewohnheit für den Heiligen dieses Tages das Patronat der Weinberge und der Baumgärten sich ausbildete. Daß mit dem St. Urbanstage des Sachsenspiegels nicht der 23. Januar, der Gedenktag des hl. Urban von Langres, gemeint ist, leuchtet ein; denn an diesem Termine sind die Arbeiten des Winzers noch nicht beendet, nehmen vielmehr erst ihren Anfang. Nach dem liber pontificalis befahl der hl. Papst Urban, daß alle zur Feier des heiligen Meßopfers bestimmten Gefäße von Silber oder Gold sein sollten; er hat deshalb auf seinen Bildern als Attribut auch den Kelch. Möglicher Weise hat auch diese Darstellung das genannte Patronat begünstigt. Der St. Urbanstag wird in den Sprichwörtern der Winzer noch jetzt vielfach genannt, und wenn dieselben für diese Zeit sonniges Wetter wünschen, so geschieht das nicht ganz mit Unrecht, weil Regen um diese Zeit den Wein in seiner Blüthe stört; daher auch das Sprichwort: „Pankraz und Urban ohne Regen — Folgt ein großer Weinsegen" oder auch: „St. Urban hell und rein — Segnet die Fässer ein."

Eigenthümlich ist, daß die Kirchen oder Standbilder des hl. Urban häufig einsam stehen. Ehedem war, wie die Kultur-

geſchichte nachweiſt, der Weinbau in unſerem Vaterlande weit verbreitet, auch in den nördlichen Provinzen. In den Weinbergsanlagen erbaute man oft Kapellen zu Ehren des hl. Urban. In ſpäteren Jahrhunderten wurden dann dieſe Anlagen wieder in Ackerland verwandelt, und noch heute deuten ihre Namen und Denkmäler auf den ehemaligen »Wingarten« und die weite Verbreitung des Weinbaues in der Vorzeit.

Die hl. Veronika. (4. Februar.)

Patronin der Leinwandhändler.

Die hl. Veronika, die das Tuch mit dem Antlitze des Herrn trägt, wurde, wie Cahier bezeugt, von den Leinwandhändlern als Patronin verehrt.

Veronika, eine fromme Frau, ſo meldet die Legende, reichte Chriſtus dem Herrn mitleidig ihr Schweißtuch dar, als er auf ſeinem Leidenswege, von Blut und Schweiß überronnen, an ihrem Hauſe vorüberging, und in dem Schweißtuche erſchien dann im Abdruck das Antlitz des Heilandes. Verſchiedene Schriftſteller berichten, jenes Tuch ſei der Hauptſchleier Veronika's geweſen. Das Tuch kam mit Titus nach Rom; nach einer anderen Nachricht brachte Veronika ſelbſt es nach Rom und heilte damit den kranken Tiberius. Es wird jetzt in St. Peter aufbewahrt und jährlich einmal dem Volke gezeigt.

Man hat den Namen der Heiligen durch vera ikon (das wahre Bild) erklären wollen. (W. Grimm, Chriſtusbilder S. 5); das widerlegt mit guten Gründen Kreuſer (Bildnerbuch S. 367). Die griechiſche Sprache hat kein lateiniſches V und ſetzte dafür B. Der Name heißt alſo Beronika, verkürzt Bernika und wird im Alterthum bei vornehmen Frauen gefunden. Bernika hieß eine bei den Sternkundigen berühmte Königin von Aegypten, denſelben Namen führten nach Flavius Joſephus mehrere Frauen aus dem königlichen Geſchlechte des Herodes. Nach dem Evangelium nahmen auch vornehme Frauen mitleidig Antheil an dem Leiden des Herrn, eine Martha und Magdalena, welche die theueren Spezereien einkauften, eine Procula, (ſo hieß nach der Legende die Frau des

Pilatus) und andere. Eine Veronika ist also unter den vornehmen Frauen, die an den Heiland glaubten, ebenso wahrscheinlich, als eine Saphira in der Apostelgeschichte gewiß. Die hl. Veronika ist von den ersten christlichen Zeiten an als geschichtliche Person angesehen worden; sie war nach der Ueberlieferung jene Frau, die am Blutflusse litt, vom Heilande geheilt wurde und dann aus Dankbarkeit dem Herrn ein Erzbild aufstellen ließ. Kreuser führt noch zwei Zeugnisse hierfür an: „Nicephorus, der berühmte Patriarch, gewiß Bilderkenner, die er zur Zeit der Bilderstürmerei vertheidigte, sagt: Bernike sei Fürstin von ausgezeichneter Stellung gewesen, habe in Ehren gestanden als Beherrscherin der gewaltigen Stadt der Edessener und sie sei dieselbe gewesen, die geheilt wurde durch Berührung des Saumes des Kleides des Heilandes. Und bis zur Zeit des Nicephorus war dieses Wunder noch in ganz Mesopotamien berühmt, denn die Dankbarkeit errichtete das Bildniß und erhielt das Gedächtniß der Heilung und der Fürstin im lebendigsten Andenken. Dexter der Zeitbüchler, Freund des hl. Hieronymus, einige Jahrhunderte früher, führt dieselbe Sage an und schreibt als Lateiner Verenice."

Veronika wird öfter abgebildet in freier Stellung und hat regelmäßig als Abzeichen das Schweißtuch mit weißem Grunde und dem abgedrückten Bilde des Antlitzes Christi, das sie mit beiden Händen an den oberen Zipfeln vor sich hält. Berühmt ist die Darstellung von dem Kölner Meister Wilhelm, ehemals in der Boisserée'schen Sammlung, jetzt in München. Bekanntlich wird auch in der 6. Kreuzwegsstation diese Scene zur Anschauung gebracht. In der 5. und 6. Station wird somit der Segen der Verehrung des Leidens Christi gelehrt. Simon, der dem Herrn das Kreuz nachtrug, gehörte den armen Ständen an; der Kreuzweg ist ihm zum Heilsweg geworden, da nach der Ueberlieferung seine Söhne angesehene Mitglieder der christlichen Gemeinde waren. Veronika, eine vornehme Frau, wurde für ihr Mitleid wunderbar begnadigt. Arm und Reich nehmen aus der Verehrung und Andacht zum Leiden des Herrn, das lehren diese beiden Stationen, — Segen und Gewinn.

Der hl. Vitus. (15. Juni.)

Patron der Kupferschmiede, der Jugend, gegen Veitstanz u. s. w.

Der hl. Vitus, wahrscheinlich aus Mazara in Sicilien stammend, wurde unter Diocletian in einem Kessel voll siedenden Peches gemartert. Er hat deshalb oft auf Kirchenbildern einen Kessel neben sich, und wurde deshalb von den Kupferschmieden als Patron verehrt. Da er, noch im jugendlichen Alter stehend, im Martyrium vollendet wurde, so gilt er auch als der Schutzheilige der Jugend. Vitus war nach der Legende bei seinem Tode erst 12 Jahre alt; während seiner Marter entstand ein furchtbares Erdbeben, welches viele Götzentempel zerstörte. Graf von Pozzi hat das Martyrium des hl. Vitus in folgendem Gedichte besungen:

„Nicht um Perlen, nicht um Gold — Nicht um Reichthum aller Welt
Geb' ich meinen Christensinn — Meines Heilands Glauben hin."

Also sprach St. Vitus fest, — War ein Knabe schwach und klein,
Als der Heiden-Kaiser droht — Ihm mit Flammen Martertod.

„Jesu lästern kann ich nicht — Aber sterben wohl für ihn;
Nehmt mein Leben, nehmt mein Blut — Stürzt mich in die Flammengluth."

Und der Kaiser hört's ergrimmt — Schwingt das Scepter zum Befehl.
Henkersknechte sind bemüht — daß das Oel im Kessel glüht.

Vitus aber klaget nicht — In die heiße Gluth getaucht,
In den Himmel sieht er auf — Endend seiner Qualen Lauf.

Engel winken ihm herab — Aus des Himmels lichten Höh'n,
Zeigen ihm den Sternenkranz — Und des Himmels Strahlenglanz.

Und so sei des Knaben Tod — Uns ein hocherbaulich Bild,
Daß wir ohne Furcht und Scheu — Unserm Heiland bleiben treu. —

Der hl. Vitus wird schon bei Beda, Usuardus und anderen alten Schriftstellern erwähnt. Einige Mythologen, die gern die Legenden von Heiligen aus den Religionssagen der germanischen und slavischen Heidenwelt ableiten, haben die Behauptung aufgestellt, daß Sanct Veit aus Swantowit (einem Gotte der heidnischen Slaven) entstanden sei. Diese Meinung hat gar keinen Halt und wird von Helmsdörfer in folgender Weise widerlegt: „Ein solcher

Vorgang ist nirgends im Christenthume nachzuweisen. Wo sich heidnische Elemente in den christlichen Legenden finden, sind diese in einer ganz eigenthümlichen Verarbeitung. Es geschieht allerdings, daß in den Volkslegenden den historischen Personen, und selbst denen einer späteren Zeit, einzelne Züge aus einem untergegangenen Cultus beigelegt werden. Das Volk war gewöhnt worden, in dem Diöcesan-Heiligen das wahre Abbild der Idee zu verehren, von welcher der alte heidnische Gott nur das Afterbild, die teuflische Truggestalt sei; niemals aber hat die Kirche den alten heidnischen Gott herübergenommen und zu einem Heiligen umgeprägt. Swantowit, an den sich vornehmlich diese schlaue Erklärung einer christlichen Legende angelehnt hat, ist gerade ein recht instructiver Beleg. Wenn es so wäre, wie sie sagen, wie ist es denkbar, daß der wilde Nachtgeist mit 4 Häuptern, der während der Nacht, wo er gegen die Feinde seines Cultus auszieht und bis zum Tagesanbruch sein Pferd schweißtriefend reitet, ein fast grauenhaftes Gespenst, ein Kriegsgott, dem Rosse geopfert wurden, wie soll sich dieser in das Kind Vitus verwandelt haben? Die Legende erzählt, daß St. Veit, vornehmer Leute Kind in Sicilien, schon in früher Jugend getauft worden und durch keine Drohung des Vaters und des Richters zur Rückkehr in's Heidenthum zu bewegen war. So wurde die Flucht nöthig; ein Engel steuerte das Schiff über das Meer. Unter Diocletian sei er dann gemartert worden. Welcher Zusammenhang ist hier mit dem Gotte Swantowit? Der hl. Wenzeslaus, König von Böhmen, hat der Metropolitankirche zu Prag einen Arm des hl. Vitus als hl. Reliquie zu verschaffen gewußt. Etwas anderes ist es nun, wenn vom böhmischen Landvolke noch bis zum 18. Jahrhundert dem hl. Vitus ein Hahn dargebracht wurde. Sei es auch, daß in alten Zeiten dem Swantowit ein solches Opfer dargebracht worden; in der christlichen Gemeinde drückte sich darin das Dankgefühl für die Erlösung von einem Nachtgespenste aus, das bis zum Hahnenschrei ehedem die heidnischen Voreltern geängstigt hatte. Schließlich noch die Bemerkung, daß sich nirgendswo slavische Spuren in den christlichen Legenden entdecken lassen. Die dürftige Aehnlichkeit zwischen Swantowit und Sanct Vit hat Alles verschuldet."

Die Reliquien des hl. Vitus kamen im Jahre 775 in das Kloſter St. Denis bei Paris, im Jahre 836 in das neu gegründete Kloſter Corvey an der Weſer. Der deutſche Kaiſer Heinrich I. ſchenkte einen Arm des Heiligen dem hl. Wenzeslaus und bald erhob ſich der herrliche Veitsdom auf dem Hradſchin in Prag über der Reliquie. Andere größere Reliquien befinden ſich in Gladbach und in der ehemaligen Karthauſe zu Köln. Mönche aus dem Kloſter Corvey bekehrten Rügen und verbreiteten dort die Verehrung des hl. Vitus.

Außer dem hl. Petrus hat auch der hl. Nothhelfer Vitus den Hahn als Abzeichen auf ſeinen Bildern. Die Deutung dieſes Attributes iſt ſchwierig und wird in folgender Weiſe verſucht: Die alten Pommern verehrten den Hahn, und dieſen Umſtand benutzte ihr Apoſtel, der hl. Otto von Bamberg, indem er auf dem ſilbernen Arme, der die Reliquien des hl. Vitus enthielt und den er mit nach Pommern und Rügen nahm, das Bild eines Hahnes anbringen ließ. Als dann das Land chriſtlich geworden war, behielt man das Attribut des Hahnes auf den Bildern des hl. Vitus bei, um die Dankbarkeit der Neubekehrten für die Erlöſung vom heidniſchen Götzendienſte auszudrücken. Der Hahn zu den Füßen des hl. Vitus auf Kirchenbildern iſt alſo wohl ein Sinnbild des Sieges der chriſtlichen Wahrheit über den heidniſchen Aberglauben, der in Pommern durch die Anbetung des Hahns zum Ausdruck kam. Die prächtigſte St. Veitskirche iſt, wie erwähnt, der Dom zu Prag, und in einem Fenſter desſelben iſt auch der Heilige zu ſehen; auch auf einem Gemälde im Münſter zu Bonn hat St. Veit das Attribut des Hahns.

Die Abbildung des hl. Vitus iſt immer jugendlich, oft dem Kindesalter nahe. Wegen der Art ſeiner Marter hat er auch wohl als Attribut ein kleines Gefäß mit Flammen, die hin und wieder für Blumen angeſehen ſind. Die Blume kann aber auch abſichtlich gewählt ſein als Sinnbild ſeiner Unſchuld und Herzensreinheit, auch trägt er wohl eine Palme in der Hand, oder ein Buch, auf dem der Hahn ſitzt, und iſt zuweilen geſchmückt mit Hermelin und Fürſtenkrone, um ſeine vornehme Abkunft oder auch eine durch Leiden gewonnene Himmelsherrlichkeit anzuzeigen. Am

ausführlichsten ist seine Legende dargestellt in den naiven Wandgemälden der St. Veitskirche in Mühlhausen am Neckar (vom Jahre 1380) und in den Bildern des Hauptaltars daselbst aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, ebenso von Wohlgemuth auf einem Bilde in der Burg zu Nürnberg, wie er mit seinen Pflegeeltern Modestus und Crescentia im Feuer gemartert wird, und auf einem anderen in der Moritzkapelle daselbst, wie er geschlagen und an den Händen aufgehängt wird.

St. Vitus ist der Patron von Sicilien (in Italien heißt er Guido), Sachsen, Pommern, Böhmen, Höxter, Corvey. Weil er den Hahn, den ersten Zeitverkünder, als Attribut hat, so wird er angerufen gegen langes Schlafen, und es heißt in den Kindersprüchen: „Heiliger Veit, weck' mich zur rechten Zeit." Auch gegen die fallende Sucht, welche im 14. und 15. Jahrhundert epidemisch auftrat, wurde der hl. Vitus angerufen, vielleicht deshalb, weil er nach einer freilich jüngeren Legende den Sohn des Kaisers, der an schmerzhaften Krämpfen litt, geheilt hat. Deshalb wird diese Krankheit nach ihm »chorea sancti Viti«, Veitstanz, genannt. Kreuser dagegen meint: „Daß St. Veit auch die nach ihm benannte Krankheit des Veitstanzes heilt, wird wohl sinnbildlich auf die Tollwuth des Heidenthums zu schließen sein."

Wie unsere Sprache an das genannte Patronat des hl. Vitus durch den Namen „Veitstanz" erinnert, so hat auch die christliche Kunst das Attribut des hl. Vitus, den Hahn, ausgewählt, um eine Nervenkrankheit speziell als die »chorea sancti Viti« zu bezeichnen. So hat der hl. Valentin auf Kirchenbildern zu seinen Füßen einen kranken, verkrüppelten Knaben, den er nach dem Berichte seiner Legende geheilt hat. Auf alten Bildern, z. B. in der Kirche zu Kiderich im Rheingau ist ihm dann noch das Attribut des Hahnes beigefügt, um die Krankheit des Knaben als „Veitstanz" zu bezeichnen. Es sei übrigens daran erinnert, daß in der vorchristlichen Zeit der Gott der Heilkunde Aesculap eine Schlange (Sinnbild des Giftes und des Heilmittels) und einen Hahn (Sinnbild der Wachsamkeit und der Diagnose) als Abzeichen hatte. Es konnte somit das Zeichen des Hahnes auch noch in der christlichen Zeit als Symbol der Heilkunde angesehen werden, und das Attribut

des Hahns auf den Bildern dieſer den erſten chriſtlichen Jahrhunderten angehörenden Martyrer Vitus und Valentinus, welche als Schutzpatrone gegen die im Volke „arme Krankheit“ genannte Epilepſie angerufen werden, kann auch durch dieſen Hinweis erklärt werden. Vom hl. Vitus ſagt Conrad Dangkrotzheim in ſeinem „Namenbuch“:

„Der heilige Herr Sanct Vit
An dem viel Troſtes und Hoffens iſt.“

Im Elſaß graſſirte zu den Lebzeiten Dangkrotzheim's epidemiſch die fallende Sucht, gegen welche Vitus als Patron verehrt wurde.

Dr. Lang nennt in ſeinem Büchlein „die Handwerkerpatrone“ auch den hl. Martyrer Eulogius († 859) als Patron der Kupferſchmiede und ſchreibt zur Erklärung dieſes Patronates: „Der hl. Eulogius wird als Biſchof dargeſtellt mit einem Schwerte in der Hand oder einer Lanze, und weil die Lanze, eines der Marterwerkzeuge, mit denen er vor ſeinem Tode gepeinigt wurde, von Kupfer geweſen ſein ſoll, ſo wird er von den Kupferſchmieden als ihr Patron verehrt.“ Die Kupferſchmiede führten im Wappen einen Reichsadler oder ein von zwei Greifen gehaltenes Gefäß in blauem Felde.

Die hl. Walburga. (1. Mai.)

Patronin der Landleute.

In Süddeutſchland wird von den Landleuten die hl. Walburga als Schutzheilige verehrt; Weber ſagt in ſeinem Büchlein „die Nothhelfer“, S. 42, daß der St. Walburgis-Tag für die bäuerlichen Rechtsverhältniſſe in Süddeutſchland eine ähnliche Bedeutung hatte, wie der St. Margarethen-Tag für Norddeutſchland. Es kann das erwähnte Patronat freilich auch aus der bildlichen Darſtellung dieſer Heiligen, welche auf Kirchenbildern drei Aehren als Attribut hat, erklärt werden.

St. Walburga, Tochter des Königs Richard von England und Schweſter der hl. Glaubensboten Willibald und Wunibald, wurde im Kloſter erzogen und führte ein engelreines Leben. Als

die Brüder, denen der hl. Bonifatius verwandt war, um des Evangeliums willen nach Deutschland zogen, kamen auf den Ruf des Apostels der Deutschen auch fromme Jungfrauen über das Meer nach Mainz, unter ihnen Lioba und Walburga. Dies war um das Jahr 750; zwei Jahre lebte die hl. Walburga dann mit anderen Ordensfrauen im Kloster Bischofsheim an der Tauber. Unterdessen hatten ihre Brüder im Württembergischen den christlichen Glauben verkündet und zu Heidenheim ein Kloster erbaut, dem die hl. Walburga vorgesetzt wurde. Hier wirkte die hl. Jungfrau segensreich, und ihr frommes Leben wurde von Gott durch wunderthätige Kraft ausgezeichnet. Die hl. Walburga starb nach einem Leben, reich an Gottessegen und Verdiensten, gegen das Ende des 8. Jahrhunderts; ihre Reliquien wurden später nach Eichstätt übertragen und in der dortigen hl. Kreuzkirche beigesetzt.

Die Verehrung dieser Heiligen findet sich schon bald nach ihrem seligen Tode; schon im 9. Jahrhundert gab es Kirchen und Altäre, welche derselben geweiht waren. In England, Belgien und Deutschland wurde ihre Verehrung und Anrufung besonders in Augenleiden sehr volksthümlich. Nach der von den Eichstätter Klosterfrauen bewahrten Lebensbeschreibung wurde sie am 1. Mai heilig gesprochen, und deshalb an diesem Tage ihr Fest gefeiert. Im Maimonate des Jahres 1877 wurde ihr Jubiläum in Eichstätt mit großer Feierlichkeit begangen.

Von dem sogenannten Walburgis-Oele, einer wasserhellen Flüssigkeit, die aus ihrem Reliquienschreine quillt, erzählen schon Urkunden des 9. Jahrhunderts. Bischof Philipp von Rathsamhausen († 1322) berichtet, daß er selbst seine heilsame Kraft erfahren, indem er durch den Gebrauch desselben von einer tödtlichen Krankheit befreit wurde. Dieselbe Wohlthat erfuhr später Bischof Eucharius Schenk von Castell († 1697). In Stadler's Heiligen-Lexicon heißt es darüber: „Die Feuchtigkeit fließt jetzt noch durch eine viereckige Oeffnung aus dem darüber liegenden Steine, auf welchem die hl. Reliquien ruhen, durch silberne dachrinnenartige Röhrchen in einen größernen silbernen Behälter und wird von hier aus in die Nähe und Ferne versendet." — Abgebildet wird die hl. Walburga als Aebtissin mit Stab und Buch; auf dem

Buche trägt sie das Oelfläschchen. Auch hat sie wohl drei Aehren in der Hand, weil sie nach der Meinung Einiger ein Kind vom Hungertode befreite. Sie wird auch vor einer Monstranz knieend abgebildet, um ihre Andacht zum hl. Altarssacramente anzudeuten. Als Patronin wird sie verehrt in der Stadt und Diöcese Eichstätt. In der Basilika des hl. Bonifatius zu München sieht man die Heilige, ein Kreuz in der Hand haltend, nebst zwei Nonnen (Thecla und Lioba) in einem Schiffe, dessen Steuerruder ein Engel führt. Das Bild zeigt an, daß diese drei heiligen Jungfrauen auf den Ruf des hl. Bonifatius ihre Heimat verließen und nach Deutschland kamen, um hier als Lehrerinnen des christlichen Glaubens und als Vorbilder der christlichen Tugenden Gottes Reich in den Seelen der Neubekehrten aufzurichten.

Es kann das genannte Attribut der Aehren auch aus dem altdeutschen Rechte erklärt werden. Der Halm (stipula, festuca) wurde zum Zeichen feierlicher Auflassung, Entsagung oder Kündigung mit der Hand geworfen oder gereicht, bald von den Betheiligten, bald von dem Richter; darum findet man in den Urkunden des Mittelalters so oft den Ausdruck „mit Halm und Munde", d. h. mit geworfenem Halme und ausgesprochenen Entsagungsworten; „mit Hand und Halm", weil mit der Hand der Halm gereicht wurde oder weil vorher ein Handschlag erfolgte. Daß auch bei den Römern in alter Zeit ein ähnlicher Gebrauch gegolten hat, daran erinnert noch der Ausdruck »stipulatio«. Eine Anwendung des Strohhalmes in einer besonderen Form der Eidesleistung wird von Johannes Müller in seiner Schweizergeschichte erwähnt: Wurde ein ganz einsam ohne Hausgesinde lebender Mann überfallen, so nahm er drei Halme von seinem Strohdache mit vor den Richter und beschwor den Frevel. Jungfrauen, die der Welt entsagten, warfen den Halm. Schannat (Trad. Fuldens.) führt eine Formel an: „Ich lege ab die vergängliche und hinfällige Eitelkeit der Welt mit dem Werfen dieses Halmes." Somit kann das genannte Attribut der hl. Walburga das Ordensgelübde der freiwilligen Armuth andeuten.

Der hl. Wendelin. (20. Oct.)

Patron der Landleute und Hirten.

Im Regierungsbezirke Trier liegt die Stadt St. Wendel, früher Hauptort des Koburgiſchen Fürſtenthums Lichtenberg, ſeit 1834 durch Vertrag an Preußen abgetreten; dieſer Ort iſt nach dem hl. Wendelinus benannt: derſelbe wird abgebildet als Jüngling mit dem Schäferſtabe und der Taſche; weil er von den Landleuten als Patron verehrt wird, ſo findet ſich ſein Bildniß in vielen Landkirchen.

Nach der Legende war der hl. Wendelinus von vornehmer Abkunft und ſtammte aus Schottland; um Gott ungetheilt in der Einſamkeit und Verborgenheit dienen zu können, verließ er ſchon in der Jugend ſein Vaterland. Im ſchlichten Pilgergewande beſuchte er nach der frommen Sitte ſeiner Zeit verſchiedene Gnadenorte, namentlich Rom, und kam dann als Fremdling, Allen unbekannt, in die Landſchaft Weſtrich im Bisthum Trier, wo er als Einſiedler lebte, den Boden urbar machte und die Leute der Umgegend in der chriſtlichen Lehre unterrichtete. In demüthiger Selbſterniedrigung wurde er dann Hirt bei einem Edelmanne, und ſichtbar ruhte der Segen auf ſeiner Herde. In ſeiner Heiligkeit erkannt, wurde er zum Abt eines nahen Kloſters erwählt, allein dieſe Würde änderte nichts an ſeiner bußfertigen Lebensweiſe und Demuth. Dem Landvolke ſtand er in allen Angelegenheiten, namentlich mit ſeinen in der Viehzucht erworbenen Kenntniſſen freundlich und uneigennützig bei. Vor ſeinem ſeligen Hinſcheiden, welches im Jahre 617 erfolgte, wurde ſeine vornehme Herkunft entdeckt. Sein Grab wurde durch Gebetserhörungen verherrlicht, und es entſtand daſelbſt bald eine Ortſchaft, woraus das jetzige Städtchen St. Wendel ſich entwickelte. Die Wallfahrtskirche, worin ſeine Reliquien verehrt werden, iſt ein herrliches Denkmal der gothiſchen Baukunſt. Das Grab des Heiligen iſt mit den Bildern der hl. Apoſtel und des hl. Wendelin geſchmückt. Das Städtchen Butzbach in der Wetterau hat auch eine ihm geweihte Kirche, da nach der Ueberlieferung der Heilige, die Lahn heraufkommend, den dortigen Umwohnern gepredigt hat. (Stadler, Heil.-Lex. V. S. 778.)

In alter Zeit pilgerten selbst aus seiner schottischen Heimath viele Christen zu seinem Grabe und opferten an dieser Gnadenstätte eine Kerze in der Größe eines Mastbaumes, von denen noch zwei zu beiden Seiten des Hochaltars zu sehen sind. Noch immer schmücken zahlreiche Votivtafeln und Weihgeschenke die St. Wendelskirche. Auf Kirchenbildern wird dem Heiligen wohl der hl. Schutzengel beigegeben, der über ihn und seine Heerde wachte.

Der hl. Wilhelm der Große. (10. Februar.)

Patron der Klempner und Harnischmacher.

Der hl. Wilhelm, bei den Bollandisten „der Große" genannt, lebte in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts und war der Stifter des Ordens der Wilhelminer. Oft ist er mit dem Herzog Wilhelm von Aquitanien verwechselt worden, bis der Bollandist Henschen durch eine gelehrte Untersuchung seine Legende aufhellte. Er war von edler Abkunft und in seiner Jugend gleich vielen Großen seiner Zeit, unbändig, streitbar und fehdelustig. Der heil. Bernhard übte damals durch die Gewalt seiner Rede einen wunderbaren Einfluß auf die Gemüther seiner Zeitgenossen; durch die Predigt des Heiligen bekehrt, wandte sich Wilhelm zur Buße und er wurde, wie ein Zeitgenosse von ihm sagt, „ein erschreckliches Beispiel der Buße", indem er es auf sich nahm, auf bloßem Leibe einen Lederpanzer zu tragen und sich mit zehn schwer lösbaren Ketten zu gürten, darüber ein härenes Kleid zu tragen und, den Eisenhelm auf dem Haupte, barfuß nach Rom zu pilgern. Papst Eugen III. legte ihm eine Wallfahrt nach Jerusalem auf; Wilhelm begab sich im Jahre 1145 auf den Weg und brachte acht Jahre im heiligen Lande zu. Von dort kehrte er um das Jahr 1153 wieder nach Europa zurück und fing an als Eremit zu leben, und zwar zunächst in der Gegend von Pisa, hernach „im Stalle von Rhodi" im Gebiete von Siena. So nannte man die unwirthsame und schauerliche Gegend, die der Heilige sich zum Orte seiner Bußübungen erwählt hatte; das Kloster, welches dort errichtet wurde, erhielt den Namen Maleval (Wildenthal). Im Jahre 1156 gesellte sich zu dem hl. Einsiedler ein Schüler Namens

Albertus, der später sein Leben beschrieb. Als der hl. Wilhelm sein nahes Ende voraussah, empfing er die hl. Sterbesacramente und starb am 10. Februar 1157 in den Armen seines Schülers Albertus. Seine Schüler lebten nach den Grundsätzen und Lehren ihres Meisters und bildeten die Genossenschaft der Wilhelminer, die bis in das 18. Jahrhundert bestand. Papst Innocenz III. hat den frommen Ordensstifter heiliggesprochen und Gregor IX. erbaute zu seiner Ehre eine Kirche. Sein Fest wurde in Maleval durch ein Indult des Papstes Pius II. auf den 1. Mai verlegt, weil im Februar die Wege jener Gegend nur schwer zu begehen sind. (Stadler, Lex., II. 553.)

Der hl. Wilhelm wird abgebildet als Ritter mit dem Schwerte und trägt als Abzeichen die zehn Kettchen kreuzweise über der Brust; zu seiner Seite hat er einen Helm und einen Schuppenpanzer. Wegen dieser Darstellung wurde er von den Klempnern (in Süddeutschland Spängler genannt) und den Harnischmachern als Patron erwählt. Sie führten im Wappen einen silbernen Helm oder Harnisch in grünem Felde. Nach Lang kommt auch St. Eustachius als Schutzheiliger derselben vor. Der genannte Autor sagt über die Entwickelung dieses Gewerbes: „Im grauen Alterthum hatte man bereits Flaschen von schwarzem Eisenblech zur Aufbewahrung von Getränken. Im Mittelalter verfertigten die Flaschner, von den Spänglern getrennt, außer Oefen, Röhren und Flaschen auch Helme und Harnische für die Ritter. Die Spängler durften damals nur in weißem oder gelbem Blech arbeiten, und die Blechlaternenmacher bildeten noch im 16. Jahrhundert eine eigene Zunft.“ Letztere hatten nach Cahier in Frankreich den heil. Markus zum Patron, den Schutzheiligen der Stadt Venedig, woselbst dieses Gewerbe sich früh durch kunstfertige Arbeiten auszeichnete; auch kommt daselbst als Patron der Klempner (ferblantiers) der hl. Eligius vor, der als Kunstschmied das Patronat aller Metallarbeiter erlangt hat.

Der hl. Willigis. (23. Februar.)

Patron der Wagner.

St. Willigis, Erzbischof von Mainz, berühmt auch in der deutschen Reichsgeschichte als Erzieher und Berather des Kaisers, ist einer der größten Männer des 10. Jahrhunderts; er gilt als Erbauer des Mainzer Domes und der St. Stephanskirche in Mainz, wo er auch seine letzte Ruhestätte fand. Er war nach der Legende eines Radmachers Sohn, weshalb ihn auch die Wagner als Patron verehren. Demüthig erinnerte er sich seiner geringen Herkunft, daher der Spruch: „Willigis, deines Ursprungs nicht vergiß!“ Daher auch das Attribut des Rades auf seinen Bildern. Es wird oft das Rad im Wappen der Stadt Mainz auf den hl. Erzbischof zurückgeführt, doch ist dieses Wappenbild wohl älteren Ursprunges. Professor Guerrie hat es in einer gelehrten Abhandlung als wahrscheinlich nachgewiesen, daß Mainz schon vor dem 10. Jahrhundert das Rad in seinem Wappen führte. Es ist dieses Rad als Wappenbild wahrscheinlich dadurch entstanden, daß ein Kreuz mit einem Kreise umzogen wurde. Schon der Umstand, daß Kurköln und Kurtrier Kreuze im Wappen führten, legt die Vermuthung nahe, daß das Mainzer Rad ursprünglich ein von einem kreisförmigen Nimbus umgebenes Kreuz war.

Den Bemühungen des hl. Willigis verdankte Otto III. die Kaiserkrone, welche er ihm im Jahre 983 zu Aachen auf das Haupt setzte. Während dessen Minderjährigkeit hatte er nach dem Hinscheiden der Kaiserin Theophania drei Jahre lang mit der Kaiserin Adelheid die Regierung des Reiches. Als Reichsregent machte er sich um die Verbreitung des Christenthums in den nördlichen Ländern verdient, sowie auch um die Erhebung würdiger und verdienter Männer auf die deutschen Bischofsstühle; es erhielten von ihm die Consecration der hl. Adalbert, Bischof von Prag, Bernward von Hildesheim, Burchard von Worms. Mitten in den Reichsgeschäften und in den höchsten weltlichen Ehren bewahrte er eine innige Gottesfurcht und eine kindliche Demuth. An Jahren und an guten Werken reich starb er am 23. Februar

1011; sein Grab hat er in der Mainzer St. Stephanskirche erhalten, auch wird daselbst das Meßgewand des Heiligen aufbewahrt. Die sog. Willigis-Kelche sind nach Stadler nicht von ihm eingeführt, wurden aber in alter Zeit an seinem Gedächtnißtage gebraucht.

Auf Kirchenbildern hat St. Willigis als besonderes Kennzeichen das Rad. Für die Wagner, deren Patron er ist, theilen wir noch über die Symbolik des Rades einige Nachrichten mit, zumal dieselben auch für viele andere Leser einiges Interesse haben mögen. In der christlichen Kunst ist das Sinnbild des Rades angewandt worden als Attribut auf Heiligenbildern, bei den Engeldarstellungen und im Kirchenbau bei den sogenannten Radfenstern; auch als heraldisches Zeichen ist es einige Male gebraucht worden. In der Heraldik unterscheidet man verschiedene Formen des Rades: das Katharinenrad, d. i. ein von einem Kreise umgebenes griechisches Kreuz, das Mühlrad, das Wagenrad, dessen Speichen oft gedrechselt und schön verziert sind, und das Spornrad (engl. mullet); letzteres hat gewöhnlich die Gestalt eines steigenden Sternes mit fünf Spitzen, kommt oft auf englischen Wappen vor und ist da das Beizeichen des dritten Sohnes einer Familie. Als Feldzeichen soll das Rad in dem beim Beginne der Glaubenstrennung ausbrechenden Bauernkriege vorgekommen sein neben dem Bundschuh, dem damals gebräuchlichen Bauernschuh; die aufständischen Bauern in Süddeutschland, so wird berichtet, nahmen als Wappenschild auf ihren Fahnen das Pflugrad (das Rädel) und schwuren, ungetrennt zu bleiben, wie die Speichen des als Bundeszeichen gewählten Rädels; der Ausdruck Rädelsführer zur Bezeichnung des Anführers einer aufrührerischen Schaar wird auch von dieser Begebenheit abgeleitet. In strafrechtlicher Bedeutung ist der Rädelsführer derjenige, welcher bei einem von Mehreren verübten Verbrechen die zur Vollendung desselben gehörenden einzelnen Handlungen angibt, und es wird von den Etymologen das Wort auch wohl von der Wurzel »ra« abgeleitet, auf welche auch die Ausdrücke Rotte, Rudel u. a. zurückgeführt werden.

Schon im Alterthum war das Rad ein Sinnbild der Unbeständigkeit, hergenommen von dem steten Umdrehen desselben.

So bedeutete es das an Wechselfällen und Schicksalen reiche Menschenleben; die Alten stellten daher die Nemesis dar, wie sie mit einem Fuße auf einem Rade steht. Diese Vorstellung ist auch der hl. Schrift nicht fremd. Jacobus (3, 6) nennt den Lebenslauf »rota nativitatis«, „das Rad der Geburt", weil die Jahre des Lebens in unaufhörlichem Kreislauf einem Rade gleich vorübereilen. Im Mittelalter, namentlich seit dem 12. Jahrhundert, kam der Gebrauch auf, den Gedanken an den Wechsel und die Unbeständigkeit der irdischen Dinge in dem sogenannten Glücksrade (rota fortunae, roue symbolique) vorzustellen, an dessen Speichen Figuren auf- und absteigen. In der Dichtkunst und bildenden Kunst, namentlich in den Bilderhandschriften, wird oft das Glücksrad angebracht und besonders auf das wechselnde Schicksal der Fürsten und der Könige bezogen.

Die Vorzeit, welche es liebte, in Stein und Farbe dem Volke nützliche Wahrheiten zu predigen, hat kein Bedenken getragen, das Glücksrad auch an und in den Kirchen abzubilden, und es mag dasselbe für die Einbildungskraft des Volkes oft ein ernster Mahner gewesen sein, um an die Vergänglichkeit des zeitlichen Glückes zu erinnern. In dem hortus deliciarum der Aebtissin Herrad von Landsperg aus dem 12. Jahrhundert wälzt Fortuna selbst das Rad, auf dem Könige auf- und absteigen. In dem Codex „Der Könige Buch" (in München) hat das Glücksrad die Inschrift: regno, regnavi, regnabo, sum sine regno. (Ich herrsche, ich habe geherrscht, ich werde herrschen, ich bin ohne Herrschaft.) In einem Radfenster am Münster zu Basel hat das Rad sechzehn Speichen und am äußeren Rande zehn Figuren, von denen vier emporsteigen, vier fallen, eine unten liegt und oben eine gekrönt thront. Dem Glücksrade an der Kirche zu St. Zeno in Verona sind erklärende Inschriften beigegeben. Zuweilen erscheint an dem Glücksrade im Wechsel der irdischen Dinge der Heiland, das Alpha und Omega.

Nur ganz äußerliche Aehnlichkeit mit dem Glücksrade ist vorhanden, wenn ein Kreis von bestimmten Personen oder allegorischen Gestalten mit einer als Mittelpunkt geltenden Persönlichkeit in Form eines Rades erscheint (Müller, Kunst-Lexikon, S. 472), z. B.

die Philosophie als Mittelpunkt der sieben freien Künste, Christus, umgeben von den Evangelisten oder den Attributen derselben, so in dem Siegel der Notare von Modena (abgebildet bei Müller a. a. O., S. 383). Aehnlichkeit mit dem Glücksrade hat das Zeitrad, in dessen Darstellung sich die Künstler am Schlusse des Mittelalters gefielen. „Die Zeit hat Flügel", heißt es in dem Sprichwort, und so wurde die Zeit als geflügeltes Rad abgebildet. Als Sinnbild der schnellen Bewegung ist das geflügelte Rad auch als Symbol der Eisenbahnen in Aufnahme gekommen. Die Darstellung des Zeitrades nahm auf die verschiedenen Lebensalter Bezug, wobei zuweilen allerlei satyrisch allegorische Gestalten eingemischt wurden. Eine der seltsamsten Abbildungen der verschiedenen Altersstufen befindet sich zu Annaberg in Sachsen aus dem Jahre 1425; die Gestalten, welche die Lebensalter darstellen, sind in Hochrelief gearbeitet, jede derselben hält einen Wappenschild mit einem die Eigenschaften des betreffenden Alters satyrisch symbolisirenden Thiere.

In dem Kirchenbau kam neben dem viereckigen Fenster mit der Dreispitze oder dem Kranze schon früh ein mit speichenförmigen Stäben versehenes rundes Fenster, das sogenannte Radfenster, in Aufnahme. Größere romanische Kirchen haben sehr oft über dem Portale ein solches radförmiges Prachtfenster (St. Katharinenrad). Im Uebergangsstyl wurden diese Radfenster an der Kirche umfangreicher und mit großer Sorgfalt ausgeführt. Der gothische Styl füllte diese Radfenster mit kunstvollem Maßwerke aus, welches aus Blättern und Päßen besteht. Kreuser glaubt, daß diese Radfenster und Fensterrosen eine symbolische Bedeutung haben: „es würde eine große Unerfahrenheit in dem Geiste der Vorzeit verrathen, wenn man in ihnen keinen anderen Geist sehen wollte, als den der beliebten Bauform; der Alte that nichts ohne Ueberlegung, und war ein Gedanke der hl. Schrift in Stein auszudrücken, so wurde er ausgedrückt." Ueber die Symbolik des Rades in der Bildersprache der hl. Schrift und der Kirchenväter schreibt der genannte Autor u. a.: „Das Rad ist schon durch den Propheten Ezechiel (1, 15) geheiligt und zwar in Verbindung mit den Thieren, welche den Evangelisten beigegeben worden, und in

einer Verschlingung von Radwerk, welches äußerst lebhaft an die deutsche Bauweise erinnert. Auch in den Psalmen (86, 19) erscheint das Rad, d. i. der Erdkreis bei der Stimme des Donners, nicht minder im Ecclesiastes als Bild der Unbeständigkeit. In den Schriften der Kirchenväter (Kreuser führt zahlreiche Beweisstellen an) ist das Rad ein Sinnbild der Heiligen Gottes. „Das Rad berührt nur leicht in seinen untersten Punkten die Erde, erhebt dann beim Drehen dieselben Punkte aus der Tiefe zur Höhe und eilt gleichsam vom Irdischen zum Himmlischen, sinnbildend darum die Heiligen, die sich über die Erde schleppen, aber im Gehorsam gegen Gott zur Höhe anstreben."

Rad im Rad deutet nach Gregor das neue Testament, das im alten schon enthalten ist. Noch reicher und verständlicher wird die Symbolik bei der Fensterrose. Bekanntlich spielen Rose und Lilie im hohen Liede eine große Rolle. „Die Rose ist die liebliche Blume aus dem Stamme Jesse, dem der Heiland und seine göttliche Mutter entsproß. Sie wird daher auch auf beide gedeutet, wie denn auch in der lauretanischen Litanei Maria die geheimnißreiche Rose genannt wird und schon in der alten Kirchensprache die gottgeweihten Jungfrauen Rosen hießen. Daß die Rose ein Geheimniß andeutet, lehrt noch der Volksausdruck: in der Blume, in der Rose sprechen. Das Geheimniß war aber die unbefleckte Empfängniß und ewige Jungfräulichkeit der göttlichen Mutter und die Geburt des göttlichen Sohnes." Die schönsten Lieder des Mittelalters berühren diese Saiten und auch die deutsche Baukunst liebte die Rosenverzierungen. Erwähnen wir noch zur Symbolik der Radfenster, daß das Kreuz im Kreise — und diese Form hat das St. Katharinenrad — von jeher als das Attribut der drei göttlichen Personen galt, denen z. B. ausschließlich der kreuzförmige Nimbus zukommt. Der Kreis bedeutet den Erdkreis, das Kreuz Gott den Erlöser, das ganze Zeichen die Allherrschaft Gottes in der Welt. In der morgenländischen Kirche wurde der Engelchor der Throne als geflügelte Feuerräder mit Engelköpfchen dargestellt, jedoch bilden die Flügel eine Art Thron und sind in der Mitte mit Augen besäet. Diese Darstellung (Ezechiel 10, Kolosser 1) bezieht sich auf die feurigen Regenbogen, auf denen Gott thront,

und auf die feurigen Räder neben den Cherubim, deren Ezechiel gedenkt. Flügel und Räder sind Sinnbilder der schnellkräftigsten Bewegung, der Allmacht, die vielen Augen Sinnbilder der Allwissenheit neben der Allmacht. Bouraſſé (les cathédrales de France) führt auch Darstellungen von Engeln an, die Räder unter den Füßen haben zum Zeichen der Schnelligkeit, mit welcher sie Gottes Befehle vollziehen.

Als Attribut auf Kirchenbildern kommt das Rad namentlich bei jenen hl. Blutzeugen vor, die durch das Marterwerkzeug des Rades litten. Der hl. Donatus, Bischof von Arezzo († 362) litt unter Julian dem Abtrünnigen und hat auf seinen Bildern ein mit Lichtern besetztes Rad in der Hand. Die hl. Euphemia litt unter Diocletian, wurde durch das Rad gemartert und den wilden Thieren vorgeworfen; sie hat deshalb auf ihren Bildern das Rad als Attribut und Löwen und Bären neben sich. Das Rad des hl. Willigis wurde oben erklärt, außerdem haben noch auf ihren Bildern das Rad als Attribut die hl. Katharina von Alexandrien, der hl. Goar (das Töpferrad), der hl. Pantaleon, über welche in besonderen Artikeln gehandelt ist.

Der hl. Wolfgang. (31. October.)

Patron der Hirten, Holzfäller, Bildschnitzer und Schiffer.

Der hl. Wolfgang, ein gefeierter Bischof Bayerns, Zeitgenosse eines Willigis und so mancher Sterne am Himmel der Heiligen, wurde um das Jahr 920 geboren. Er stammte aus dem schwäbischen Adelsgeschlechte von Pfullingen und schloß auf der Klosterschule zu Reichenau mit einem jungen Edelmanne Namens Heinrich, dessen Bruder Bischof von Würzburg war, eine innige Freundschaft. Beide studirten später zu Würzburg, wo der berühmte Italiener Stephan Unterricht ertheilte. Wolfgang's Scharfblick und Kenntnisse überragten bald die seines Lehrers, der ihn deswegen beneidete. Um nicht länger ein Stein des Anstoßes zu sein, folgte Wolfgang der Einladung seines Freundes Heinrich, der inzwischen Erzbischof von Trier geworden war. Er lehnte jedes höhere Amt, das ihm angeboten wurde, ab und widmete sich

dem Unterricht der Jugend. Nach Heinrich's Tode besuchte er noch einmal seine Eltern und trat dann in das Kloster Maria Einsiedeln. Nach einigen Jahren reiste er mit mehreren Ordensbrüdern nach Ungarn, um den Heiden das Evangelium zu verkünden, auch hielt er erfolgreiche Missionen in Böhmen ab.

Vom Kaiser Otto II. zum Bischof von Regensburg ernannt und 968 vom Erzbischof von Salzburg geweiht, begann er sein großartiges Wirken für Kirchenzucht und Sittenreinheit und war selbst ein Muster für Alle. Er behielt das Kleid und die Strenge seines Ordens bei und brachte oft ganze Nächte im Gebete zu. Er vermied das Lob der Menschen und zog sich in eine Einöde an dem noch jetzt nach ihm benannten See bei Salzburg zurück, wo ihn nach mehreren Jahren ein Jäger zufällig auffand; zur Freude Aller mußte er nach Regensburg zurückkehren. Nachdem er zwanzig Jahre dem Hirtenamte vorgestanden hatte, erkrankte er auf einer Reise nach Oberbayern zu Guppingen, ließ sich in die Kirche des hl. Othmar tragen und entschlief nach dem Empfange der hl. Sterbesacramente im Jahre 994.

Abgebildet wird der hl. Wolfgang als Bischof mit einem Beil in der Hand. Das Attribut des Beiles bezieht sich auf folgende Legende: Als er in die Einöde sich begeben und sein Gefährte ihn verlassen hatte, warf er nach dem Gebete das Beil, womit er das nöthige Holz fällte, vom Felsen ins Thal, um da, wo es niederfalleu würde, sich eine neue Zelle zu bauen. Das Beil aber rollte an das Ufer des Sees, und er erbaute daselbst sich eine kleine Zelle, welche noch in dem Marktflecken St. Wolfgang gezeigt wird. Am Hochaltar in der Kirche daselbst sind Scenen aus seinem Leben dargestellt von Michael Pircher, wie er die dortige Kirche baute, darin predigt, Kranke heilt und Getreide unter die Armen vertheilt.

Der hl. Wolfgang ist der Patron von Bayern, Oettingen, Regensburg und wird in manchen Gegenden als der Schutzheilige gegen den Schlagfluß verehrt. Sein Name scheint die Ursache gewesen zu sein, daß er auch von den Hirten zur Abwehr der Wölfe angerufen wurde. Der Name der Heiligen hat, wie in der Einleitung bemerkt wurde, wiederholt zu naiven Wortspielen

Anlaß gegeben, welche nicht ohne Einfluß geblieben sind auf die Auswahl der Schutzpatrone. Das Volk liebt die Dichtung und den Scherz; man denke nur an die zahlreichen Wetterregeln und Bauernsprüche, in denen die Namen der Heiligen genannt werden. Solche Wortspiele und Scherze können bei dem ernsten Beurtheiler leicht Anstoß erregen, wenn man aber bedenkt, daß sie einer frommen, mit den Heiligen vertrauten Zeit und der naiven Volksdichtung entstammen, so wird man nicht zu strenge darüber richten. Zur Charakteristik wurden in der Einleitung mehrere Beispiele genannt. Eine Anspielung auf den Heiligennamen ist darin zu erkennen, wenn Clara (klar) und Lucia (licht) als Patrone gegen Augenleiden, Blasius als Patron der Windmüller, Servatius als Patron für gutes Gelingen, Serenus als Patron für heiteres Wetter genannt werden. Cahier meldet, daß die französischen Kartenhändler die hl. drei Könige, und die Seiler den hl. Paulus als Patrone verehrten; letztere, so sagt er, feierten das Fest Pauli Bekehrung (conversion de saint Paul), der Name erinnere an die Arbeit der Seiler, die, um vorwärts zu kommen, brav rückwärts müssen schreiten. Die Seiler mögen übrigens den heil. Paulus auch wohl deshalb erwählt haben, weil der hl. Apostel bei der Verfolgung zu Damaskus sich rettete, indem er in einem an einem Seile befestigten Korbe die Stadtmauern herabgelassen wurde. Diese Beispiele lassen sich noch vermehren. Man geht deshalb wohl nicht irre, wenn man auch in dem erwähnten Patronate des hl. Wolfgang eine Anspielung auf den Namen des Heiligen erkennt.

Mit großer Feierlichkeit wird das Fest des hl. Wolfgang in dem nach ihm benannten Orte St. Wolfgang gefeiert. Früher veranstalteten die Holzknechte und -Fäller einen Umzug, bei welchem sie alle im Sonntagsstaat und mit blanken Sägen und Beilen erschienen. Vier Knechte trugen auf einer Bahre einen Glaskasten, in welchem die Axt des hl. Wolfgang, mit Perlen, Blumen und goldgestickten Bändern geschmückt, ruhte. An beiden Seiten flatterten buntfarbige Bänder, deren Enden von Kindern getragen wurden. Andere trugen köstlich geschnitzte Holzarbeiten, wie Crucifixe und ausgeschnittene Bilder, welche Kunst der hl. Wolfgang geübt haben

soll. Der Zug ging unter Gebet und Gesang zu dem sogenannten Wechselberge, wo man die Axt auf einen Felsenvorsprung stellte.

Auf dem St. Wolfgangs- oder Abernsee im Hausruckwinkel, wo in der nordwestlichen Bucht der Falkenstein hervorragt, die Felswand, auf welcher der Heilige einst eine Einsiedelei erbaut haben soll, pflegen nach Reinsberg die Schiffer, die nach St. Gilgen (Aegidius) fahren, jedesmal dem Echo, das dort herausschallt, zuzurufen: „Heiliger Vater Wolfgang, komme ich zurück? sage Ja!“ Bei Windesstille wird das Echo daselbst achtmal zurückgegeben.

So haben sich an den Namen und das Fest des Heiligen zahlreiche Volksgebräuche angeschlossen, ein Beweis, daß seine Verehrung tiefe Wurzeln geschlagen hat in dem Andenken des Volkes.

I. Heiligen-Verzeichniß.

(Die Ziffern bedeuten die Seitenzahl.)

Achatius 72.
Aegidius 76.
Agatha 78.
Agnes 80, 85.
Agnes von Bona 83.
Aldegunde 103.
Aloysius 83.
Andreas 85.
Anna 51.
Antonius, der Einsiedler 88.
Antonius von Padua 91.
Apollonia 103.
Arnold 121.
Athanasia 130.
Augustinus 94.

Barbara 95.
Bartholomäus 99.
Benedictus 101.
Benedict von Avignon 196.
Benno 251, 281.
Bernhard 103.
Bernhard, der Einsiedler 153.
Bernward 145.
Blasius 108.
Bonaventura 110.
Bonifatius 159, 179.

Camillus von Lellis 114.
Cäcilia 117.
Christina 120.
Christophorus 121.
Cosmas und Damian 124.
Crispinus und Crispinianus 125.
Cyriakus 130.

Dionysius 133.
Dominikus 135.
Donatus 337.
Dorothea 136.
Dunstan 145.

Eligius 145, 331.
Elisabeth 148.
Erasmus 151.
Eulogius 326.
Euphemia 337.
Eusäus 130.
Eustachius 153, 331.

Fiacrius 139.
Firminus 156.
Florian 155.
Franziscus von Assisi 156.
Franziscus von Paula 157.
Franziscus Xaverius 158.

Gabriel 66.
Georg 161.
Gertrud 137.
Goar 167.
Gregor 169.
Gualfardus 148.

Heilige, vier gekrönte 284.
Helena 175.
Herren, gestrenge 179.
Hippolytus 281.
Hubertus 181.

Jacobus, der Aeltere 185.
Jacobus Allemannus 231.
Ignatius 188.
Johannes Berchmans 85.
Johannes Evangelista 190.
Johannes von Gott 114.
Johannes von Nepomuk 194.
Johannes der Täufer 56.

Joſeph 42.
Iſidor 196.
Ivo 198.

Karl der Große 202.
Katharina von Alexandrien 205.
Kinder von Bethlehem 207.
Könige, die hl. drei 139, 339.

Laurentius 210.
Leo, der Große 214.
Leonard 216.
Liborius 218.
Lucia 223.
Ludwig 83, 225.
Lukas 101, 228.

Mamertus 179.
Margaretha 234.
Maria 12—42.
Maria Magdalena 231.
Marinus 57.
Markus 101, 231, 237, 331.
Martha 242.
Martin 246.
Mathias 251.
Matthäus 255.
Mauritius 259.
Michael 61.
Monika 262.

Nicolaus 264.
Notburga 271.

Ottilia 273.
Otto 324.

Pankratius 179.
Pantaleon 274.
Paulus 276.
Petrus 278.
Phocas 139.

Raphael 70.
Reinold 284.
Rochus 285.

Joh. Bapt. de la Salle 291.
Sebaſtian 293.
Serapion 231.
Servatius 179.
Severus 130.
Simon 303.
Stanislaus 85.
Stephanus 305.

Thecla 309.
Thomas, Apoſtel 312.
Thomas von Aquin 314.

Urban, Biſchof 317.
Urban, Papſt 139, 155, 317.

Valentin 325.
Veronika 320.
Vitus 85, 322.

Walburga 326.
Wendelin 329.
Wilhelm 330.
Willigis 332.
Wolfgang 337.

Zitta 272.

II. Sachregister.

(Die Ziffern bedeuten die Seitenzahl.)

Abtstab 102.
Aehre 328.
Aerzte 108, 228, 274.
Angebinde 274.
Apostelbilder 312.
Apostelтage 304.
Apotheker 70, 124.
Arbeiter 45, 51, 110, 242.
Arbeiter-Vereine 276.
Architecten 95, 312.
Artillerie 95.
Augenleiden 223, 327.
Aveglocken 67.

Bader 124.
Bäcker 91, 148, 264.
Barbiere 227.
Bauern 196, 326.
Baumgärtner 317.
Bauschreiner 251.
Beichte 76.
Beichtväter 194.
Benedictiner 102.
Bergkirchen 64.
Bergleute 51, 70, 91, 95.
Biene als Sinnbild 106.
Bilderhändler 116.
Bildhauer 284.
Bildschnitzer 337.
Bischofsstab 102.
Bleistiftmacher 314.
Blinde 273.
Blumengärtner 136.
Boten 66.
Brauer 121, 155, 264.
Brücken 196.
Buchbinder 225.
Buchdrucker 190.
Büchsenmacher 293.
Bürstenmacher 88.
Büßer 231.

Dachdecker 70.
Dienstboten 206, 271.
Dominikaner 136.
Drachenbilder 243.
Drechsler 151.

Edelsteine 194, 308.
Eltern 51, 264.
Empfängniß Mariä, Fest 13.
Engelbilder 68.
Epilepsie 190, 325.
Evangelisten 230, 241, 258.

Fahne als Symbol 165.
Familie, die christliche 42.
Färber 303.
Feuersbrunst 78, 210.
Fischer 85, 264, 280.
Förster 181.
Frauen 76, 92, 217.
Friseure 231.

Gärtner 137, 138, 139.
Gasthäuser 139.
Gastwirthe 167, 242.
Geburt Mariä, Fest 34.
Gefangene 217.
Geometer 312.
Gerber 99, 126.
Gesellen-Vereine 45, 127.
Gewitter 96.
Glaser 228.
Glocken 79, 89.
Glockengießer 78.
Glöckner 95.
Goldarbeiter 145.
Gürtler 78.

Hahn als Sinnbild 324.
Halsleiden 103.
Hammer als Sinnbild 285.
Hand als Symbol 269.
Handschuhmacher 126.
Handwerkerstand 42.
Harnischmacher 330.
Haupthaar 233.
Heimsuchung Mariä, Fest 26.
Herz Mariä, Fest 28.
Himmelfahrt Mariä, Fest 30.
Hirten 329, 337.
Holzfäller 337.
Hufschmiede 148.
Hüttenarbeiter 98.
Hutmacher 97, 185.

Jagdrecht 183.
Jäger 153, 182.
Jesuiten 189.
Imker 103.
Infanterie 259.
Innungen 5.
Jugendpatrone 83, 322.
Jungfrauen 80, 206.
Juristen 198.

Kaminkehrer 155.
Kammmacher 231.
Kaufleute 61, 156.
Kavallerie 261.
Kinder 207, 264.
Kirche 42.
Kirchenpatrone 3.
Klempner 330.
Kniee 285.
Köche 210.
Kopfleiden 133.
Krankenhäuser 114.
Krebs 103.
Kreuz 176.
Kreuzweg 321.
Krippe 142.
Kupferschmiede 322.
Kürschner 56.

Landleute 88, 216, 223, 234, 326, 329.
Lederarbeiter 303.
Lehrer 199, 205.
Leinwandhändler 320.
Leinweber 130.
Licht als Symbol 19.
Lichtmeß 18.
Lilie als Sinnbild 49.

Mainz 332.
Maler 228.
Maurer 56, 97, 303.
Messerschmiede 259.
Metallarbeiter 182, 331.
Metzger 99.
Mineure 97.
Missionen 158.
Mond 16.
Müller 120, 205.
Musiker 56, 117, 214.
Müttervereine 262.
Mystik 111.

Nadler 175, 293.
Nagelschmiede 175.
Name Jesu 190.
Namensfest Mariä 36.
Nothhelfer 72, 76, 95, 110, 121, 130, 151, 152, 225.

Opferung Mariä, Fest 40.
Ortsnamen 1.
Ortspatrone 3.

Paderborn 218.
Pallium 82.
Palme 48, 72.
Patronate, Gründe der Auswahl 5.
Pest 90, 284, 295.
Pfau als Symbol 222.
Pfeil als Symbol 295.
Pfeilenhauer 293.
Pilger 70.
Posamentirer 83.
Postbeamte 66.
Priester 194, 199.

Rad als Sinnbild 333.
Reisende 139.
Ring als Sinnbild 240.
Rosenkranzfest 37.
Rothgerber 303.

Salbenhändler 231.
Sänger 117, 169, 214.
Sattler 126, 145, 161.
Schiffer 55, 85, 151, 264, 278, 337.
Schlagfluß 338.
Schleifzunft 76.
Schlosser 278.
Schlüssel als Symbol 281
Schmiede 145.
Schneider 56.

Scholastik 111.
Schreiner 45, 285.
Schriftsteller 190.
Schuhmacher 125.
Schuh als Symbol 128.
Schulen 169, 205.
Schulbrüder 291.
Schutzengel 71.
Schützengilden 293.
Schwert 132.
Schwertfeger 153, 161, 276.
Segen 194, 269.
Seifensieder 155.
Seiler 51, 276.
Siebenschläfer 297.
Soldaten 61, 161, 246, 259.
Spitäler 114, 285.
Stab als Sinnbild 204.
Stammbaum 124.
Steinkrankheit 218.
Steinmetzen 284.
Sterbende 96, 121, 309.
Steuerbeamte 255.
Studenten 314.
Swantovit 323.

Tauftüchlein 274.
Teppichmacher 276.
Theologen 94, 110.
Tod, der schwarze 152, 285.
Tod, unbußfertiger 237.
Töpfer 167.
Tuchmacher 246.
Tüncher 93.

Uhren 282.
Uhrmacher 278.
Unterricht, christlicher 291.

Veitstanz 322.
Vereine, kirchliche 61.
Verfolgungen 72.
Vergiftung 103, 190.
Verkündigung Mariä, Fest 23.
Verluste 91, 121.
Versuchungen 130.
Vesperbild 26.
Viehzüchter 217.

Waage als Sinnbild 63.
Wachszieher 103.
Waffengattungen 260.
Wagner 205, 332.
Waisenkinder 48.
Weber 97, 108, 125, 130, 276.
Weihnachtsfest 17.
Weinbau 320.
Wetterpatrone 179, 297.
Windmüller 108.
Winzer 99, 167, 317.
Wissenschaft 314.
Wohlthätigkeitsvereine 148.
Wollweber 110.
Wundärzte 124, 285.

Zahnschmerzen 103.
Zeltwirker 276.
Zimmerleute 45, 251.
Zinngießer 200.
Zollbeamte 255.
Zünfte 5.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

2359 693

DUE SEP '69 H

3 2044 081 704 249